

# INHALT

Betrachtungen zum negativen Menschenbild / <i>Schulrat a. D. Walter Burmeister, Meldorf</i>	7
Früher Tod / <i>G. H. Piehler</i>	16
Nachrichten aus der Familie Philipp-Otto Runges (II) / <i>Dr. jur. et phil. Fritz Bassenge (Einleitung von Bernd Funck) mit Bildern 1—4</i>	18
Shakespeares Wortspiele — deutsch / <i>Hans Georg Heun</i>	28
An L. / <i>Fritz Hagemann</i>	33
Fritz Reuter in unserer Zeit / <i>Walter Lehmecker</i>	34
Das mecklenburgische Bauerndorf Broock im Mittelalter / <i>Ulrich Abraham</i>	36
Das Christus-Bild / <i>Gerd Tolzien</i>	52
Gerd Tolzien 70 Jahre	63
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins / <i>Dr. Ulrich Fischer</i>	64
Über das Sammeln von Autographen / <i>Hans-Peter Range</i>	70
Mecklenburg und die „Danziger Postfahrt“ / <i>Ulrich Brunnert</i>	77
Rund um die Tollense / <i>Walter Karbe</i>	81
Graf Hans von Schlitz und Goethe / <i>Gerhard Böhmer</i>	90
Ein Brief aus Romantica (Teneriffa) / <i>Dorothea Engelhardt</i>	91
Meine Erinnerungen an Heinrich Seidel / <i>Propst August Wiegand</i>	92
Der Krieg / <i>Fritz Hagemann</i>	96
Die Insel / <i>Fritz Hagemann</i>	97
Bücher und Buchbesprechungen	101
Uns' plattdütsch Eck: „Wiechelmanssch“ / <i>Ina Kahns-Hinselmann</i>	107
Winter up'm Schillersdörper Teeraben (bi Mirow) / <i>Klaus Giese</i>	108
Stemhagen — Land und Lüd' / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	112
Geburtsdagsgedicht för Dr. Dr. Wegner / <i>Schnurz</i>	116
Drei Gedichte / <i>Meinhild Voth-Horstmann</i>	117
Bericht über die 25. Bevensen-Tagung / <i>W. Lehmecker</i>	118
Nachruf für Pastor Dr. Rudolf Muuss / <i>Dr. Constantin Blanck</i>	119



Bild 3

*Jeanne Bassenge geb. Bocard*  
Manjoki



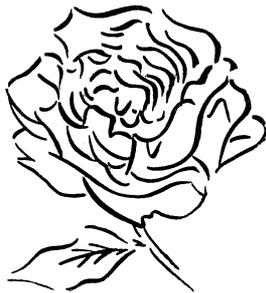
Bild 1

*Charles Bassenge*

Ludwig Geyer (der bekannte Stiefvater von Richard Wagner)

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



---

39. Jg. - Nr. 63/64

Göttingen

Herbst 1972

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 12,— DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Landessozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbeker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbeker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten

Gebr. Wurm KG, Göttingen

## Betrachtungen zum negativen Menschenbild

Von Walter Burmeister

Homo sum, humani nihil a me alienum puto (Terenz)

Die Urgeschichten in der Bibel (1. Mose, Kapitel 1 bis 11) beschäftigen sich mit den großen Fragen der Erd- und Menschheitsgeschichte. Sie zeugen vom hohen Geist der Völker, die sie erdachten. Aufbewahrt wurden diese Spekulationen in den tönernen Bibliotheken der Kulturvölker am Euphrat und Tigris sowie weiter erzählt an den Lagerfeuern der Nomaden im Nahen Osten.

Die bedeutende Qualität des Gedankeninhalts zeigt sich darin, daß er in vieler Hinsicht nicht mit den Ergebnissen moderner Forschung kollidiert, wie es vor allem die Schöpfungsgeschichte durch die Gliederung der Entwicklungsstufen in der Pflanzen- und Tiergeschichte beweist. 1. Mose, Kapitel 1, sagt, daß der Mensch am Ende dieser Entwicklung steht.

Das 2. Kapitel im 1. Buch Mose bringt eine zweite Schöpfungsgeschichte, sofern sie die Erschaffung des Menschen betrifft. Auch hier wieder richtig gesehen: die Verlebendigung des toten Erdstoffes, zwar nicht als Schluß einer Entwicklung aus dem Tierreich, sondern als einzeln gewollte göttliche Schöpfung, die aber schon die Erkenntnis gestattet, daß der lebendige Mensch Leib und Seele besitzt.

Das 3. Kapitel im 1. Buch Mose bringt die Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradiese und läßt in diesem Mythos nun zum erstenmal die Diskrepanz zwischen der sauberen Natur eines gedachten edlen Menschen und seines Übergangs zum Egoismus, der vor keiner Untat zurückscheut, erkennen. Vergleiche Kains Brudermord im 4. Kapitel. Somit ergibt sich, daß es schon damals das Bild von der verlorengegangenen anständigen Natur des Menschen gegeben hat.

Diese Darstellung muß allerdings durch die neue Wissenschaft der „Verhaltensforschung“ (z. B. Professor Lorenz u. a.) als unklar und z. T. sogar als falsch angesprochen werden. Denn die ersten Menschen als Nachkommen von Vorfahren aus dem Tierreich müssen mit Bestimmtheit andere Eigenschaften gehabt haben, zwar „natürliche“, aber keineswegs „moralische“ in unserem heutigen Sinne.

Die Verhaltensforschung bezüglich der Tierwelt ergibt, daß die höher entwickelten Tiere in ihrem Verhalten folgende Prinzipien verfolgen:

Gewinnung ausreichender Nahrung.

Abgrenzung eines eigenen Territoriums.

Kampf um den Besitz weiblicher Artgenossen.

Fürsorge für die jungen Nachkommen.

Diese Erbanlagen sind auch dem Menschen als höchstentwickeltem Säugetier angeboren, d. h. daß die ersten Menschen von Natur aus auch ohne Rücksicht auf moralische Begriffe sich im Daseinskampf durchzusetzen versuchen mußten. Siehe den Kampf des Ackerbauers Kain mit dem Viehzüchter Abel.

So sollte sich bald zeigen, daß bei Vermehrung des Menschengeschlechts und seiner Zusammenballung zu Horden, Stämmen und Völkern Maßnahmen getroffen werden mußten, die ein einigermaßen geregeltes Miteinanderleben ermöglichten. Die höheren Geistesgaben gegenüber der Tierwelt, in erster Linie die Vernunft, fanden Wege zu einem solchen erträglichen Zusammenleben innerhalb von Gemeinschaften, allerdings noch bis heute nicht für die Gesamtheit der menschlichen Erdbevölkerung, obgleich durch den Völkerbund, die UNO und den Internationalen Gerichtshof Versuche in dieser Hinsicht gemacht wurden. In der Tierwelt gibt es Beispiele von Kopf- und Leittieren, die sich meistens durch Kraft und andere besondere Eigenschaften gegenüber

ihren Artgenossen im Rudel durchgesetzt haben (z. B. Hunde, Pferde, Hühner, Affen, Hirsche usw.), wenn man von den wohlgegliederten Tierstaaten der Ameisen und Bienen absehen will. So mögen auch die ersten Horden der Urmenschen ihre diktatorischen Führer gehabt haben, manchmal einen Vater, manchmal auch eine Mutter.

Für größere Menschengemeinschaften in bezug auf ein geordnetes Zusammenleben mußte aber mehr geschehen.

Gewiß war M o s e s nicht der erste Gesetzgeber, aber es genügt an dieser Stelle, auf die zehn Gebote hinzuweisen, die ihm zugeschrieben werden. Er und die Stifter der anderen großen Religionen wie B u d d h a , K o n f u z i u s , M o h a m m e d und vor allem J e s u s C h r i s t u s verstanden es, mit Vernunft und göttlichen Personifikationen Moralbegriffe zu entwickeln, die aus vorhandenen Anlagen ein menschliches Gewissen als wertvollstes Glied der Ethik ausbilden konnten.

Die Staaten schufen dann Gesetze, die im wesentlichen auf dem Sittenkodex aufbauten.

Die großen Philosophen erdachten Systeme, die den Menschen nach Darlegungen aus der Vernunft richtig erkennen und auch bessern sollten, was trotz aller staatlichen Gesetze und Vorschriften der Religionen nicht voll erreicht wurde.

An dieser Stelle nenne ich als Beispiele nur P l a t o n (um 400 v. Chr.), der die Tugend so hoch herausstellte und die Liebe zum Wahren, Guten und Schönen als Ideale des menschlichen Lebens pries.

Als zweites Beispiel soll K a n t (1724–1804) mit seinem Sittengesetz — dem kategorischen Imperativ — aufgeführt, aber auch gleich gesagt werden, daß er den Satz hinterlassen hat: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung.“

In der Bibel wird die Austreibung der Menschen aus dem Paradies damit begründet, daß sie das Gebot, nicht vom „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ zu essen, mißachteten. 1. Mose, Kap. 3, Vers 4 und 5: Da sprach die Schlange zum Weibe: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“

Wenn die Menschen in allen Jahrtausenden und auch heute noch so unendlich viel Böses getan haben und weiter tun, so könnte man als Gottgläubiger schließen, dem Schöpfer seien die Menschen nicht richtig gelungen; er hätte als Allmächtiger doch Menschen schaffen müssen, die gar nicht in der Lage gewesen wären, Böses zu tun.

Aber wo wäre dann noch ein Unterschied zwischen Mensch und Tier zu erkennen gewesen? Wäre dann der Mensch nicht nur als Sklave seiner, an bestimmte Lebensrichtlinien gebundenen, Art zum moralischen Verhalten prädestiniert?

Früher wurde in den Schulen gelehrt, daß der Mensch außer seinen fünf körperlichen Sinnen — Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen — auch fünf seelische Sinne habe: Vernunft, Verstand, Gedächtnis, Freier Wille und Gemüt, d. h. seelisches Gefühl. Mögen auch manche Tiere etwas von diesen Eigenschaften besitzen, was nach Ansicht verschiedener Forscher nicht immer unbedingt als Instinkt bezeichnet werden brauche, und mag ich selber nach meinen Erfahrungen wie der alte B r e h m auch an eine Seele gewisser Tiere, z. B. der Hunde, glauben, so ist doch Tatsache, daß die genannten seelischen Eigenschaften den Menschen über das Tier erheben.

Wenn nun die Vernunft uns die Möglichkeit gibt, zu erkennen, was gut und böse ist und was das Menschengeschlecht tun müßte, um ein „vernünftiges“ Leben ohne Krieg und Betrug zu führen, so sollte es doch zu schaffen sein, daß ein moralisches, sauberes, ja paradiesisches Leben die paar Jahre unseres Erdendaseins glücklich gestalten könnte.

Gesetze und Religionen haben keine vollkommenen Erfolge erbracht. Kriege, Morde, Räubereien und viele andere Untaten füllten täglich die Zeitungen in aller Welt.

Im Laufe der Jahrhunderte haben viele kluge Menschen nach weiteren Wegen gesucht, um die Menschheit in ihrem Benehmen untereinander zu bessern. Die Juden

versprochen den Angehörigen ihrer Religion, daß sie nach Berücksichtigung der Gebote, Verbote und sehr zahlreicher ritueller Vorschriften schon auf Erden dafür von ihrem Gott Belohnungen zu erwarten hätten. Der Brahmaismus sieht die Seelenwanderung durch gutartige und bösertige Tiere als das Mittel ihrer Reinigung und Säuberung an. Der Buddhismus verspricht die Vereinigung des Guten und Weisen nach dem Tode mit dem höchsten Wesen im Nirwana, d. h. in Ruhe und Seligkeit. In der christlichen Dogmatik verstand man unter „Hölle“ einen uns unbekanntem Ort, der von dem Himmel der Seligen durch unübersteigliche Weiten getrennt ist, wo die Verdammten nach dem Jüngsten Gericht ewige Strafen erleiden müssen. Auch die Lehre vom Fegefeuer als Übergangsstufe der Halbreinen zur ewigen Seligkeit sollte die katholischen Christen für ein frommes Erdenleben beeinflussen. Der Islam lockt mit einem Himmel und droht mit einer Hölle.

In Klöstern und Einsiedeleien erreichten kleine Minderheiten seit Jahrtausenden ein „gottwohlgefälliges“ Leben. Auch sonst gab es zu allen Zeiten gewiß zahlreiche Personen und Familien, die sich mit Erfolg bemühten, ein Dasein der seelischen Sauberkeit zu führen. Aber auf die Menschen in ihrer großen Mehrheit traf und trifft noch immer zu, was im 1. Buch Mose, Kap. 6, Vers 5, und Kap. 8, Vers 21, in den Worten ausgedrückt ist: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“

Der „Mecklenburgische Landeskatechismus“ (Schwerin 1930) bringt zu diesem Thema folgende Fragen und Antworten:

Frage 137: „Wie nennen wir die Übertretung eines Göttlichen Gebots?“

Antwort: „Sünde“.

Frage 139: „Woraus entspringt alle Übertretung oder Sünde?“

Antwort: „Aus der Entfremdung von Gott und der Hinneigung zu ungöttlichem Wesen, mit der wir schon auf die Welt kommen.“

Frage 140: „Wie nennen wir diese angeborene Verkehrtheit unseres Dichtens und Trachtens?“

Antwort: „Erbsünde“.

Dazu wird hingewiesen auf die Worte des Apostels Paulus im Römerbrief, Kap. 3, Vers 23: „Es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollen.“

Bei diesem Punkt kommen wir zu der Lehre eines der bedeutendsten Dogmatikers des Christentums: zu **A u g u s t i n** (354–430).

Er lehrte, daß durch Adams Sünde die Sünde über alle Menschen verbreitet sei. Er verwendete zuerst den Ausdruck „Peccatum originale“ und meinte damit die Erbsünde. Er lehrte weiter, daß dem Menschen seitdem der freie Wille und alle Kraft zum Guten fehle. Er könne sie nur durch Gottes Gnade erhalten.

**A u g u s t i n** lehrte auch die „Prädestination“ (Vorausbestimmung), d. h. den freien Beschluß Gottes, durch den er nur einen Teil der Menschen nach dem Sündenfall zum Heil berufen hat und den anderen Teil in der Verdammnis belassen will. Der Streit um strenge und mildere Formen der Prädestination hat in den verschiedenen christlichen Konfessionen jahrhundertlang gedauert und ist eigentlich bis heute noch nicht eingeschlafen. Wie sehr diese Lehre die Menschen gleichgültig werden lassen kann, ist ohne weiteres zu erkennen.

In vielen Religionen sollten die Götter durch Darbringung von Opfern versöhnt werden, wenn die Menschen sich gegen göttliche Gebote vergangen hatten. In der christlichen Lehre gilt nach der Vorstellung der Apostel, daß Christus sich als das wahre Opfer dargebracht und dadurch alle Sünden der Menschen gesühnt hat. Es kommt nur darauf an, daß der einzelne teil hat an dieser Sühne.

**P a u l u s** schreibt im Römerbrief Kap. 5, Vers 18: „Wie nun durch e i n e s Sünde Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch e i n e s Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen.“

Und im Kap. 8, Vers 32: „Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“

Und im Kapitel 3, Vers 28: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben.“

Was soll man nun unter „Glauben“ verstehen? Der „Mecklenburgische Landeskatechismus“ antwortet auf diese Frage: „Seine ganze Zuversicht auf Gott setzen“ und weist hin auf den Hebräerbrief Kap. 11, Vers 1, wo es heißt: „Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet.“

Einfacher und verständlicher wäre es wohl, wenn man die Lehre Christi in die zwei Sätze zusammenfaßte: „Liebe deinen Nächsten und vertraue auf Gott.“

Im Verhalten von Mensch zu Mensch würde Befolgung folgenden Spruches aus der Bergpredigt (Matthäus 7, Vers 12) die ideale Grundhaltung des Gewissens schaffen: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.“

Die Liebe, als höchstes sittliches Gebot im Leben aller Menschen verkörpert, könnte sicher das Dasein auf unserer Erde zu einer glücklichen Zeit machen. Aber leider hat das Christentum durch gutes Wollen und viele hoffnungsvolle Ansätze es bisher nicht geschafft, die Angehörigen der christlichen Konfessionen in ihrer Gesamtheit zu bessern. Als häßliches Beispiel in der Gegenwart braucht man nur an die Zustände in Nordirland zu denken. Es sind immer nur Minderheiten, natürlich auch innerhalb anderer Religionsgemeinschaften, die schlimmem Egoismus entsagt haben und in ihrem Tun einem geschärften Gewissen folgen.

Dabei zeigen die allermeisten Menschen noch einen Stolz auf ihre, nach eigener Meinung, großartigen Eigenschaften, der unberechtigt und sogar unehrlich ist. So kann es kein Wunder sein, daß sich ernste, kluge Denker fanden, die als Satiriker die Menschen bloßstellten.

Francis Bacon, geb. 1560, hatte in seiner Philosophie als einzige Erkenntnisquelle die Sinneserfahrung, die Beobachtung und das Experiment gelten lassen, nicht die Spekulation.

Sein englischer Landsmann Hobbes, geb. 1588, ging von Bacons Empirismus aus und endete beim Materialismus.

Jonathan Swift (1667–1745) verwandte der damaligen Lehre nach für den Menschen den Begriff „animal rationale“ (vernunftbegabtes Lebewesen) im Gegensatz zum Tier („animal irrationale“). In seinen satirischen Schriften liegt nun die Pointe darin, daß er die Menschen als schlechter und unvernünftiger gegenüber den Tieren darzustellen versucht.

1727 erschien sein bekanntestes Werk „Gullivers Travells“. Diese sehr ernst gemeinte Menschheitssatire konnte mir in meiner Jugendzeit durch die zu Kinderbüchern umgearbeiteten „Gullivers Reisen“ in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht klar werden, genau so wenig wie Miquel de Cervantes (1547–1616) satirischer Ritterroman „Don Quixote de la Mancha“.

Swift läßt besonders in „Travells IV“ durch die edlen Pferde („Houyhnhnms“) alle Mängel und Schwächen der Gesellschaft, Institutionen, Sitten usw. auf mangelnde Vernunft zurückführen. Die „Yahoos“ als affenartige Wesen sollen die Menschen als Zerrbilder zeigen.

Ulrike Hambusch schließt in einer Arbeit an der Universität Münster (1971) mit Recht aus Swifts Darstellungen: „Dann beruht Menschheitssatire auf der Erkenntnis der Diskrepanz zwischen den Kräften, die nach genauer Analyse als das menschliche Handeln motivierend anzusehen sind, und den Normen, die allgemein als verbindliche Richtlinien für moralisches Handeln gelten.“

Ob alle Satiriker so hart über den Entwicklungszustand der Menschen dachten, ist sicher mehr als fraglich. Vielleicht wollten manche nur ihren Jux über Politiker und

bestimmte Gesellschaftsschichten als interessante Lektüre darbieten. Viele haben bestimmt auch gemeint, durch solche Anprangerungen die Menschen zur Einkehr und Umkehr bewegen zu können.

Ich selber denke auch, daß es nicht ausgeschlossen ist, Swift möchte in einem Winkel seiner Seele gehofft haben, der Menschheit könne noch geholfen werden, wenn man ihr die Maske vom Gesicht reiße und ihr im Spiegel der Satire zeige, wie dumm und böse ihr Inneres in Wirklichkeit aussieht. Ob er als Pfarrer sich von dieser Art der Beeinflussung mehr versprochen hat als von der scheltenden und ermahnenden Kraft der Kanzelpredigt? Wer will diese Frage entscheiden? Jedenfalls bedeutete seinerzeit Swift mit seinen „Gullivers Reisen“ einen Höhepunkt und wohl auch den Endpunkt der experimentellen Satirenliteratur.

Als eine ganz kurze Zusammenfassung der Swiftschen Gedanken mögen folgende Sätze gelten:

a) Der Mensch verfügt zwar über ein gewisses Maß als „reason“, ist aber nicht in der Lage, diese Vernunft „vernünftig“, d. h. als Kontrollorgan der „passions“ einzusetzen.

b) Swift konfrontiert den Menschen im Kulturstadium nicht mit dem Menschen im Urzustand, sondern mit dem Tier als Repräsentanten des Urzustandes. Der Naturzustand gilt als Zustand der Vollkommenheit. Das Tier wird so dargestellt, als sei es dem Menschen in jeder Hinsicht überlegen. Die Summe seiner Eigenschaften ergibt die „ideale Norm“.

c) Swift greift nicht im eigentlichen die tragisch-paradoxe Natur des Menschen und sein daraus resultierendes Fehlverhalten an, sondern seinen „generic pride“, also den absurden Stolz auf nicht vorhandene Qualitäten.

Der Vergleich von Menschen mit Tieren ist uralt und in Spuren allen indogermanischen Stämmen bekannt. Im 10. und 11. Jahrhundert wurde der Stoff der Tiersagen von Geistlichen in lateinischen Gedichten zu didaktischen und satirischen Zwecken benutzt. Einige kürzere Stücke davon hat G r i m m (z. B. die *Ecbasis captivi*) in den lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts (Göttingen 1838) veröffentlicht.

Ein niederdeutsches episches Gedicht, das seinen Stoff aus der Tiersage schöpft, ist der „Reineke Vos“. Eine niederländische Prosa wurde wahrscheinlich von dem Rostocker Stadtschreiber und Buchdrucker H e r m a n n B e r k h u s e n in niederdeutsche Verse umgestaltet. Die erste Ausgabe erschien 1498 in Lübeck, dann seit 1517 mehrmals in Rostock. Das Werk fand viel Beifall, je mehr es sich, besonders im 2. Teile, als Satire auf das Tun und Treiben der Gewalthaber, deren Vasallen und Räte sowie auf das sittenlose und ränkevolle Leben des höheren Klerus erwies. G o e t h e fand den Inhalt wertvoll genug, um das Werk, in Hexametern umgedichtet, 1794 neu in Berlin erscheinen zu lassen.

Gegenüber S w i f t , der die ganze Menschheit in ihrem Kulturstadium als minderwertig gegenüber dem Tier darstellte, haben wir es im „Reineke Vos“ mehr mit einer Satire auf einzelne Typen des Menschen zu tun. Auch gilt das Tier im „Reineke Vos“ nicht einfach als Idealbild der Natur, sondern es wird in seinen Arten eben nur benutzt, um der Gesellschaft ein satirisches Bild der Unvollkommenheit vieler ihrer Mitmenschen vorzuhalten. Gemeinsam bleibt aber die Erkenntnis des unberechtigten Eingebildetseins der Menschen, die in ihrem Egoismus weit von einer moralischen Vollkommenheit entfernt sind. S w i f t geht somit in seiner Menschheitssatire viel tiefer auf ein „negatives Menschenbild“ vor und will darlegen, daß dessen Vertreter einfach nicht „vernünftig“ leben.

Wollen wir uns mit einem solchen „negativen Menschenbild“ abfinden?

R o u s s e a u (1712–1778) meinte, daß das Kind von Natur aus gut sei und durch Fernhaltung vom verderblichen Einfluß der Zivilisation und der zeitgenössischen Gesellschaft nach der Devise „Zurück zur Natur“ in einer individuellen Erziehung zur idealen Ausreife gebracht werden könne. Abgesehen davon, daß es unmöglich ist,

jedem Kind eine solche Einzelerziehung zu bieten, wie Rousseau sie in seinem Roman „Emile“ dem Zögling durch den Hofmeister angedeihen läßt, hat sich ja gezeigt, daß seine zum großen Teil wertvollen Gedanken keine entscheidende Änderung im Benehmen der Menschen untereinander erbracht haben.

Sigmund Freud (1856–1939) hat als Begründer der Psychoanalyse wohl Wege vorbereitet, durch die die gegenwärtige Psychotherapie manche seelischen Erkrankungen heilen kann und auch Erkenntnisse zum Fehlverhalten mancher Individuen zu bieten vermag. Aber einmal gibt diese Wissenschaft noch keine in die Tat umzusetzenden Erziehungsgrundsätze, die allgemein Fehlentwicklungen ausschließen, und zweitens hat Freud nach meiner Ansicht und der Auffassung zahlreicher Wissenschaftler und Pädagogen bestimmt die Triebkräfte auf dem Gebiet des Sexuallebens in ihrer Bedeutung für die Taten der Menschen erheblich überbetont.

Die enormen Fortschritte in der psychologischen Forschung haben bei vielen Pädagogen die Hoffnung erwachsen lassen, daß die Psychologie die Wissenschaft sei, die maßgebend helfen könne, eine Besserung im Verhalten der Menschen zu Menschen herbeizuführen. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die praktischen Erzieher im Gegensatz zu den Theoretikern manchen Ergebnissen und Folgerungen der Psychologiewissenschaft sehr skeptisch gegenüberstehen, meines Erachtens zu Recht.

Ich glaube, daß die Besserung des Menschengeschlechtes von einer ganz anderen Seite her angepackt werden müßte.

Wenn im 1. Weltkriege noch eine im Laufe der Zeiten entstandene Ritterlichkeit in den Kämpfen, in der Behandlung der Gefangenen, in der Verschonung der Zivilbevölkerung und in der Achtung des persönlichen Eigentums zu erkennen war, so zeigte der 2. Weltkrieg in seiner Eigenschaft als „totaler Krieg“, daß wir in der Humanität wieder weit, weit zurückgesunken sind. Da ich selber beide Kriege als Frontsoldat mitgemacht habe, kann ich aus eigenem Erleben bekennen, wie schmerzlich diese Entwicklung uns getroffen hat.

Die Erlebnisse der Nachkriegszeit sowie die grausamen Verbrechen in den zivilisierten Völkern der Gegenwart sind erschreckende Beispiele weiterer Tiefpunkte in der Moral.

Ich möchte meine Meinung etwas übertrieben so ausdrücken: Die Kinder und jungen Menschen genießen an vielen Stellen in Schule und Elternhaus, verstärkt noch durch die Massenmedien, wohl eine Ausbildung aber keine ausreichende Erziehung.

Die meisten Eltern meinen, ihre Kinder würden ohne Eingriffe von selber den richtigen Weg ins Leben finden. Die Schulen sind durch Lehrpläne angewiesen, immer mehr Wissen zu vermitteln. So wird der Verstand hoch entwickelt. Die Fortschritte in der Technik und die neuen Erfindungen sind Zeugnisse davon.

Wie steht es aber mit der Erziehung in den anderen Eigenschaften der Seele: Vernunft, Gedächtnis, Freier Wille, Gemüt bzw. seelisches Gefühl?

Vielleicht wurde das Gedächtnis in der alten Schule in mancher Hinsicht überstrapaziert.

Der Freie Wille ist nur dann im Sinne von Fichte (1762–1814) ein „fester und unfehlbarer guter Wille“, wenn er von einem sauberen Gewissen getragen wird. Dazu ist unbedingt notwendig, das Gemüt des Kindes von der frühesten Jugend an entsprechend zu beeinflussen, vor allem durch Vorbild, Lob und Tadel, und zwar in steter Konsequenz.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ein Kleinkind mit einem Jagdhundwelpen in Beziehung setze, aber der Mensch als höchstentwickeltes Säugetier sollte sich ruhig einmal einen solchen Vergleich gefallen lassen.

Es ist unbedingt notwendig, dem Junghund im ersten Halbjahr seines Lebens feste Grundlagen für seine Erziehung und spätere Arbeit, vor allem auch Gehorsam und Sauberkeit, einzupflanzen, weil es später viel schwerer, wenn nicht sogar unmöglich, ist, ihn noch fest in die Hand zu bekommen.

Nach meinen Erfahrungen liegt die Zeit, in der beim Kleinkind die grundlegende Erziehung geschaffen sein muß, bis zu einem Alter von vier Jahren. Die Eltern ersparen sich unendliche Mühe für die kommenden Jahre, wenn sie sich nach dieser Regel richten. Und auch dem Kind wird ein großer Gefallen für sein ganzes Leben getan.

Gewiß gibt es Ausnahmefälle, in denen sowohl ein Jagdhundwelpen wie auch ein Kleinkind von sich aus ohne besondere Einwirkung von außen zu einem begrüßenswerten Lebewesen, das keine Sorgen macht, heranwachsen wird. Aber diese Ausnahmen sind selten, und man sollte es nicht darauf ankommen lassen. Wahrscheinlich sind in diesen Fällen gewisse negative Einflüsse ausgeblieben oder nur gute Vorbilder vorhanden gewesen. Es muß an dieser Stelle auch darauf hingewiesen werden, daß es große Unterschiede in der Erziehbarkeit gibt, daß aber ein völliges Versagen beim Erziehungsobjekt ebenfalls zu sehr seltenen Ausnahmen gehört.

Wir alle wissen aus den Erfahrungen von Jahrhunderten und aus unzähligen Beispielen der Gegenwart, daß die menschliche Psyche außerordentlich beeinflussbar ist. Denken wir beispielsweise an religiöse Auffassungen, an extremen Sektenglauben und weltanschauliche Ideologien, die sich ja in der heutigen Zeit in schlimmsten Formen von anarchistischen Gruppierungen zu klarem und bewußtem Verbrechen gesteigert und leider besonders in der Intelligenz zahlreiche Anhänger gefunden haben.

Brutale Gewalt in den Erziehungsmethoden der Diktaturen kann wohl manche unerwünschte Entwicklung unterdrücken, aber eine eigentliche Besserung der Menschheit doch nicht herbeiführen.

Bleiben wir weiter bei der Frage: Was kann eigentlich noch getan werden, um den Menschen, vom Schöpfer mit den hervorragendsten Gaben ausgestattet, auf eine höhere Vollkommenheit zu bringen, zu der er sicher befähigt und bestimmt ist?

Kommen wir noch einmal zurück auf die Gliederung des Verhaltens der Seele in die Eigenschaften: Vernunft, Verstand, Gedächtnis, Freier Wille und seelisches Gefühl. Wenn diese Aufteilung auch manchem Psychologen allzu simplifiziert erscheinen mag, so gibt sie doch meinen Darlegungen eine erkennbare Grundlage.

Die Entwicklung des seelischen Gefühls zur Gewissensbildung ist sicher durch rechte Erziehung fast immer möglich.

Der „Cherubinische Wandersmann“ von Angelus Silesius (eigentlicher Name des Mystikers: Johann Scheffler, 1624–1677) stellt als seine Idealforderung auf: „Rein wie das feinste Gold, steif wie ein Felsenstein, ganz lauter wie Kristall, soll dein Gemüte sein.“

Durch gutes Vorbild, durch Religions- bzw. Moralunterricht sowie durch Erzeugung eines sauberen Traditionsbewußtseins kann man diesem Ziele zustreben.

Und dann wird noch ein anderes ganz besonders wichtig: nicht mehr wie heute nur der Ausbildung des Verstandes die erste Stelle in Schule und Studium einzuräumen, sondern die Entwicklung der Vernunft, also das vernünftige Denken, an die Spitze der Erziehung zu stellen, nachdem das Gewissen seine rechte Einstellung und feste Verwurzelung erfahren hat.

Die Abgrenzung zwischen Vernunft und Verstand erfolgt in folgendem Sinne: Während der Verstand Begriffe bildet, urteilt und schließt, richtet sich die Vernunft auf die großen ganzheitlichen Zusammenhänge, ist nach Kant somit das höhere Erkenntnisvermögen. Daß im Sprachgebrauch und auch in philosophischen Systemen nicht immer Verstand und Vernunft voneinander unterschieden werden, ist mir bekannt.

Aus den gegebenen Definitionen ergibt sich, daß die Erziehung zu vernünftigem Denken der Gewissensbildung, die doch schon beim Kleinkind einsetzt, nachgeordnet sein muß.

Ich will mich an dieser Stelle nicht darauf einlassen, in eine Beurteilung der philosophischen Begriffe „Dichotomie“ (der Mensch besteht aus Leib und Seele) sowie „Trichotomie“ (nach Aristoteles: der Mensch besteht aus Leib, Seele und Geist) einzu-

treten, sondern ich will mich gewissermaßen etwas altmodisch damit begnügen, den Verstand als geistige Kraft neben die Vernunft als „höheres Erkenntnisvermögen“ und neben das seelische Gefühl – als Voraussetzung für die Möglichkeit zu einer Gewissensbildung – zu setzen.

Wenn es im „Wörterbuch der Pädagogik“ (Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, 1957) am Schluß der Definition über „Verstandesbildung“ heißt: „Die Verstandesbildung soll das Denken nicht aus dem Lebenszusammenhang lösen, was zum Intellektualismus führen würde, sondern die ständige Verbindung mit den wirklichen Aufgaben des Lebens gewährleisten“, so möchte ich für diese Aufgabe des „Verstandes“ doch lieber mit dem Begriff „Vernunft“ arbeiten.

Aus demselben „Wörterbuch der Pädagogik“ darf ich hier auch die Begriffsabgrenzung für das „Gewissen“ wiedergeben: „Das Gewissen ist die Kernsphäre der sittlich disziplinierten Persönlichkeit, aus der heraus der Mensch verantwortlich Stellung nimmt und handelt; der Ort der „verantwortlichen Bindungen“. Diese werden durch bewußte und unbewußte Erziehung und Bildung gesetzt. Sie finden fruchtbaren Nährboden im Gemüt, dem Ort der rein gefühlsmäßigen Haltung und Bindung. Im Gewissen wird eine Instanz, aus dem Gemüt herauswachsend, über das Gemüt und, praktisch, über den Willen und die Triebe gesetzt, bei der die Selbstentscheidung in sittlichen Konflikten und Problemen liegt.“

Die Bildung der seelischen Kräfte bedeutet somit eine Charakterbildung. Vergleiche dazu besonders die Arbeiten von Georg Kerschensteiner (1854–1932) und Gerhard Pfahler (geb. 1897) und anderen namhaften Pädagogen der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart.

Der Charakter ist in bezug auf Lebensgrundstimmung, Ansprechbarkeit, Energie und Richtung der Antriebe, Spannungsgrad und weitere Eigenschaften gewiß in vieler Hinsicht erblich bedingt, bedarf aber in den meisten Fällen doch der richtigen Lenkung zu einem Handeln nach der Vernunft. Neben der Gewöhnung und Erprobung an kleinen täglichen Aufgaben, neben der körperlichen Ertüchtigung, der Willensbildung und der Kräftigung des Mutes in den Leibesübungen sowie der Zucht durch geistige Arbeit, hat das Vorbild von Persönlichkeiten aus der eigenen Familie und dem näheren Bekanntenkreis sowie aus der Geschichte eine große Bedeutung für die Charaktererziehung.

Wir erleben täglich, wie sehr die Jugend heute die Diskussion schätzt. In einem gewissen Alter von jungen und gesunden Menschen läßt sich auch in dieser Richtung viel erreichen. Man soll als Erzieher nicht ohne weiteres verlangen, daß die eigenen Ansichten stets ohne Kritik übernommen werden. Die Jugendlichen werden sich aber von geeigneten Persönlichkeiten dahin führen lassen, daß sie sich selber in einer Diskussion auch als Objekt betrachten lernen. Es geht um die Fragen: Wie bin ich von Geburt aus? Welche Gaben habe ich empfangen? Was kann ich für mich und für die Mitmenschen an Wahrem, Gutem und Schönem erreichen? Philosophische Gedanken, die sich aber nicht darin erschöpfen dürfen, durch Dialektik in logischer Argumentation entgegengesetzte Thesen gleichzeitig zu beweisen, dürften weiter geeignet sein, junge Leute erzieherlich zu beeinflussen. Das Ziel der Erziehung zum vernünftigen Denken und Handeln muß immer erkennbar bleiben. Individuelles Eingehen auf Anlagen der jungen Menschen wird auf dieser Altersstufe leichter möglich sein als bei jungen Schulkindern, obgleich es bei diesen vom psychologischen Standpunkt aus noch viel notwendiger sein müßte. Aber die Tragik des Lehrers von Schulklassen liegt in der Tatsache, daß die Schüler von ihrem Lehrer in allererster Linie Gerechtigkeit verlangen und noch nicht in der Lage sind, beurteilen zu können, ob nicht die wahre Gerechtigkeit unterschiedliche Behandlung verschieden veranlagter Kinder erfordere.

Wenn wir die jungen Menschen dazu erziehen wollen, daß sie die Grundstufe zu einer besseren und anständigeren Menschheit werden sollen, so sollen wir nicht einen „unbedingten Gehorsam“, sondern den „Willen zum Gehorsam“ gegenüber Eltern, Erziehern, Vorgesetzten und dem eigenen Gewissen mit dem Hinweis zu erreichen

suchen, daß die Jugendlichen in wenigen Jahren dem neuen Nachwuchs in derselben Situation gegenüberstehen werden, in der wir Älteren uns heute gegenüber der Jugend befinden.

Unsere Hoffnung soll dahingehen, daß sich das vernünftige Handeln unter Kontrolle des Gewissens auch hinaufschieben möge bis in jeden Angehörigen der Schichten, die den Frieden der Welt in ihren Händen halten. Heinrich Brüning (1885 bis 1970), Deutscher Reichskanzler 1930 bis 1932, schreibt in seinen Memoiren (Stuttgart 1970): „Die weniger dogmatischen und weniger faszinierenden Persönlichkeiten in der Politik, die der Erfahrung von Geschlechtern und der darauf aufgebauten Tradition mehr trauen als ihrem eigenen, durch vorübergehende Ereignisse und Stimmungen beeinflussten Urteil, werden meistens durch die Geschichte gerechtfertigt. Schließlich kann man mit jeder Verfassung und jedem Wahlsystem regieren und dauernde Erfolge erzielen, wenn im Volke und bei der Regierung gewisse Traditionen der Verantwortung für das Gemeinwohl bewußt bleiben, die als ein verfassungsrechtliches „depositum fidei“ (unveräußerliches Verwahrgut) ein stärkeres Bollwerk gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt sind als alle verfassungsmäßigen Grundregeln.“

Daß Brüning trotz dieser Einstellung scheiterte, muß eben daran gelegen haben, daß die Gegebenheiten bei seinen Zeitgenossen nur zum geringen Teil aus der Vernunft und dem Gewissen geboren waren.

Ich schließe mit einem Wort von Matthias Claudius (1740–1815), das er vor fast 200 Jahren den Mächtigen der Erde zurief:

„Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?  
Die könnten mich nicht freun!  
'ist leider Krieg – und ich begehre,  
nicht schuld daran zu sein!“

Und weise im Zusammenhang mit diesen Versen darauf hin, daß schon Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) die „süße Macht der Vernunft“ als die Grundbedingung eines jeden Friedens bezeichnete.

## GLIEDERUNG

### I. Gegebenheiten der menschlichen Unvollkommenheit

- a) Die Urgeschichten in der Bibel und die moderne Forschung in Eintracht und Widerspruch
- b) Die Notwendigkeit zu Ordnungsmaßnahmen wird schon früh bei den menschlichen Gesellschaften erkannt und in Geboten wie Verboten von Führern, Gesetzgebern, Religionsstiftern und Philosophen zu verwirklichen gesucht
- c) Die „Erkenntnis des Guten und Bösen“ als Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier

### II. Versuche zur Besserung der Menschheit

- a) durch Religionen
  1. Lockungen und Drohungen der Religionen betreffs guter und böser Lebensführung
  2. Die Lehre von der Erbsünde
  3. Sühne durch Opfer und Seelenheil durch den Glauben
- b) durch Menschheitssatire
  1. Die Menschheitssatire des Jonathan Swift, in der der Mensch als schlechter und unvernünftiger gegenüber dem Tiere dargestellt wird
  2. Andere Satiriker, die Menschen und Tiere vergleichen

- c) durch Erziehungsversuche
  - 1. Wollen wir uns mit einem „negativen Menschenbild“ abfinden? Meinungen von Rousseau, Sigmund Freud und Psychologen
  - 2. Erziehung zur Ausbildung der seelischen Eigenschaften
- d) durch Entwicklung des Gewissens und Bildung der Vernunft
  - 1. Vernunft und Gewissen
  - 2. Charakterbildung
  - 3. Wert der Diskussion mit Jugendlichen

### III. Hoffnung auf den Weltfrieden

---

#### Früher Tod

von G. H. Piehler

Die flammenden Hänge  
stieg er hinan.  
Es wirkte der Himmel  
mit seidigen Farben  
sein prunkendes Zelt.  
Jubelnde Stille  
füllte die Welt.

— — — — —  
— — — — —

Und dann —  
kam die Nacht  
und mit ihr  
der Tod.  
In Sterbensnot  
lag er auf der Statt.

Wer hat  
ihn gerichtet?  
Wer führte  
den Stab?

(1961)



Bild 2

*Paul Bassenge*  
Manjoki

## Nachrichten aus der Familie Philipp-Otto Runge (II)

Von Dr. jur. et phil. Fritz Bassenge (Einleitung von Bernd Funk)

Im Heft 51 ist von mir der erste Teil der „Nachrichten aus der Familie Philipp-Otto Runge“ veröffentlicht worden. Heute möchten wir dem Leser einen weiteren Teil vorlegen, der diesmal von Friedrich Bassenge (1901–1970), einem Mitglied der Familie, aus der die Frau des Malers stammte, verfaßt worden ist. Dieser Beitrag wurde als Vortrag für den am 4. Oktober 1936 in Berlin stattgefundenen Familientag Bassenge geschrieben. Er behandelt die Dresdner Jahre des Künstlers, seine Beziehungen zur Familie Bassenge und die sechs glücklichen Ehejahre, die er an der Seite seiner Frau, Pauline, verbringen durfte; besonders hervorgehoben werden dabei vom Autor jene zwei Jahre, in denen Philipp-Otto Runge um die Gunst seiner zukünftigen Frau und deren Familie warb.

Dieser Beitrag ist kulturhistorisch zweifellos für den interessierten Leser wertvoll und aufschlußreich, um so mehr, da die Familie Bassenge zu den bedeutendsten Geschlechtern der Stadt Dresden zählte und in ihrem Salon bekannte Persönlichkeiten des damaligen Geistes- und Kulturlebens verkehrten, von denen Anton Graff, der auch zwei Mitglieder der Familie durch seine meisterhafte Kunst der Nachwelt bewahrt hat (die Bilder sind den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Sempregalerie, übergeben worden), wohl der bedeutendste war.

Der Name verrät die hugenottische Abstammung der Familie, die im 17. Jahrhundert in Prenzlau ansässig war und dort durch den Betrieb einer Olmühle eine solide Grundlage hatte; von diesem Wohlstand zeugt noch heute das im Hause Bassenge, Staaken, befindliche Porträt des Paul Bassenge (1673–1737).

Der Leser macht also in diesem schönen Aufsatz von Dr. Friedrich Bassenge nicht nur erneute Bekanntschaft mit dem großen deutschen Romantiker Philipp-Otto Runge und seiner Lebensgeschichte, sondern er erlebt auch Gepflogenheiten und Probleme eines Bürgerhauses in bewegender Zeit (1800–1810) mit, das last not least in gewisser Weise auch an den deutschen Schicksalen jener Tage beteiligt war.

Zum Abschluß dieser kleinen Einleitung sei mir gestattet, dem Autor dieses kleinen opus einige Zeilen zu widmen.

Friedrich Bassenge hat der Nachwelt eine ganze Reihe wissenschaftlicher Publikationen hinterlassen, die gemäß den Fakultäten, die er absolviert hatte (er promovierte 1924 zum Dr. jur. und 1931 zum Dr. phil.) der Jurisprudenz nicht minder als der altgriechischen Philosophie oder der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts gerecht wurden. Aber auch in seinen rechtswissenschaftlichen Aufsätzen herrschte immer das philosophische Element vor, und so hat er sein Augenmerk auf solch schwierige und noch heute moderne Problemkomplexe wie Ethik der Strafe, das Versprechen (im Untertitel nennt er diese Arbeit: Ein Beitrag zur Philosophie der Sittlichkeit und des Rechts) oder Ehre und Beleidigung gerichtet.<sup>1)</sup>

In der altgriechischen Philosophie haben ihn immer wieder Gestalt und Denken des Aristoteles angezogen. So ist ihm die Herausgabe der „Metaphysik“ des griechi-

---

### Anmerkungen zur Einleitung

s. dazu die Veröffentlichung des Stammbaumes Bassenge im DGB: 42. Allgemeiner Band, Limburg 1968

1) Er schrieb: Rechtsverhältnis und Staat. Diss. Leipzig, 1924; Das Versprechen, in: Sonderheft der Deutschen Philosophischen Gesellschaft Berlin 1930, 79 S.; Ethik der Strafe, in: Internationale Zeitschrift für Theorie des Rechts 1-2/VIII/1934, Brünn, 83 S.; Ehre und Beleidigung, Berlin 1937, 84 S.



Bild 4

*Henri Guillaume Bassenge*  
Anton Graff

schen Universalgelehrten zu danken.<sup>2)</sup> In seinen Buchbesprechungen hat er immer wieder Aristoteles zum Thema seiner Überlegungen gemacht, diesen großen Logiker, der in der Endkonsequenz doch wieder das *τελος* zum Credo erhebt; ob seine Teleologie eine Betrachtungsweise war, wie man in jüngster Zeit beweisen wollte, eine Methode auf dem Wege zur Erkenntnis, bleibt doch wohl ungewiß.

Seine letzten Jahre verbrachte Friedrich Bassenge über Diderotstudien, die sich in verschiedenen Aufsätzen und vor allem in der Herausgabe der ästhetischen Schriften des französischen Aufklärers niederschlugen.<sup>3)</sup> Es gelang ihm u. a. ein bis dahin unberücksichtigtes Manuskript der Testalunga-Romano-Episode aus Diderots „Les deux Amis de Bourbonne“ wiederzufinden und dadurch den Text zu vervollständigen.

Mir selbst ist der Autor unseres kleinen Rungeaufsatzes als ein überaus regsamer, auf allen Gebieten mit großer Sachkenntnis tätiger Gelehrter in lebhaftester Erinnerung. Es zeichneten ihn ein scharfer Geist und große Aufgeschlossenheit allen geistigen Problemen gegenüber aus; mit großer Liebe, doch immer wissenschaftlich Fabel von Tatsache trennend, erzählte er mir auch über die Bassenges; mag sich nun der Leser selbst davon ein Bild machen und auch diesen Beitrag wohlwollend aufnehmen.

Bernd Funck

Als vor wenigen Jahren der Münchener Glaspalast abbrannte und mit ihm eine Reihe von Meisterwerken Philipp Otto Runges vernichtet wurde, da ist es eigentlich erst weiteren Kreisen des deutschen Volkes zum Bewußtsein gekommen, wer dieser Runge war. Er war, wie ich in der Ankündigung meines Referats schlagwortartig hervorgehoben habe, *der Maler der deutschen Romantik*. Keiner von denen, an die man etwa sonst noch denken könnte, weder Kaspar David Friedrich, noch Schwind, noch Ludwig Richter, noch Spitzweg — keiner von diesen ist in dem Sinne repräsentativ für die deutsche Romantik wie Philipp Otto Runge. Bei aller Tüchtigkeit im einzelnen, bei aller Versonnenheit und Gemütlichkeit fehlt ihnen doch eben jener universelle und revolutionäre Zug, der die deutsche Frühromantik und mit ihr Philipp Otto Runge kennzeichnet. Runge war Poet durch und durch, seine Märchen vom Machandelbaum, vom Fischer und seiner Frau sind Meisterstücke deutscher Märchenkunst und als solche schon damals von Brentano bezeichnet worden. Die poetische Natur, die sich noch in fast allen seiner Gemälde verrät, — das war es wohl zunächst, woran die Romantiker selbst Runge als **ihren** Maler erkannten.

Dann aber seine Verwurzelung in deutscher Religiosität, in deutscher Mystik, seine typisch romantische Wahlverwandtschaft mit Jacob Böhme. Endlich aber sein Werk selbst, vor allem die „Tageszeiten“, die als Monumentalgemälde gedacht, aber im wesentlichen nur als Umrisszeichnungen ausgeführt wurden und schon als solche auf die Romantiker, aber auch auf Goethe, einen ungeheuren Eindruck machten. Runge war aber nicht nur *auch* ein Romantiker, man muß ihn, was das *künstlerische* Wollen der Romantik anlangt, geradezu als ihren Vollender bezeichnen. Die literarische Romantik ist, künstlerisch gesehen, im wesentlichen in Programm und Versuch stecken geblieben, von Novalis vielleicht abgesehen — wie denn Novalis überhaupt der einzige unter den Romantikern war, der wie Runge wirklich kongenial genannt werden kann und der ihm auch menschlich im tiefsten ähnlich war. Aber auch Novalis hat kein Werk hervorgebracht, das sich an innerer Wucht und Größe etwa mit einem der drei großen Gruppenbilder Runges, dem Elternbild, den Hülsenbeckschen Kindern oder jenem Bild messen könnte, das ihn selbst, seine Frau und seinen Lieblingsbruder Daniel darstellt und das er „Wir Drei“ genannt hat. Runge war eben nicht nur Repräsentant

---

2) Aristoteles. *Metaphysik.*, Berlin 1960; wichtig erscheinen mir die Aufsätze: Das *τὸ ἐνὶ εἶναι*, *τὸ ἀγαθὸν εἶναι* und das *τὸ τί ἦν εἶναι* bei Aristoteles. *Philologus* 104/1960, S. 14-47 und S. 201-222; Der Fall *τὸ τί ἦν εἶναι*. *Helikon* (Neapel) 1-4/III/1963, S. 505-518.

3) Denis Diderot. *Ästhetische Schriften*. Berlin und Weimar, 1967, Bd. 1-2.

der deutschen Romantik, er war einer der größten deutschen Künstler überhaupt, ja man darf ruhig sagen: er war der größte deutsche Maler seit den Tagen Dürers, Holbeins und Grünewalds. Er war frei von allen menschlichen Kleinlichkeiten und Eitelkeiten, wie wir sie bei den Brüdern Schlegel, bei Tieck und anderen Romantikern — nicht aber wieder bei Novalis — finden. Er hatte die unbedingte künstlerische und menschliche Ehrlichkeit — in typisch deutscher Weise mit einem starken theoretischen Bedürfnis gepaart —, er hatte den Mut zum Bruch mit allem, was vor und neben ihm war, er hatte auf der anderen Seite die unbedingte Gläubigkeit, die leidenschaftliche Sehnsucht nach Unendlichkeit und das innige Gefühl der Verknüpftheit mit dem Unendlichen, er hatte vor allem das große und reine Herz, das alles Talent und alle Fertigkeit erst zum großen Künstlertum umschmelzen kann. So ist er, obwohl schon mit 33 Jahren — wiederum ähnlich wie Novalis — gestorben, nicht nur in seinem Wollen, sondern auch in seinem Vollbringen, der große Sohn einer großen Zeit gewesen, und hat uns ein Werk hinterlassen, das neben Kleist, Hölderlin, Fichte und Schelling bestehen kann und im Herzen des deutschen Volkes immer bestehen wird. Von dem Bild „Wir Drei“ hat Paul Ferdinand Schmidt, dem wir bis heute die bedeutendste Monographie über Runge verdanken, die schönen Worte gesagt, die für das ganze Lebenswerk Runges gelten: „Man kann die größten Namen und die besten Taten der Deutschen vor diesem Bilde nennen, und immer wird ein Echo aus ihm widerklingen.“

Er war damals 24 Jahre alt, Pauline Bassenge knapp 16 Jahre. Runge scheint sich gleich über die Familie Paulines erkundigt zu haben, denn das erste Anzeichen der Bekanntschaft, das man rückblickend feststellen kann, ist die Bitte in einem Briefe an seinen Bruder Daniel vom 26. 6. 01, sich um den Absatz lederner H a n d s c h u h e zu bemühen. Am 12. September vertraut er sich dann brieflich Daniel an. Er sei sehr verliebt, sehr verliebt. Er glaube, alles das zusammen gefunden zu haben, was ihn sonst nur einzeln entzückt habe. Einen dummen Streich habe er nicht übers Herz gebracht, er habe sich damit begnügt, sie zu sehen. „Und es hat mich sehr gelobt“, — sagte er — „versprochen ist sie nicht, das weiß ich, aber was soll ich tun? . . . Sollte es auf keine Weise möglich sein, gerade zum Vater zu gehen, um mir nur den Umgang dort zu erbitten?“ Er bezog seinen Eindruck von Pauline sogleich auf sein ganzes Leben und Streben, auf sein Menschen- und Künstlertum und verlangte von seinem Bruder Rat und Meinung. Daniel erzählt vom Eindruck dieses Briefes, daß ihn und die näheren Freunde die Feierlichkeit seiner Fragen aufs tiefste erschüttert hätte. Die Antwort des Bruders gab Runge Zuversicht. Er zieht weitere Erkundigungen ein. „Noch kenne ich sie nicht“, schreibt er wenig später, „allein soviel ich von ihr und der Familie wissen kann, ist auch nicht das kleinste vorgekommen, was nicht gut und löblich wäre, selbst in ihrer Erziehung“. Es war aber nicht leicht an Bassenges heranzukommen. Er schreibt darüber: „In den Quasigeschäften mit der Familie meiner Geliebten bin ich im Schwange. Nun aber sehe ich wohl, daß ich auf diese Weise ganz freundlich werde behandelt werden (er hat also wohl einen Besuch gemacht); aber, wie ich merke in den Umgang eingeführt zu werden, würde schwer halten, weil dort gar niemand Umgang hat, sie leben so bloß für sich, und diese Spekulation möchte sich etwas in die Länge ziehen. Und dann ist mir bange, gerade herausgesagt, — die anderen Schwestern sind so verheiratet worden: wenn nur eine Partie der Eltern konvenierte, das übrige findet sich dann auch, wenn just kein Widerwillen im Weg ist; also das quält mich, wenn ich es bloß von der verliebten Seite betrachte.“ Er sah nun Pauline häufiger bei Konzerten und Tanzpartien, und zwar nach Daniels Bericht durch die Familie Graff und auch durch andere Gelegenheiten, die Geschäftsaufträge für seine Familie herbeiführten. Einmal schreibt er davon, daß er am nächsten Sonntag von seinem Freund, dem Kupferstecher Veith, in die Harmonie ins Konzert mitgenommen werden würde, „wo auch gewisse Leute sind . . .“ Damit Bassenges, wenn sie sich nach ihm erkundigen, nicht zu hören bekommen: man wisse eben nichts von ihm zu sagen, er wohne da oben im Dach fünf Treppen hoch, — zieht er nun zum Löwen-Apotheker in der Will'schen Gasse eine Treppe hoch. Inzwischen sieht er

Pauline nur selten. „Durch Charlatanerien“ — so drückt er sich aus — muß er sich den Weg zu ihr bahnen. Bassenges scheinen zunächst nicht eben sehr für ihn zu sein. Er schreibt davon, daß sie ihre Meinung über ihn ändern müßten; so wie sie sei, könne er nichts mit Pauline beginnen.

Allmählich gewann er Zutritt in das Haus Bassenges. Am 20. 3. 02 erzählt er Daniel von dem Besuche, den er am vergangenen Sonntag bei Bassenges gemacht hatte: „Nachmittags ging ich dann zu Bassenges (sie saßen noch bei Tisch, da sie Gesellschaft hatten), Pauline bat mich, am Abend wieder zu kommen wo sie allein sein würden.“ Er hörte sich inzwischen eine Kirchenmusik an, fand aber dann, daß er am Abend in seiner Kirchenmusik-Stimmung nicht recht am Platze sei. „Die verheirateten Kinder gingen eben weg, es war ein Musiker und Kunstliebhaber dageblieben, wir kamen auch noch auf die Ausstellung zu sprechen, es wurde Musik gemacht und schloß mit einer sehr tragischen Ballade.“ Solche Besuche mögen sich mehrfach wiederholt haben, zu einer Entscheidung führten sie nicht. Ende Mai 1802 kam Bruder Daniel mit Freund Speckter, die auf der Messe in Leipzig zu tun gehabt hatten, nach Dresden. Daniel berichtet: „Es kam nun unter uns zu einer ernstlichen Erwägung und Beratung mit Otto über das, was in seiner Sache zu tun oder zu lassen sein möchte, wobei er sich fast willenlos in unsere, an sich schon gar nicht zur Gestaltung kommenden Meinung ergab, deren Ergebnis war, daß ich zu dem Vater Bassenge ging, ihm alle Verhältnisse offenbarte und seine Zustimmung zu einer Verbindung meines Bruders mit seiner Tochter Pauline ansprach. Derselbe lehnte aber, wohl schon gefaßt auf den Antrag — wenn auch nicht in dieser Form —, ihn vorerst der großen Jugend seiner Tochter wegen ganz und gar ab, und ich kam mit dieser unseren Geliebten noch unglücklicher treffenden Botschaft zurück.“ Otto, Daniel und Speckter fuhren zunächst zu den Eltern Runge nach Wolgast, wo die Hochzeit des Bruders Jacob gefeiert wurde. Runge entdeckte sich hier seinen Eltern, die ihm jede angemessene Unterstützung seiner Pläne zusicherten. Ehe er nach Dresden zurückkehrte, versicherte er Daniel der Ewigkeit seiner tiefsten und heiligsten Entschlüsse. Anfang Juli war er wieder in Dresden. Er ging nun nochmals selbst zu Vater Bassenge. Über den Erfolg berichtet er an seinen Vater: Herr Bassenge hat sich auf nichts weiter einlassen wollen, als was er schon gegen Daniel persönlich geäußert hatte, daß ich, wenn ich nach einigen Jahren wiederkäme, mich um die Liebe seiner Tochter bewerben könne, daß er sich aber jetzt meine Besuche — die ihm zwar immer sehr schätzbar gewesen — verbitte.“ Vater Bassenge sicherte ihm auch zu, daß er, wenn er etwa verreise, recht gerne Nachrichten von der Familie erhalten könne. Aber Runge hörte „von allem nur das Nein“. Er ergab sich einer fast völligen Hoffnungslosigkeit. Er sah das, was ganz offenbar doch nur aus den Gründen geschah, die angegeben wurden — nämlich wegen der großen Jugend Paulines —, als das Ergebnis ungenügender Kenntnis seiner Person an. Ende Juli schreibt er an seinen Vater: „Ich habe von Bassenges niemand wieder gesprochen, weiß es auch nicht zu machen; ich kenne niemand von der Familie sonst als sie gradezu selbst. Ich kann den Leuten nicht unrecht geben, weil sie mich nicht so kennen wie ich sie und es liegt auch eben kein Mittel in der Hand, um sie über mich klar zu machen.“ Von seinem Bruder verlangte er jetzt Enthaltung von jeglicher Einmischung in seine Angelegenheiten . . . vielleicht in dem sicher falschen Gefühl, daß Daniel mit seinem Besuch bei Vater Bassenge seine Chancen verdorben haben könnte. Daniel ließ sich aber nicht abhalten, fortwährend Briefe über kleine Handelsgeschäfte mit Bassenge zu wechseln. In einem Brief vom 21. Juli 1802 an seinen Freund Richter in Leipzig kommt Runges Stimmung am deutlichsten zum Ausdruck. Pauline werde schwerlich sein werden, und er könne wohl sagen: gewiß nicht, wenn er sich nicht heimlich davor fürchtete, es zu sagen. In leidenschaftlichen Worten spricht er von seiner Sehnsucht, das Schlimmste ist für ihn, daß er nicht weiß, ob Pauline ihn liebt oder nicht. Aber er brauchte hierüber nicht allzulange im ungewissen zu bleiben. „Es fanden sich (wie Daniel es schildert) wohlgesinnte weibliche Seelen, an Erfindungen nicht arm, um ihn dem Hause seiner Geliebten womöglich wieder zu nähern, wenigstens ihm mancherlei Nachrichten aus demselben zu ver-

schaffen, als daß er dem Herzen seiner Pauline nichts weniger als gleichgültig sei und die Contumaz, welche die Eltern ihm auferlegten, bloß in der Sorgfalt für die Tochter, weil sie gegen Ostern konfirmiert werden sollte, ihren Grund habe.“ Diesen Nachrichten schenkte er gern Glauben, und sie werden ja auch zutreffend gewesen sein. Am 24. 8. 02 schreibt er an Daniel: „O Geduld! Könnte ich die jetzt haben! Pauline liebt mich, das glaube ich nun gewiß. Könnte ich sie sprechen, die Felsen müßten sich erweichen und mir dienen. Ich muß durch und es muß sich alles näher geben, eher gehe ich nicht vom Flecke.“ Runge wollte also so lange in Dresden bleiben, bis er Pauline errungen hätte. Am 3. September schreibt er an seine Schwester Maria: „Liebe Maria, Pauline liebt mich, das weiß ich nun, aber wir sehen uns nicht und können uns nicht sprechen. Ich weiß, daß sie sich neulich nach mir erkundigt hat, daß sie gesagt, sie hätte doch geglaubt, daß ich ihr ein wenig gut sei, ich käme nicht mehr hin und hätte sie doch wohl betrogen; da haben die anderen ihr gesagt, daß sie nur nichts hätte von mir glauben sollen, und so wären die jungen Leute alle. — Die Angst und Freude, die ich jetzt auf dem Halse habe, drückt mich fast tot. Ich bin ihr seit der Zeit einmal begegnet und habe sie im Fluge gesprochen, wenn sie mir nun begegnet ist, ist's mir immer, als sollten wir einander um den Hals fallen — und ich höre kein Wort von ihr. Ich weiß wohl, was ich tun will, was ich arbeiten will, aber Beides, die Liebe und die Arbeit, reibt mich auf.“ Diese innere Spannung und dazu eine schwere Erkältung warfen ihn in diesen Tagen, also Anfang September, aufs Krankenlager. Während der Krankheit machte ihm Vater Bassenge einen kurzen Besuch, — wie Daniel meinte: wohl gutmütig besorgt, daß er ihn auf eine zu harte Probe gestellt haben möchte. Runge wollte auf diesen Besuch zunächst nicht viel geben, hielt aber an seiner Hoffnung auf eine Wiederannäherung fest, seitdem er sich der Liebe Paulines sicher fühlte. Anfang Oktober schreibt er an Daniel „sie seien wieder herein“ und bedauert, daß er Pauline nicht einmal wenigstens mit ihrem Vater zusammen treffen könne. „Sie sind wieder herein“: das bedeutet: sie wohnen wieder in der Stadt, denn im Frühjahr hatte Runge berichtet: „Sie sind auf den Garten gezogen“. Bassenges hatten also eine Sommerwohnung vor der Stadt, vielleicht irgendwo in Loschwitz. Am 24. Oktober glaubt Runge, daß sich Bassenges ihm wieder nähern, und zwar deshalb wieder nähern, weil er keinerlei Vergnügungen nachgehe. „Ich weiß“, so setzte er hinzu, „daß Graffs mich bitten werden, mit ihnen auf die Bälle und in die Konzerte zu gehen; das tue ich aber nicht, ich tanze diesen Winter nicht.“ Diese Drohung brauchte er allerdings nicht wahr zu machen, denn bald nahmen die Dinge eine hoffnungsvolle Wende. Er schreibt darüber am 18. Dezember an seine Mutter „Und nun einige Tage darauf, liebe Mutter, erhielt ich die Nachricht, die mir Bassenges selbst sagen ließen, ich solle nur nicht bange sein, sie wären alle für mich und daß Pauline selbst mir auch recht gut sei (in einem Brief vom nächsten Tage an die befreundete Frau Perthes heißt es noch etwas entschiedener: „daß Pauline mich über alles liebe!“). Sie veranstalteten darauf selbst, daß wir uns in einer Gesellschaft sprechen sollten; der Vater bloß ist zwar noch sehr dagegen, weil sie noch so jung ist. — Ich habe an Pauline demnächst geschrieben, und sie hat, wie ich sie auch gebeten, den Brief ihrer Mutter gezeigt, die auch alles, was ich ihr geschrieben, gut und wahr gefunden, und es ihr selbst überlassen hat, weil sie selbst doch mit mir leben sollte, ob sie um meinwillen hier alles verlassen möchte. Wir haben uns demnach gestern abend gesprochen, um uns übereinander ganz aufrichtig alles zu sagen; dann soll ich sie, außer an öffentlichen Orten, nicht wieder sprechen, bis ich sie vom Vater begehren könnte. Liebe Mutter und lieber Vater! Ich bringe Ihnen eine liebe Tochter, die mich so voll ganzer Seele liebt, wie ich sie liebe. Vor Ostern soll ich dort ihrem Vater auf keinen Fall etwas sagen, weil sie dann konfirmiert wird.“ Nach Daniels Zeugnis hat Runge in jenen Tagen auch selbst mit Mutter Bassenge eine Unterredung gehabt. Der Brief, den Mutter Bassenge so wahr und gut gefunden hatte, ist uns erhalten. In ergreifender Schlichtheit spricht hier Runge von seinem Lebensweg als Mensch und Künstler, spricht er von dem, was er Pauline schon verdanke, ohne daß sie es wisse. „Und doch bei alledem würde mir der Mut sinken, wenn ich nicht zu Ihnen das unverhohlene Zutrauen hätte, daß Sie mir gut

sind . . . Wie sollte ich den Wunsch nicht haben, ein Herz zu besitzen, das wenn alle mich zu verlassen scheinen, mit vollem Zutrauen an mir hängt! Ich kann es nur in Ihnen finden, wie ich sie mir denke, und auch gewiß glaube, daß Sie sind.“ Und dann kommen die ganz stolzen und die ganz schlichten Worte über die Seinen: Was ich Ihnen in meinen Eltern und Geschwistern bin und sein kann, das kann ich Ihnen nicht so sagen. Wir sind unser neune, und es ist keines unter uns, das nicht sein Leben für den anderen ließe. Mit meinem Bruder in Hamburg (Daniel) bin ich in jedem Falle verbunden zu stehen oder zu fallen; den kennen Sie von Ansehen.“ — In jenen Besprechungen wurde auch schon festgelegt, daß Runge, ehe er Pauline nach Hamburg mitnehmen könnte, selbst wohl erst noch einige Zeit nach Hamburg gehen möchte.

Das fand Pauline sehr natürlich. — Im Januar und Februar kommt Runge wieder einige Male zum Tanzen in den Kreis, in dem auch die Bassenges verkehrten. Ende Februar war er einige Wochen bei Tieck in Schlesien, war am 23. März wieder in Dresden und hatte nun noch einige Wochen in Spannung und Ungeduld zu warten. Mit Pauline und ihrer Mutter scheint es allerdings damals hinter dem Rücken des Vaters Bassenge schon völlig einig gewesen zu sein, denn noch im März 1803 schickte er einen gereimten Geburtstagswunsch an seinen Freund Richter in Leipzig mit einer Börse, die Pauline gestrickt und einem Butterzopf, den Mutter Bassenge gebacken hatte. Aber jedenfalls erreichte er nach Recht und Sitte erst am 13. April das Ziel seiner Herzenswünsche in seiner Verlobung. „Herr Bassenge“, so schreibt er am 15. April an seine Eltern, „hat mir die Einwilligung zur Verbindung mit seiner Tochter gegeben, und ob ich es mir wohl gedacht habe, so übersteigt doch der Segen der Gegenwart alle Hoffnung, so daß ich vor Freuden ganz schweigen möchte.“ Und nun ward er sehr bald auch dem Vater Bassenge lieb und wert. Sie begegneten sich in dem, was ihnen beiden Grundlage allen Lebens war: in ihrer tiefen Religiosität. Zehn Tage nach der Verlobung schreibt Runge an Daniel über die „Tageszeiten“, die sein Lebenswerk werden sollten: „Ich will Dir sagen, wie es gehen wird mit den vier Zeichnungen. Die etwas von der christlichen Religion halten, nur etwas ernsthaft, wenn sie auch noch so ohne Einsicht und Kenntnis in Hinsicht der Kunst sind, werden es doch verstehen; aber alle, die aufgeklärt sind, werden's verdrehen, die Probe habe ich in Händen. Der alte Bassenge ist sehr begierig darauf, und ich habe mir bloß durch ein paar Worte, die ich darüber sagte, großen Respekt bei ihm zuwege gebracht.

Er sagte neulich: „Nun ist's doch gut, daß wir den Runge haben, da kann man doch einmal ein Wort über die Religion sprechen und braucht sich nicht zu genieren wie bei anderen Leuten.“ Pauline freilich bekam geradezu ein wenig Angst vor seiner Religiosität und davor, daß sie ihn zum Katholizismus führen könnte, von dem sie nicht viel gehalten zu haben scheint. Gegen Ende des Jahres muß ihr Runge ein wenig verweisend schreiben: „Wie kommst Du nur darauf, daß ich katholisch werden könnte, und wie kannst Du so wunderliche Gedanken darüber schreiben? . . . Es ist wohl recht, was Du dagegen meinst; die Treue, womit man an dem Alten hangt, ist etwas sehr Ehrwürdiges; — aber man muß nicht gleich anfangen zu verachten . . . Und könntest Du böse auf mich werden, ich könnte es doch nicht auf Dich.“

Aber ich greife voraus. Wenige Wochen nach der Verlobung, am 3. Mai, macht er mit Braut und Schwiegereltern die erste Reise, nämlich nach Leipzig; dort hatte Vater Bassenge auf der Messe zu tun, und dort lernte Pauline zum ersten Mal Freunde und Verwandte Runges kennen. Sie freut sich sehr auf die anderen, wie Runge schreibt, und bald sollte sie die ganze Familie kennenlernen. Am 7. August reisten die Brautleute mit Mutter Bassenge in Runges Heimat, um Eltern und Geschwister in Pommern und Mecklenburg zu besuchen. Am 16. August treffen sie in Wolgast ein. Von dort aus machen sie auch größere Ausflüge in die Umgebung, so auf den Streckelberg auf Usedom und auf die Greifswalder Oie. Am 16. September waren sie wieder in Dresden. Anfang November reiste nun Runge, wie schon vor der Verlobung vereinbart, allein nach Hamburg ab, und zwar über Leipzig und Weimar, wo er Beziehungen zu Goethe anknüpfte, auf die ich noch zu sprechen komme. Am 29. November kam er in Hamburg an und kümmerte sich zunächst um eine Wohnung. Am 16. Dezember schreibt

er an Pauline: „Wir kommen, liebste Pauline, in der Schiffergesellschaft zu wohnen. Diese ist in der Bohnenstraße, wo solche sich in die Neuenburg endigt, belegen, und wir sehen aus den Fenstern die Herren nach und vor der Börse gehen. Wir haben dort 2 Treppen hoch 2 schöne, große Zimmer.“ Allzu üppig sollte es also nicht werden. Fürs Weihnachtsfest schickte er dem Vater Bassenge ein schönes Stück Hamburger Bauchfleisch und der Mutter eine Assigation auf seine vier Radierungen, die Tageszeiten. Aber, oh weh!, das Weihnachtspaket geht verloren. Pauline scheint das als böses Vorzeichen genommen zu haben – oder die Trennung schon als zu lang empfunden oder gar gedacht zu haben, Runge habe sie zu Weihnachten vergessen; denn er muß sie trösten: „O Du liebe Pauline, wie kannst Du auch nur den Gedanken haben, Du würdest nicht meine Frau werden? Morgen schicke ich nun die nämlichen Sachen von neuem ab.“

Aber auch Rungen wurde das Verlangen, bald wieder zu seiner Braut zu kommen, nach Daniels Zeugnis, „je länger je mehr kaum noch zu ertragen“. Am 7. März endlich reiste er über Güstrow nach Wolgast und überredete dort seine Eltern, trotz des ungünstigen Wetters die älteste Schwester und den jüngsten Bruder mit zur Hochzeit nach Dresden zu lassen. Sie kamen am 24. März in Dresden an, und am 3. April fand endlich die Hochzeit statt. Am 18. verließen die Eheleute Dresden, brachten ihre Geschwister erst wieder nach Wolgast und trafen am 13. Mai 1804 in Hamburg ein.

Der Sommer war, wie Daniel berichtet, „entzückend schön, und Runge genoß mit seiner jungen Frau die herrliche Umgebung Hamburgs, wo auch die edlen Familien, welche er im Winter kennengelernt hatte, ihn mit Freuden wieder aufnahmen“.

Runge erlebte nun sechs Jahre eines, soviel wir erkennen können, völlig unproblematischen und ebenso ungetrübten Eheglückes. Pauline schenkte ihm in diesen Jahren 3 Söhne und eine Tochter, und zwar den jüngsten Sohn einen Tag nach seinem Tode. Abkömmlingme aus der Ehe Runges leben noch heute. Ein Freund Runges, Rist, erzählt uns: „In Dresden hatte sich Runge eine kleine liebe Frau geholt, die gerade als eine ganz gewöhnliche, aber reine Natur, und von allem idealen Streben entfernt, sich recht zu einer Künstlerfrau zu schicken schien. Sie hatte ihm ein paar allerliebste Kinder mit pausbäckigen Engelköpfen gebracht, und die Wirtschaft im 4. Stock, wo diese Familie lebte, ohne sich um eine andre als ihre Welt zu kümmern, hatte in ihrer Einfalt und ihrem ganzen Zuschnitt etwas echt Poetisches, gerade wie gar keine Affekation darin war, vielmehr das hausbackene und spießbürgerliche Element sich auf das ungezwungendste mit dem künstlerischen darin vermählte.“ Die Kinder Runges waren geradezu berühmt, schreibt doch einmal auch Brentano an Runge: „... da Sie so liebe Kinder haben sollen...“ Die Verhältnisse waren von Anfang an sehr einfache, sie wurden die allereinfachsten in jener Zeit, die Rist schildert: als nämlich das Geschäft Daniels noch im Jahre 1804 zusammengebrochen war. Runge mußte sich längere Zeit dem Geschäft des Bruders widmen, und Ende April 1806 mußte die kleine Familie gar, allerdings wohl auch der Kriegswirren wegen, zu den Eltern Runge nach Wolgast fahren. Bezeichnend für die Gesinnung Runges ist eine Stelle aus dem Brief an Daniel vom 22. 8. 06: „Wenn vom sich Behelfen die Rede ist, so sind ich und Pauline die ersten, die es müssen, versteht sich.“ Bezeichnend aber für das Verhältnis der Familien Bassenge und Runge ist eine andere Briefstelle vom Februar 1807: „Wir haben auch Nachricht aus Dresden. Der Vater dort schreibt, wenn wir Vatern hier zulange auf dem Halse wären, sollten wir zu ihm kommen.“

Die Verbindung zwischen Dresden und den jungen Runges ist immer sehr lebhaft gewesen. Wir kennen nicht nur eine große Zahl Briefe, die gewechselt worden sind, wir wissen auch von einer Anzahl Besuchen. Von den Briefen will ich nur einen erwähnen, und zwar denjenigen, den Runge an seine Schwiegermutter am 25. 3. 08 schrieb, als deren Bruder Charles Frederick (40a) am 7. 3. 08 gestorben war: „Die tiefe Rührung, in welche Sie durch den Tod ihres lieben Bruders versetzt sind, kann bei der Stille Ihres jetzigen Zustandes nicht anders als Sie mit allen Ihren heimgegangenen und abwesenden Lieben im Geiste mehr zu vereinigen; aber wie auch immer die Zukunft Ihnen jetzt

in großen Zügen die Vergänglichkeit alles Bestrebens und die dereinstige stille Vereinigung aller liebenden Herzen vor die Gedanken bringt, — so hoffe ich doch, daß Sie mit Ihren Kindern und der jüngeren Welt eine frischere und bessere Ansicht des Lebens und die Vernichtung aller Ehrsucht und Eitelkeit, welche jetzt die Welt gefangen hält, erleben werden. Ich möchte nicht der letzte sein, der Sie in Ihrer letzten Stunde nicht noch einen freundlichen Blick auf die Welt tun ließe, die ein so schöner Spiegel des glühendsten Lebens für uns gewesen ist. Wenn uns der Liebe auch stirbt, so bleibt doch die Liebe noch heimisch auf Erden, die Liebe, in welcher wir uns alle auch wiederfinden werden.“ Als Runge so schrieb, konnte er nicht ahnen, daß nicht er die letzte Stunde seiner Schwiegermutter, wohl aber diese seine letzte Stunde erleben sollte.

Ich sprach auch von Besuchen. Im Juli 1805 war zum ersten Male Besuch aus Dresden in Hamburg, und zwar kamen diesmal die beiden alten Bassenges, um das junge Paar mit ihrem ersten Sohn im eigenen Heim wiederzusehen. Bei dieser Gelegenheit ist wahrscheinlich das Bild der Schwiegermutter entstanden, das jetzt in der Hamburger Kunsthalle hängt. Und da wir von keinem anderen Zusammentreffen mit Vater Bassenge wissen, hat Runge diesen vielleicht auch in jenen Tagen skizziert, um ihn einige Jahre später nach der Skizze zu malen. Der zweite Besuch, von dem wir wissen, führte allein die Mutter Bassenge nach Hamburg, und zwar im April 1809, um ihrer Tochter bei ihrer dritten Geburt nahe zu sein. Runge fuhr ihr bis Magdeburg entgegen, und am Abend des 10. April, an dem beide in Hamburg eintrafen, wurde Pauline von ihrem Sohn Gustav Ludwig Bernhard entbunden. Ein Jahr später, im Frühling 1810, bekam Runge heftigste Hustenanfälle — Vorzeichen der Schwindsucht, an der er noch in diesem Jahre sterben sollte. Die Anfälle hätten nach Daniels Zeugnis beinahe wieder „seine gute Schwiegermutter aus Dresden zur Herüberkunft vermocht, wäre sie nicht, gebeugt durch nähere Umstände, eben damals selbst erkrankt“.

Welches diese Umstände waren, wissen wir nicht; ein Todesfall ist in jenen Wochen in der engeren Familie nicht eingetreten. Jedenfalls hielten diese Umstände unsere Ahnen nicht ab, im November doch noch nach Hamburg zu fahren, und wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie dies noch eher getan. Den Bericht über diesen letzten Liebesdienst der Mutter Bassenge an der jungen Familie Runge will ich wörtlich so wiedergeben, wie ihn Daniel einem Freunde Runges, dem Maler Klinkowström in einem Brief vom 9. 3. 11 gegeben hat: „Pauline, welche zum Herbste ihre Entbindung erwartete, und einen leidvollen Winter fürchten mußte, ließ nun eine Nichte aus Dresden zu ihrer Hilfe in Hausstand kommen, und so zogen wir wieder in die Stadt, wo Otto bis an die Haustür entgegen kam, und wir acht Tage lang die unbeschreibliche Wonne hatten, ihn seiner Genesung mit starken Schritten näher rücken zu sehen . . . Als er nach jenen 8 Tagen von den schmerzlichsten und wütendsten Krämpfen täglich heftiger ergriffen wurde, verzagte Emma als ein junges Mädchen auch daran, dieses Kreuz länger tragen zu können, — und so kam die treffliche Mutter Bassenge auch noch zu uns, die nur auf unseren Wunsch so lange gezögert hatte. Bis Mitte Januar hat die Redliche und Tüchtige uns unterstützt, und o wie unsäglich mit uns gelitten; — ohne sie wären wir in unserem Elende vergangen! — In den letzten Tagen waren Hände und Antlitz bis zur Unkenntlichkeit geschwollen. Den besten seiner Freunde und Freundinnen, sowie auch Paulinen und mir hat er, jeden einzelnen, teils auch allen gemeinschaftlich noch am Abend vor seinem Ende die gewichtigsten, heiligsten Erinnerungen ins Herz gegeben . . . Man hatte Paulinen, die bis dahin noch über alle Vorstellungen sich standhaft bewiesen, von seinen allerletzten Augenblicken entfernt. So glaubte auch ich, seit den letzten Wochen wie außerordentlich gestärkt, nun alles aushalten zu können; allein als ich sie in demselben Augenblicke aus dem anderen Zimmer abholen und zu unserem Toten zurückführen wollte, überfiel mich eine Nervenschwäche, die ich nie erfahren, die mir in der ersten Woche alle Kräfte raubte und mich nach Gottes gnädigem Willen erst nach einem Monat verlassen hat. — Am anderen Abend, dem 3. Dezember, wurde Pauline von einem gesunden Knaben, dem 4. Kinde, Otto, glücklich entbunden, den wir erst im Januar taufen ließen und der den Namen seines Vaters erhielt.“ Mutter

Bassenge und Nichte Loewe kehrten Mitte Januar nach Dresden zurück, ein Stück begleitet vom Bruder Jacob.

Pauline blieb mit ihren Kindern noch bis Mai — wohl bis Himmelfahrt — bei Daniel in Hamburg und lebte dann bei ihren Eltern in Dresden. Nur der älteste Sohn — Otto Sigismund Runge — wurde von Daniel in Hamburg weiter erzogen, kam aber doch 1819 zu seiner Mutter nach Dresden und wurde 1821 zum Bildhauer bestimmt. Pauline hat lange hiergegen Bedenklichkeiten erhoben, getreu einer ihrer von Runge in den letzten Lebenstagen auferlegten Verpflichtung: „Wenn einer seiner Söhne sich für die Kunst würde bestimmen wollen, ihm die Gewährung seines Wunsches, ehe sie einwillige, erst recht schwer zu machen.“ Wie heilsam und schön es sein kann, sich etwas erst erringen zu müssen, das hatte Runge ja vor allem an seinem Schwiegervater erfahren. Otto Sigismund ist früh an einem Nervenfieber gestorben. Ein anspruchsloses, kindliches Aquarellbildchen von seiner Hand findet sich in dem Poesie-Album Jacques Heinrichs, das in der Hand meines Vaters ist.

Daß eine Bassenge einem der größten Künstler des deutschen Volkes ein glückliches Heim bereitet und 4 prächtige Kinder geschenkt hat, mag auch für die Familie Verpflichtung sein \*), und wenn von Pauline viel weniger geschrieben worden ist als von anderen Romantikerfrauen, so dürfte es auch hier zutreffen, daß es nicht die schlechtesten Frauen sind, von denen man am wenigsten spricht. Es darf uns auch ein schönes Bewußtsein sein, welchen Anteil die Eltern der Pauline an diesem deutschen Künstler-schicksal genommen haben, und daß Runge auch Bilder von ihnen uns geschenkt hat. Am überraschendsten und im gewissen Sinne am bewegendsten war aber für mich doch die Entdeckung, daß Runge Anlaß einer persönlichen Begegnung der Mutter Marie Friederike Bassenge mit dem größten Sohn unseres Volkes, mit Goethe, gewesen ist. Goethe hat Runge nicht nur „sicher einen der geistreichsten Künstler seines Zeitalters“ genannt; er hat ihn auch — wie sich ein Freund Runges in der etwas empfindsamen Sprache jener Zeit ausdrückt — „unsäglich geliebt“. Von der persönlichen Begegnung in Weimar 1803 habe ich schon gesprochen. Seitdem hatten sie eine Reihe von Briefen gewechselt, vor allem über die Farbenlehre. Im Juli 1808 nun war Mutter Bassenge in Karlsbad; sie scheint übrigens schon 1807 dort gewesen zu sein. Da Goethe um dieselbe Zeit in Karlsbad war, bat Runge seine Schwiegermutter, Briefe an Goethe zu überbringen. Sie fand ihn zunächst nicht, und mußte ihm dann die Briefe zuschicken, weil er einige Zeit nach Eger ging.

Zurückgekehrt schreibt Goethe am 23. Juli einen Antwortbrief an Runge und übersendet diesen am 27. Juli der Mutter Bassenge. Am nächsten Tage, also am 28. Juli, macht er ihr ausweislich seines Tagebuches eine Visite. Sie schreibt über diesen Besuch von Dresden aus am 5. 8. 08 an Runge: „Ich schreibe heute nur ein paar Zeilen, um den Brief von Goethe zu begleiten, und Dir von diesem lieben Manne etwas zu erzählen. Ich habe ihn in Karlsbad zwar nicht viel gesehen, denn unglücklicherweise ging er ein paar Tage nach meiner Ankunft nach Eger ab. Ich hatte ihn die drei ersten Tage an allen Brunnen gesucht, er war nirgends; endlich erfahre ich, daß er soeben nach Eger ging, und ich schickte ihm Deinen Brief; ein paar Tage vor meiner Abreise schickte er mir die Antwort und den anderen Tag war er so gütig, mich selbst zu besuchen. Wir haben viel von Dir gesprochen und er sagte, wie herzlich es ihn gefreut habe, an Dir einen in vielen Punkten mit ihm gleichdenkenden Mann gefunden zu haben. Er wünschte sehr, sich einmal mit Dir über verschiedene Dinge ausführlich zu besprechen; durch Briefe sei das eine sehr weitläufige und doch nicht genügende Sache. Ob es denn nicht möglich wäre, daß Du auf einige Wochen nach Weimar kommen könntest, im Oktober oder November.“ Mit diesem Zeugnis jener Tage will ich schließen. Ich glaube, man darf feststellen, daß Goethe unsere Ahne mit aller der Courtoisie behandelt hat, die eine so vorzügliche Frau verdient.

\*) Veränderung des Herausgebers. — B. F.

Zu diesem Beitrag gehören die Bilder 1—4.

## Shakespeares Wortspiele - deutsch

Eine Stilbetrachtung von Hans Georg Heun

Wenige Wochen nach dem Tode Wielands würdigt Goethe in einer Gedenkrede die Persönlichkeit seines großen Freundes und rühmt seine Verdienste um die Einbürgerung Shakespeares in Deutschland durch seine Prosatübersetzung: „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.“<sup>1)</sup> Zu den Eigenheiten Shakespeares, die Wieland nicht übertragbar scheinen, zählen die Wortspiele des großen Briten, denen man in seinen Werken auf Schritt und Tritt begegnet. Im Banne der ästhetischen Anschauungen seiner Zeit wertet er sie als historisch zu verstehende stilistische Erscheinungen, und nur gelegentlich geht er – mit mehr oder weniger Gelingen – in seiner Übertragung an ihre Nachbildung.

Im Gegensatz zu Wieland ist Goethe dem Wortspiel gegenüber aufgeschlossener. Bei der Schilderung seines Straßburger Aufenthalts in *Dichtung und Wahrheit* erinnert er sich der großen Begeisterung, mit der er und seine Freunde Shakespeare lasen, „übersetzt und im Original“, und sich an seiner Sprache ergötzten. Er erzählt, wie er und seine Freunde bei der Beschäftigung mit Shakespeare „an seinen *Quibbles* die größte Freude hatten und durch Übersetzung derselben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten.“<sup>2)</sup>

Zwischen der kühlen Zurückhaltung Wielands und dem Enthusiasmus des jungen Goethe steht die maßvolle Beurteilung Aug. Wilh. von Schlegels in seinen *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur*: „Es versteht sich, daß nicht alle Wortspiele, noch an jedem Orte zu billigen sind. Es kommt darauf an, ob die Stimmung ein solches Spiel der Phantasie zuläßt und ob die Einfälle, Vergleichen, Anspielungen, die ihnen zugrunde liegen, inneren Gehalt haben.“<sup>3)</sup>

Über Begriff und Definition des Wortspiels ist viel geschrieben worden mit dem Befund – daß es keine maßgebende, allgemein verbindliche Begriffsbestimmung dieses Stilphänomens gibt.<sup>4)</sup> Daß eine feste Bestimmung nicht möglich zu sein scheint, liegt wohl an der verschiedenen Auffassung des Spieltriebs des Menschen. Das Wortspiel ist ja eine Äußerung dieses Triebes. Der Germanist Otto Behaghel<sup>5)</sup> faßt ihn lediglich im Sinne des heiteren Spiels und nimmt dementsprechend seine Beispiele aus dem Bereich des Humors. Anders Schiller. Nach seiner Auffassung vermittelt der der künstlerischen Betätigung eigene Spieltrieb zwischen dem Stoff- oder Sachtrieb einerseits und dem geistigen Trieb – den er Formtrieb nennt – andererseits. In seiner Lehre vom Spieltrieb geht Schiller nicht auf das Wortspiel ein, was eigentlich nahegelegen hätte, zumal er sich dieses Stilelements in mancherlei Erscheinungsformen bedient. Erinnert sei – für Beispiele heiteren Charakters – an die Kapuzinerpredigt in *Wallensteins Lager*. Ein Beispiel ernster Art ist Lord Burleighs Erklärung in der *Maria Stuart*, als er von der Königin Englands „das Haupt der Stuart“ fordert:

Ihr Leben ist dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

II 3. V. 1294.

Im Gegensatz zu Schiller kommt der Kulturphilosoph Huizinga in seinem Alterswerk *Homo ludens* ein paarmal auf das Wortspiel zu sprechen. Das Spiel ist für ihn ein Kulturfaktor, und so heißt es bei ihm: „Spielend springt der sprachschöpfende Geist immer wieder vom Stofflichen zum Gedachten hinüber. Hinter einem jeden Ausdruck für etwas Abstraktes steht eine Metapher, und in jeder Metapher steckt ein Wortspiel.“<sup>6)</sup>

Die wissenschaftlichen Stilistiken führen in der Regel für Shakespeare zwei Grundformen des Wortspiels auf, die sich den Wesenselementen des Wortes, Lautkomplex und Bedeutungsträger, anpassen: Spiele mit Sprachklängen (puns) und Wortbedeutungen (quibbles); doch werden die englischen Bezeichnungen gewöhnlich nicht streng auseinandergehalten. Neben diesen beiden Grundformen des Wortspiels gibt es eine Fülle von Zwischenstufen, die sich aus der Berührung mit Reimen und Stilfiguren wie Alliteration, Antithese, Metapher u. a. ergeben, „musikalisch-poetische Sprachfiguren“ genannt.

Als einfachster Fall der Nachahmung sei ein Reimspiel aus dem *Kaufmann von Venedig* angeführt. Shylock heißt seine Tochter die Türen hinter sich fest schließen und bekräftigt dies Gebot mit einer sprichwörtlichen Redensart:

Do as I bid you; shut doors after you:  
Fast bind, fast find. II 5. 53 f.

Wiederholung und Reim dieser Wendung hat Schlegel auf der gleichen Stilebene unschwer nachahmen können unter Umsetzung des Infinitivs der Verben ins Partizipium perfecti:

Tu, was ich dir gesagt, schließ hinter dir  
Die Türen: Festgebunden, fest gefunden. 7)

Im *Sommernachtstraum* dankt Pyramus dem „süßen Mond“ für sein helles Licht und ergeht sich in überschwenglichen stabreimenden Lobpreisungen dafür:

(I thank thee, moon, for shining now so bright);  
For, by thy gracious, golden, glittering gleams,  
I trust to taste of truest Thisby's sight.  
V 278 ff.

Die meisten Übersetzungen haben die als Parodie gemeinte Überladenheit des Stils nur angedeutet, während Rudolf Alexander Schröder versucht, sich Shakespeares Ausdrucksweise anzupassen. Um die zweimalige vierfache Alliteration zu übernehmen, muß er den Inhalt der Verse dichterisch frei gestalten und die niederdeutsche Form „grall“ (hochdeutsch „grell“) einsetzen:

... durch dein gleißend, glänzend Glitzern grall  
Trau ich zu tasten Thisbes treu Gesicht. 8)

Weit schwieriger als die Nachahmung oder Umgestaltung von poetisch-musikalischen Sprachfiguren ist die Wiedergabe von homonymen Wortspielen (puns), die auf gleichlautenden Wörtern verschiedener Bedeutung beruhen. Im Englischen sind diese ihrer Herkunft nach nicht miteinander verwandten Wörter mitunter Homographen, d. h. sie stimmen im Schriftbild überein wie ‚arms‘ = „Waffen oder Arme“ (*Hamlet* V 1. 38) oder ‚to lie‘ = „liegen oder lügen“ (*Romeo* I 4. 51) u. a.

In *Romeo und Julia* will das junge Mädchen sterben, falls der Pater Lorenzo keinen Rat wissen sollte, die von ihren Eltern gewünschte Vermählung mit dem Graf Paris zu verhindern:

Be not so long to speak; I long to die,  
Of what thou speak'st speak not of remedy. IV 1. 66 f.  
Schlegel:  
O zaudre nicht so lang! Den Tod verlang' ich,  
Wenn deine Antwort nicht von Hülfe spricht.

Goethe, der nach Auskunft seiner Tagebücher 9) Schlegels Übersetzung für die Weimarer Bühne bearbeitet, schreibt:

O zaudre nicht! ich sehne mich zu sterben,  
Wenn, was du sprichst, nicht Hülfe mir verspricht. 10)

1463 f.

Um das homonyme Wortspiel Shakespeares mit den unterschiedlichen Bedeutungen von ‚long‘ wenigstens klangähnlich nachzuahmen, hat Schlegel den Text frei mit „lang – verlang“ übertragen. Goethe hält sich enger an den Wortlaut des Originals

und muß deshalb auf eine Wiedergabe des Wortspiels der ersten Zeile verzichten; er bildet dafür ein Deutsches in der zweiten „sprichst – verspricht“ anstelle von Shakespeares bloßer Wiederholung „speak’st – speak’“.

Der Übersetzer unserer Tage, Rudolf Schaller, gestaltet seinen Text unter Berücksichtigung aller Stilelemente Shakespeares:

O sprich so lang nicht – mich verlangt nach Tod,  
Verspricht dein Spruch nicht Hilfe in der Not<sup>11)</sup>

Nur lautlich stimmen bei unterschiedlicher Schreibung überein: ‚sole‘ = „Sohle“ und ‚soul‘ = „Seele“. Dieses Wortspiel wird – wenn überhaupt – bloß als Klangfigur „Sohle – Seele“ im Deutschen nachgeahmt. Doch einmal tut Schlegel einen großen Wurf mit diesem homonymen Spiel, das Wieland für unübersetzbar erklärt. In der Anfangsszene des *Julius Caesar* fragt der Tribun Marullus einen der Handwerker nach seinem Gewerbe. Der Bursche antwortet schlagfertig:

A trade, sir, that I hope, I may use with a safe  
conscience; which is, indeed, sir, a mender of  
bad soles. I 1. 13 ff.

Die Wendung am Schluß bedeutet: „ein Flicker schlechter Sohlen“, also: „ein Schuster, der zerrissene Sohlen flickt“, dann kann es aber auch bedeuten: „ein Ausbesserer schlechter (böser, kranker) Seelen“, kurz: „ein Seelenarzt“. Schlegel faßt die Antwort des Handwerkers so:

Ein Gewerbe, Herr, das ich mit gutem Gewissen  
treiben kann, wie ich hoffe. Es besteht darin,  
einen schlechten Wandel zu verbessern.

Diese zwei Deutungen zulassende Erwiderung, daß man Wandel im eigentlichen Sinne von Gehen und im übertragenen von Lebenswandel heraushören kann, ist eine bestechende Lösung. Die Überführung des Spiels mit dem Gleichklang in ein Spiel mit der Wortbedeutung und die Verlagerung von der realistischen Ausdrucksweise Shakespeares in die mehr poetische des Romantikers wird man dabei gern in Kauf nehmen.

Dem homonymen ist das assonierende Wortspiel (jingle) verwandt. Es wird durch den gleichen oder ähnlichen Klang des Inlautvokals zweier oder mehrerer Wörter gebildet und häufig mit dem Stabreim verknüpft. Ein gutes Beispiel sind Sätze aus dem *Hamlet*, in denen Polonius von seinen schauspielerischen Fähigkeiten berichtet:

I did enact Julius Caesar, I was killed i’the Capitol;  
Brutus killed me.

Dazu bemerkt der Dänenprinz ironisch:

It was a brute part of him to kill so capital a calf  
there. III 2. 109 ff.

Wieland übersetzt:

Polonius: Ich machte den Julius Caesar, ich wurde im Capitol  
umgebracht; Brutus brachte mich um.  
Hamlet: Das war brutal von ihm gehandelt, ein solches  
Capital-Kalb da umzubringen.<sup>12)</sup>

Durch die Umwandlung der Wortverbindung ‚so capital a calf‘ in das Kompositum „Capital-Kalb“ kommt das Assonanzspiel m. E. stärker zur Geltung als durch die heute übliche Ausdrucksweise „ein so kapitaless Kalb“, die spätere Übersetzer wählen, während „Brutus – brutal“ durchgängig anzutreffen ist.

Ein sehr derbes jingle ist der Fluch des bössartigen Sklaven Caliban im *Sturm*, den er seinem Herrn Prospero gegenüber ausstößt:

The red plague rid you  
For learning me your language! I 2. 364 f.

Die Übersetzer sehen von einer Wiedergabe in Form eines Wortspiels ab bis auf R. A. Schröder, der wiederum – um Assonanz und Alliteration des Originals zu wahren – frei überträgt:

Reit Euch der Rotlauf!  
Soviel fürs Sprechen. <sup>13)</sup>

Das Klangspiel ‚sole – soul‘ bildet Schlegel – wie wir sahen – in ein Spiel mit zwei Bedeutungen von „Wandel“ um, in ein sog. semantisches Wortspiel. Als einfacher Fall der Nachahmung eines solchen ‚quibble‘ sei ein Satz aus der Klagerede Lady Annas in *Richard III.* angeführt, in der sie den Mord an König Heinrich VI. brandmarkt. Das geschieht in der Form eines Spiels mit zwei übertragenen Bedeutungen von ‚heart‘:

Cursed (be) the heart that had the heart to do it I 2. 15.  
Schlegel: Verflucht das Herz, das Herz hatt', es zu tun!  
Schaller: Verflucht das Herz, das dies von Herzen tat! <sup>14)</sup>

Einem semantischen Wortspiel grob-sinnlicher Art, die in Shakespeares Dramen – dem Zeitgeschmack entgegenkommend – ungemain häufig sind, begegnen wir in der Komödie *Viel Lärm um nichts*. Hero zeigt ihrer Cousine Handschuhe „von lieblichstem Wohlgeruch“, ein Geschenk ihres Verlobten. Beatrice sagt darauf bedauernd:

I am stuffed, cousin; I cannot smell.

Heros Kammerfrau Margaret bemerkt dazu leichtfertig:

A maid, and stuffed! there's goodly  
catching of cold. III 4. 63 f.

Wieland, der sonst die anstößigen Wortspiele Shakespeares übergeht, nimmt dieses auf:

B: Ich bin verstopft, Base,  
ich kann nicht riechen.

M: Eine Jungfer, und verstopft! aber man  
kann sich freilich leicht verkälten.

Baudissin übersetzt freier:

B: Der Sinn ist mir benommen, ich rieche nichts.

M: Benommen: Oder eingenommen? Je nun, man erkältet sich wohl.

Baudissin hat den in „stuffed“ liegenden Doppelsinn „unable to smell in consequence of a cold“ und „pregnant“ überhört oder überhören wollen, wenn er in seinem Text ein äußerliches Spiel mit den Vorsilben treibt, hinter dem kein rechter Sinn steckt. Was mit „stuffed“ jeweils gemeint ist, deuten spätere Übersetzungen an.

Schaller:

B: Ich kann nicht riechen, Base, ich bin ganz verstopft.

M: Ein Mädchen, und ganz verstopft! Das ist eine  
angenehme Art, sich zu erkälten! <sup>15)</sup>

Der moderne Übersetzer hat den Text der Margarete so angelegt, daß die Schauspielerinnen durch ironischen Tonfall den lockeren Scherz der Stelle den Zuschauern verständlich machen kann. Das ist kaum noch vonnöten bei der drastischen Redeweise der Kammerfrau in *Richard Flatters* und *Hans Rothes* Versionen:

Flatter:

B: Bin verstopft, Muhme; hab die Nase voll!

M: Eine volle Jungfer! Daß Ihr Euch nur nicht verkühlt habt!

Rothe:

B: Ich kann nichts riechen, ich bin ganz verschollen.

M: Ein junges Mädchen geschwollen?

Das scheint eine seltsame Art von Schnupfen zu sein. <sup>16)</sup>

Die Kunst des semantischen Wortspiels erklimmt einen Höhepunkt, wenn in dem genannten Wort zwei Bedeutungen zugleich erkennbar werden. In der Taufzeremonie

am Schluß von *Heinrich VIII.* wünscht der Erzbischof von Canterbury den Eltern des Täuflings, der künftigen Königin Elisabeth:

All comfort, joy, in this most gracious lady,  
Heaven ever laid up to make parents happy,  
May hourly fall upon ye! V 5. 7. ff.

Baudissin:

Mög' alle Freud' und Tröstung, so der Himmel  
Je aufgespart, zwei Eltern zu beglücken,  
In diesem holden Kind euch stündlich wachsen!

„Gracious“ bedeutet „gnädig“ — damals wie heute — hier keineswegs abgeblaßt wie häufig in höflichen Anreden. Darüber hinaus wird es von Shakespeare an dieser Stelle im Sinne von ‚lovely‘ gebraucht. Eine wortspielmäßige Wiedergabe im Deutschen dürfte schwierig sein. Sie erübrigt sich außerdem wegen der örtlich-zeitlichen Gegebenheiten der Handlung: *Heinrich VIII.*, Shakespeares letztes Drama, kommt 1613 auf die Bühne, 10 Jahre nach dem Tode der Königin. Da ist die Erinnerung an ‚this most gracious lady‘ bei Shakespeare und seinen Zeitgenossen noch wach. Baudissin tut recht daran, seinen deutschen Lesern diese für uns fernabliegende Anspielung vorzuenthalten und unter Verzicht auf ein Wortspiel allein die Anmut des Kindes herauszustellen.

Sinn und Klang verbindet miteinander ein quibble, das den deutschen Übersetzern keine Plage bereitet. Es findet sich in Othellos Selbstgespräch, das er am Bett der schlafenden Desdemona hält. Der eifersüchtige Mohr, von ihrer ehelichen Untreue überzeugt, steht im Begriff, sie zu töten. So gebraucht er ‚light‘ in eigentlicher Bedeutung und dann im Sinne von ‚Lebenslicht‘:

Put out the light, and then — put out the light. V 2. 7.

Baudissin:

Tu aus das Licht, und dann — tu aus das Licht.

Spätere Übersetzer wie Ernst Ortlepp, R. A. Schröder, Erich Fried u. a. verbinden in ihren Texten die entscheidenden Satzteile durch Alliteration: „Lösch aus das Licht, und dann — lösch aus das Licht.“ Vorzuziehen ist jedoch m. E. die Fassung Baudissins, der das doppelte englische Vokalspiel ‚put out . . . put out . . .‘ [u — au] klanggerecht und stilgerecht übernimmt: „Tu aus . . . tu aus.“

Wortspiele sind — wie wir sahen — auf allen Stilebenen anzutreffen. Da sie in den Lautformen und den Vorstellungsinhalten ihrer Sprache fest verankert sind, ist es gewöhnlich nicht leicht, sie in eine andere zu übertragen. Doch trotz aller Laut- und Strukturunterschiede der beiden Sprachen gelingt es den Vermittlern Shakespeares immer wieder einmal, ein deutsches Wortspiel zu bilden, das der englischen Vorlage gerecht wird. Während Wieland, Schlegel und Baudissin der Verdeutschung von plays on words gegenüber sich mehr oder weniger Zurückhaltung auferlegten, widmen sich die Übersetzer unseres Jahrhunderts in zunehmendem Maße — jeder auf seine Weise — dieser reizvollen Aufgabe der Übersetzungskunst.

#### Anmerkungen

- 1) Goethe: Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar. — In: Goethe. Gesamtausgabe der Werke und Schriften. Stuttgart (Cotta) 1950 ff., Bd. 8, S. 1445.
- 2) Goethe: Dichtung und Wahrheit. 11. Buch a. a. O., S. 578.
- 3) A. W. von Schlegels sämtliche Werke. 6. Bd., Leipzig 1846, hrsg. von Eduard Böcking. — 27. Vorlesung, S. 194.
- 4) Redmond O'Hanlon: Shakespeare's puns. Shakespeare Newsletter 1952, p. 15: ‚There is no authoritative, all-binding definition of what a pun is‘.
- 5) Otto Behaghel: Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache. Neophilologus 8. Jg., Groningen, Den Haag 1923, S. 180—193.

- 6) Johan Huizinga: Homo ludens. Rowohlts deutsche Enzyklopädie 21. Reinbek bei Hamburg 1956, S. 12.
- 7) Shakespeares Text (Zeilennumerierung der Globe-Edition) und die Schlegel-Tieck'sche Übersetzung (Aug. Wilh. von Schlegel — Dorothea Tieck — Wolf Graf Baudissin) werden nach der zweisprachigen Ausgabe von Levin L. Schücking im Neudruck Hamburg 1957 ff. zitiert.
- 8) Rudolf Alexander Schröder: Shakespeare Deutsch. In: R. A. Schr.: Gesammelte Werke, Bd. 7. Frankfurt a. M. 1963, S. 317.
- 9) Goethe a. a. O., Bd. 12, S. 58 ff. (5.—26. Dez. 1811).
- 10) ders. a. a. O., Bd. 4, S. 1236.
- 11) Shakespeares Werke. Übers. und hrsg. von Rudolf Schaller. Weimar 1960—1963, Berlin 1964 ff. Bd. 2 (4. Aufl.) 1969. — Vgl. auch Carolinum, 37. Jg., Nr. 60/61, Herbst 1971, S. 94 f.
- 12) Christoph Martin Wieland: Gesammelte Schriften. Akademie-Ausgabe II. Abt., 1.—3. Bd. Shakespeares Theatralische Werke. Berlin 1909 ff., Bd. 2, S. 444.
- 13) Schröder a. a. O., S. 343.
- 14) Schaller a. a. O., Bd. 4 (1. Aufl.) 1967.
- 15) Wieland a. a. O., Bd. 3, S. 41. — Schaller a. a. O., Bd. 3 (2. Aufl.) 1963.
- 16) William Shakespeare. Das dramatische Werk, übers. von Hans Rothe. 9 Bde. Baden-Baden und Genf 1955 ff. = Der Elisabethanische Shakespeare (ohne Bandnumerierung). Viel Lärm um Nichts. — Shakespeare. Neu übersetzt von Richard Flatter. Wien—Bad Bocklet—Zürich 1952 ff., Bd. 5.

#### Literatur

Peter Gebhardt: A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Göttingen 1970.

Ernst Stadler: Wielands Shakespeare. Straßburg 1910.

Martin Lehnert: Shakespeares Sprache und wir. Berlin 1963.

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft West. Jahrbuch 1971. Heidelberg 1971. (Dieses Jahrbuch ist dem Thema „Shakespeare im Spiegel des neueren Übersetzungswesens“ gewidmet und enthält Aufsätze über Shakespeare-Übersetzer und eine Bibliographie zu den „Problemen der deutschen Shakespeare-Übersetzung“.)

---

## An L.

Der Park war weiß. Wir hofften einmal beide  
 Auf eine Frühlingsnacht nach tiefem Schnee.  
 Es glitzerte der Wiesen kalte Seide,  
 Und letzte Sonne glomm am Abendsee.

Der Park war stumm. Und deine Hände warfen  
 Dein Herz in unerklärte Schweigsamkeit.  
 Dann sangen aller Winde hohe Harfen,  
 Und Horizonte wuchsen frühlingsweit.

Der Park ist grün. Ich weiß nicht, warum immer  
 Du wandelst in dem Schweigen der Alleen.  
 Du gehst vorüber. Und ich seh den Schimmer  
 Deines Gewandes fernehin verwehn.

Fritz Hagemann

## Fritz Reuter in unserer Zeit

Von Walter Lehmbcker

Unsere deutschen Klassiker der Literatur haben es heute schwer, ihren früher unbestrittenen Stand allgemeiner Wertschätzung bei der Leserschaft zu halten. In dem Ringen um eine neue Ordnung der Gesellschaft tritt in unserer Zeit klassische Dichtung in den Hintergrund gegenüber den Aufgaben zur Lösung der Probleme, die Soziologen, Psychologen und Politologen sich stellen. Den Glauben an einen Sinn der Welt und an ein religiös erfülltes Dasein der Menschen sucht ein sich allmächtig dünkender Verstand zu zerstören. An seine Stelle tritt der Glaube an die menschenbeglückende Kraft der Ideologie, die es ermöglichen soll, mit wissenschaftlicher Argumentation die Zukunft exakt vorauszusagen und zu bestimmen.

Daß bei Menschen mit einer solchen Einstellung kein Platz ist für Reuters harmonische Weltanschauung und seinen Glauben an Gott, liegt auf der Hand. Einen weiteren Grund für die Tatsache, daß die Zahl derjenigen Menschen, die Reuter heute noch lesen, erheblich gegen früher zurückgegangen ist, müssen wir in dem Kampf der plattdeutschen Sprache um ihre Existenz suchen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und Anfang des 20. sah es freilich ganz anders aus. Sachsen, Bayern, Schwaben und Rheinländer lasen Reuters Werke mit größter Begeisterung, auch wenn sie sich zu der für sie nicht leichten Lektüre eines Reuter-Lexikons (Plattdeutsch-Hochdeutsch) bedienen mußten. In fast alle Sprachen der damaligen zivilisierten Welt wurden Reuters Werke übersetzt: ins Dänische, Schwedische, Norwegische, Englische, Französische, Finnische, Niederländische, Amerikanische, Russische, Japanische u. a. In den Vereinigten Staaten finden sich noch heute Reuter-Vereinigungen, die die Sprache und das Werk unseres mecklenburgischen Dichters pflegen und am Leben erhalten. Vor einiger Zeit erhielt ich für das Archiv der Fritz-Reuter-Gesellschaft durch Vermittlung des japanischen Reuter-Forschers Professor Kakuji Watanabe (Universität Osaka) die Photographie eines imposanten Reuter-Denkmal in Chicago. Heute muß man demgegenüber in der Bundesrepublik folgende traurige Feststellung machen: Wer den Wunsch hat, sich eine Ausgabe von Reuters Werken zu beschaffen, hat nur die Möglichkeit, sich diese Werke in ihrer Gesamtheit in einem Antiquariat zu besorgen. In der Bundesrepublik sind nach 1945 nur folgende Werke in Einzelausgaben neu erschienen: Im Verlag Reclam „Kein Hüsung“ und „Ut mine Stromtid“, im Verlag Bertelsmann „Ut mine Festungtid“ und „Läuschen un Rimels“. Eine Gesamtausgabe von Reuters Werken ist vor einigen Jahren in der DDR in Neuauflage von acht Bänden und einem Supplementband erschienen. Der Verlag Wachholtz in Neumünster lieferte diese Ausgabe aus für die Bundesrepublik (ohne den 9. Band), doch in kurzer Zeit war diese Zuteilung vergriffen, und heute können wir die Ausgabe, die auch in unserer Reuter-Ausstellung zu sehen ist, nur aus der DDR beziehen.

Nach diesen informatorischen Hinweisen und der Feststellung eines hier und da mangelnden Interesses an Reuters Werken komme ich nun zu dem Hauptanliegen meines Themas, das ich in folgender Frage herausstelle: „Was kann, was könnte uns Reuter heute geben?“ Ich bin der Meinung, daß sein Werk nichts von der gewaltigen Ausstrahlungspotenz verloren hat, die es zur Zeit unserer Großeltern und Eltern erwies. Zwei wirkende Kräfte von höchstem Wert, die Reuters Leben und Dichten möglich und groß machten: die Liebe und der Humor, sind auch heute noch in seinem Werk lebendig.

Bei dem furchtbaren Schicksal und Elend, das menschliche Unvernunft und Grausamkeit über ihn brachten, hätte Reuter ohne seine Liebe zur Schöpfung und zu ihrem Schöpfer, ohne seine Liebe zum Leben und seinen Wundern, ohne seine Liebe zu den Mitmenschen, zu seiner mecklenburgischen Heimat und der plattdeutschen Sprache am Leben verzweifeln müssen. In der Ausweglosigkeit seiner düstersten Stunden gab er seinen Glauben an Gottes Güte nicht auf und wurde durch die Liebe von Luise Kuntze, die ihr Lebensschicksal mit der Zukunft eines gescheiterten jungen Menschen zu teilen bereit war, auf den Weg einer großen dichterischen Sendung geführt. Die große Kraft der Liebe, die Reuters Leben gestaltete und seine Berufung möglich machte, strahlt uns entgegen aus den Menschen seiner Dichtung, besonders aus dem Wesen und Wirken der Hauptgestalten in der Stromtid. Den Grundzug in Habermanns Charakter umschreibt Reuter mit folgenden Worten: „De gewaltige Leiw, dei dörch sin ganzes Wesen gung, as Pingstdagsklocken äwer gräune Feller un blühende Awtböm.“ Ein Beispiel tätiger Christenliebe ist das Wirken der Pastorenfamilie Behrens in der Stromtid, denken wir an Reuters Schilderung des „Wihnachtsabend in'n Pasterhus“, wo

sie sich in wunderbarer Weise offenbart. Das schönste Beispiel des Mitgefühls mit seinen Nächsten und der Hilfsbereitschaft für alle unverdient leidenden und ausgenutzten Menschen ist Bräsig. In der Stromtid schildert Reuter den unermüdlichen Kampf Bräsigs und seiner Helfer gegen die rücksichtslos sich ausbreitenden „Wucherblumen“ des Pomuchelskopp, die in grenzenlosem Egoismus das zarte Pflänzchen der Liebe in ihrem Wachstum und ihrer Entfaltung zu ersticken drohen. Als beste Hilfe für diesen Kampf verlieh Reuter ihm seinen einzigartigen, unverwüstlichen Humor, der auf Grund der Liebe zu Mensch, Natur und Gott gewachsen ist und sittliche Kräfte wecken kann in Bräsigs tätigem Mitleid. In den heikelsten Situationen, die sich immer wieder aus den Unzulänglichkeiten der Menschen und den Widrigkeiten des Schicksals ergeben, löst er durch seinen Humor die Spannung, weckt neuen Lebensmut und die Kraft zur Entscheidung. Seine originelle Sprache des „Missingsch“, die bewußte Entstellung der Fremdwörter und der Grammatik, z. B. „importieren“ statt imponieren, „a popos“ statt a propos, und die prägnanten Vergleiche mit einem Gemüt und Geist ansprechenden Kontrast sind seine geniale Gabe, durch die er jeden zum Lachen bringt. Nur einige Beispiele: Die Ursache vieler Zornesausbrüche Bräsigs ist Pomuchelskopp. Hören wir Bräsig: „Der Deuwel soll Pomuchelskopp bei den Kanthaken kriegen und auf einen feuerspeienden Berg setzen, daß ihm da gehörig was ansengt.“ An einer anderen Stelle macht er Frau Pastern gegenüber seiner Empörung Luft darüber, daß Pomuchelskopp ihn plötzlich mit Sie anredet: „Frau Pastern, worans soll einer das nennen, wenn einer mit einem sich 40 Jahre geduzt hat, un einer begegnet einem denn, un einer redt einen denn an, un einer wird denn von einen gesiezt?“ Noch eine Äußerung, die er über Pomuchelskopp zu Frau Pastern macht: „Aber wenn mich 'ne Qualdux über den Weg krüppt, denn werden Sie doch nich von mich verlangen, ich soll ihr for en schönen Karnalljenvogel ansehen? Nein, Frau Pastorin, Qualdux is ne Qualdux, un Zamel Pomuchelskopp ist die Oberqualdux, die ihren Gift auf uns alle ausgespuckt hat. — Was sagen Sie zu seine Schikanerien, die er nu wieder gegen mich angestiftet hat? Sehn Sie, da hat er in den einen Fußsteig, der nach dem Paster-Acker schon meinswegen 1000 Jahr lang hinführt, en Pricken stechen lassen, daß wir da nicht gehen sollen, und hat mich sagen lassen, so drad ich darauf güng, wollt er mir die Stiewel ausziehen lassen un wollt mir in den Snei rumhüppen lassen as 'ne Kreih“. In Bräsigs Sprache gibt es sogar Neuschöpfungen von Worten, z. B. „Hol mich mal die Levkoje, mich riechelt danach.“

Zum Schluß außer den Bräsig-Zutaten noch drei Beispiele für Reuters humorvolle Vergleiche: Rudolf sagt von sich: „Ick pass taum Preister as de Esel taun Zitherspälen.“

Pomuchelskopp mit seiner Frau werden von Reuter folgendermaßen beschrieben: „Pomuchelskopp slog den Arm üm sin Hähning, dat sei beid utsegen, as wenn 'ne Körbs an 'ne Hoppenstang tau Höcht ranken wull.“

Pomuchelskops eifriges Bemühen, Eingang in den gesellschaftlichen Verkehr mit Adligen zu gewinnen, umschreibt Reuter mit folgendem drastischen Vergleich: „Hei trödelte achter dei Eddellüd her as de Start achter'n Hamel.“

Ich komme zurück zu unserer Ausgangsfrage „Was kann Reuter uns heute sein?“, heute in einer zerrissenen, hektischen angsterfüllten, profit- und machtgierigen Gesellschaft! Er zeigt uns als Dichter einen Weg in eine heile, harmonische und geordnete Welt, in der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Mitgefühl und Nächstenhilfe mehr bedeuten als brutaler Egoismus, Heuchelei und leeres Phrasengedresch. Als Arzt hilft er uns mit seinem Humor bei unserem Bemühen, unser seelisches Gleichgewicht und die Heiterkeit unseres Gemüts wiederherzustellen. Unserer politischen Betätigung gibt er in den Schlußworten der Stromtid folgende Losung: „Allentwegent, wo de Börger wirkt un schafft, de den Drang in sick fählt, in Weiten und Känen wider tau kamen, un den dat Ganze mihr gellt as sin eigene Geldgewinn — dor liggt Rexow.“

Als Mensch aber standen Reuter über allem sein Glaube an Gott und an die Macht der Liebe und der innigst mit ihnen verwandte Humor. Wie froh und glücklich könnten wir werden, wenn es uns gelänge, ihm hierin auch nur in etwas mit Erfolg nachzueifern.



# Das mecklenburgische Bauerndorf Brook im Mittelalter

Ein Beitrag zur Besiedlungs- und Sozialgeschichte des deutschen Ostens

Von Ulrich Abraham

„Wir, Heinrich Borwin, von Gottes Gnaden Herr zu Rostock, . . . geben bekannt, daß wir . . . das Land Parchim, ein Land . . ., öde und unwegsam und dem Götzendienst geweiht, christlichen Siedlern, die wir aus fernen und nahen Gebieten einluden, übergeben haben . . .“<sup>1)</sup> Mit diesen wenigen Worten in der 1226 ausgestellten Urkunde Heinrich Borwins II. ist der große Umbruch, der sich jenseits der Elbe im 12. und 13. Jahrhundert durch die deutsche Ostlandbewegung vollzog, in sicheren Strichen auch für das mittlere Eldegebiet Mecklenburgs umrissen und gekennzeichnet. Einbeschlossen in dieses Gebiet liegt im ehemaligen Lande Ture, dem jetzigen Amt Lübz, das Bauerndorf Brook. Über seine Entstehung und ersten Anfänge ist nichts überliefert. Es sind jedoch drei Urkunden erhalten, die sich ergänzen und, in Beziehung zueinander gestellt, manches über das frühe Schicksal Broocks aussagen.

Als im Jahre 1226 der Fürst Heinrich Borwin II. dem neu erbauten Ort Parchim das Stadtrecht verlieh, gab er, wie Hoffmann nachgewiesen hat<sup>2)</sup>, gleichzeitig einigen Lokatoren, die in dieser Urkunde als *cultores* bezeichnet werden, den Auftrag zur Kolonisation des Landes Parchim. Die klare Unterscheidung zwischen den Rechten der Stadt, zum Ausdruck gebracht in Bezeichnungen wie *civitas* und *cives*, und den Regelungen, die das Land und seine Bewohner betrafen, wie *omnes in terra morantes* oder *per omnem provinciam*, und auch die klare Unterscheidung in *cultores terrae* et *civitatis* schließen jeden Zweifel aus, daß hier eine Art Lokationsvertrag vorliegt, der neben der Bewidmung Parchims mit Stadtrecht die Besiedlung des Landgebietes vorsah. Daraus ergibt sich, daß ohne große Bedenken die verschiedenen Bestimmungen der Urkunde, soweit sie sich allgemein auf das Land beziehen, sinngemäß auf die einzelnen Ortschaften dieses Raumes angewendet werden können.

Zu ihnen zählt auch das Dorf Brook, das urkundlich zum ersten Mal im Jahre 1235 genannt wird<sup>3)</sup>. Damals wurden der Kirche zu Kuppentin von dem Schweriner Bischof Brunward die Dörfer Kuppentin, Wessentin, Brook, Bobzin, Weisin, Zahren, Kressin, Neu-Guthansdorf, Gr.- und Kl. Poserin, Penzlin, Daschow, Gallin und, was noch umstritten ist, Plauerhagen<sup>4)</sup> als Pfarrsprengel zugewiesen. Die Zuteilung wie die Ortsbezeichnung „*noua villa Guthani*“ (Neu-Guthansdorf) und „*indago*“, ein Name, der auf Waldrodung hindeutet, zeigen, daß die Kolonisation hier voll im Gange war. Aus einer öden und unwegsamen Gegend war in der kurzen Zeit von kaum einem Jahrzehnt ein großes Siedlungsgebiet geworden, was auch die wahrscheinlich zwischen 1229 und 1235 ausgestellte Urkunde von Johann von Mecklenburg bestätigt; sie wiederholt in fast gleichem Wortlaut die um 1226 gewährten Rechte, läßt aber bezeichnenderweise den Zusatz „*terram desertam et cultui demonum dedicatam*“ weg<sup>5)</sup>.

Wir erfahren aus beiden Urkunden jedoch nicht, wer die für die Kolonisation herangezogenen Siedlungsunternehmer waren. Nun hat Biereye<sup>6)</sup> von einer anderen Seite aus versucht, die Lösung der Frage, wer denn die Lokatoren des Parchimer Landes gewesen sind, voranzutreiben. Er ist der Geschichte der ritterlichen Familien nachgegangen, die in diesem Gebiet von 1226 bis 1256 aufgetreten sind, und kam zu dem Ergebnis, daß „die Besiedlung des Landes eine Großtat der deutschen Ritterschaft gewesen ist, an der der slawische Adel nur in ganz geringem Maße beteiligt war“<sup>7)</sup>.

Dieses Ergebnis läßt sich auch für Brook nachweisen, wenn wir die von Biereye nicht benutzte Urkunde vom 6. Juli 1300 mit heranziehen<sup>8)</sup>. Nach ihr belehnte unter Verpflichtung zu einem Roßdienst Fürst Nikolaus von Werle die Brüder von Restorf



Brook

mit den Dörfern Restorf, Wessentin, Brook, Kritzow, Kratel und Benzin mit allen Gerechtigkeiten, wie ihre Vorfahren sie von altersher besessen hatten. Dieser letzte Zusatz „secundum quod eorum pater et aui . . . ab antiquo possederunt“ beweist eindeutig, daß bereits die dritte Generation der genannten Familie auf den eben aufgeführten Gütern saß, die Restorfs sich also dieses Besitzes seit einer Reihe von Jahrzehnten erfreuten. In diese Zeit aber fällt die Gründung Brooks, das, von 1300 an rückwärts gerechnet, etwa siebenzig Jahre bestand. Das läßt den Schluß zu, daß die Ritter von Restorf die Lokatoren von Brook und den übrigen fünf Dörfern gewesen sind.

Diese Vermutung wird durch weitere Feststellungen erhärtet. Es ist auffallend, daß die von Restorfs im Jahre 1227, also genau um die Zeit, als Brook gegründet wurde, zum ersten Mal in mecklenburgischen Angelegenheiten auftauchen. Fünf Brüder von Restorf waren damals zugegen, als die Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg die Schenkung des Dorfes Mirow seitens der Söhne Heinrich Borwins an den Johanniterorden bestätigten<sup>9)</sup>. Wenn auch die Echtheit der angezogenen Urkunde umstritten ist, so ist doch anzunehmen, daß die darin aufgeführten Personennamen dem Kreis der in der Gegend ansässigen Familien entnommen sind. Das erste gesicherte Auftreten der von Restorfs im Eldegebiet liegt uns für das Jahr 1249 vor, in welchem der Ritter Johannes de Redekestorp als Zeuge bei einer Beurkundung auf der Burg Parchim genannt wird<sup>9)</sup>.

Aufschlußreich ist auch der Name des bereits im Mittelalter untergegangenen Dorfes Restorf, das zwischen Lübz, Brook und Benzin gelegen hat<sup>10)</sup> und sich auf Grund seiner Hofhufenverfassung als Rittersitz ausweist. Ob die Familie sich nach dieser Neugründung in Anlehnung an ihren möglichen Herkunftsort Restorf an der Untereibe genannt hat oder umgekehrt sie dem Ort ihren Namen gegeben hat, ist hier ohne Bedeutung. Auf jeden Fall stehen Orts- und Familiennamen mit dem Besiedlungsvorgang in engem Zusammenhang und geben der Annahme, daß ein Restorf im Raum von Brook als Lokator tätig war, mehr Gewicht.

Offen bleibt dagegen, wie dieser Besitz einst zweien, nämlich den beiden Großvätern der um 1300 lebenden Brüder von Restorf gehört hat. Es ist vorstellbar, daß der um 1226 eingesetzte Lokator von Restorf das Gebiet seiner Grundherrschaft oder Teile derselben von einem slawischen Adeligen übernommen hat, dessen Tochter dem oder einem Sohn des Lokators zur Frau gegeben wurde. Auf die Möglichkeit dieser Deutung weist der Name Iwan hin, der als erster der in der Urkunde von 1300 aufgeführten Brüder von Restorf genannt wird. Einen weiteren Anhalt für die Versippung der Familie mit dem slawischen Adel des Landes mag in dem seit 1274 verschiedentlich genannten Zabel von Restorf gesehen werden, den Biereye irrtümlich für einen Stiefbruder des slawischen Ritters Prizbur hält<sup>11)</sup>.

Selbst diese sehr dürftigen Nachrichten erscheinen geeignet, das Bild von dem großen Wandel, der sich damals im Broocker Raum vollzog, zu vervollständigen. Es läßt sich nicht von der Hand weisen, daß es nach dem Erscheinen der Deutschen schon sehr bald zu einem friedlichen Verhältnis zu der einheimischen Bevölkerung gekommen ist, das — wie der oben erwähnte Fall zu zeigen scheint — bereits in der zweiten Siedlergeneration zum Konnubium zwischen beiden Teilen geführt hat. Dieser Vorgang fügt sich leicht in den größeren Rahmen der Landesgeschichte ein. Im Jahre 1218 hatte Heinrich Borwin bei der Gründung Rostocks slawische — sie sind in der Urkunde an erster Stelle genannt — und deutsche Große um sich, was die Gleichwertigkeit beider zweifelsfrei zum Ausdruck bringt. Der Parchimer Lokationsvertrag verfährt nicht anders; er berücksichtigt die berechtigten Interessen der einheimischen Bevölkerungsteile wie die der neuen Bewohner des Landes<sup>12)</sup>.

Den slawischen Söhnen wurde der Besitz der väterlichen Güter nach dem Tod ihres Vaters zugesprochen, auch wenn ihre Väter diese Güter noch als Heiden besessen und bei Lebzeiten ihren Söhnen noch nicht übergeben hatten. Danach scheint es die Regel gewesen zu sein, daß Besitzer, die Heiden blieben, ihre Güter ihren Söhnen, sofern sie getauft waren, übereignen mußten. Hier machte Heinrich Borwin nun die Ausnahme, daß die noch heidnischen Grundbesitzer im Besitz ihrer Güter bis zu ihrem Tode bleiben konnten, ohne daß dadurch die Erbfolge ihrer Söhne beeinträchtigt wurde. Andererseits — auch das dürfte aus der Formulierung herauszulesen sein — setzte die Übereignung des väterlichen Gutes an den Erben das Bekenntnis zum Christentum voraus.

Diese weitgehende Rücksichtnahme auf alte Auffassungen und Gewohnheiten dürfte wesentlich zur Einordnung der Wenden in die neuen, durch die Deutschen geschaffenen Verhältnisse beigetragen und die Umlegung zur deutschen Hufenverfassung in den an Broock grenzenden Dörfern, deren beibehaltene wendische Ortsnamen auf einen nicht unbedeutenden Anteil slawischer Bevölkerung schließen lassen, leichter gemacht haben.

Ebenso sind den angeworbenen Deutschen entsprechende weitgehende Rechte gegeben worden. Unter diesen wird die Befreiung von Heergewedde und Gerade besonders genannt. Heergeräte als Waffenausrüstung des Mannes und Gerade als Frauenschmuck und -kleidung fielen auch noch um diese Zeit, wenn auch nicht überall, so doch noch nach verschiedenen Hofrechten bei dem Tod eines Dienstmannes bzw. seiner Frau — mochten Erben da sein oder nicht — an den Herrn zurück. Ferner wurde demjenigen, der nicht vor Jahr und Tag wegen einer früheren Lehnsabhängigkeit zurückgefordert wurde, der Besitz der ihm zugewiesenen Güter zugesichert. Das alles heißt doch nichts anderes, als daß es unter den im Westen erworbenen Siedlungsunternehmern Ministeriale gab, die in der alten Heimat noch durch ein Dienstlehen gebunden und zur Abgabe von Heergewedde und Gerade verpflichtet waren.

Wir haben es demnach für die terra Parchim mit Lokatoren zu tun, die aus unterschiedlichen Rechtsverhältnissen des Reiches gekommen waren. Ihnen wurde die Organisation der Besiedlung des Landes übertragen und für diese Zwecke ein bestimmtes Gebiet zugewiesen. Für den Broocker Raum scheinen es die Restorfs gewesen zu sein. Die Gemarkungen ihrer Grundherrschaft bildeten ein großes, geschlossenes Areal, das

in seiner so ausgeprägten Abrundung ihnen wahrscheinlich bald nach dem Lokationsvertrag von 1226 zur Kolonisierung übergeben sein dürfte.

Die östliche Grenze dieses Gebietes war durch die bei Wessentin in nordsüdlicher Richtung fließende Elde, eine sich anschließende Niederung, den Kritzower See und die von da nach Süden auslaufende Senke gezogen. Die nördliche Grenze bildeten die Elde, der Unterlauf des Aalbaches und mit nach Süden vorgelagerten Wiesenniederungen die Forst Fahrhorst. Es waren das, von kleinen Strecken abgesehen, recht natürliche Grenzen. Offen dagegen, vom heutigen Landschaftsbild aus geurteilt, waren die Grenzen im Westen und Süden. Über sie ist um so schwerer etwas auszusagen, als die Feldfluren der untergegangenen Dörfer Restorf und Kratel nicht mehr nachzuweisen sind. Da also anders als im Norden und Osten hier die Grenzen über ein ziemlich freies, nicht durch geographische Bedingtheiten vorgezeichnetes Gelände liefen, wird man zu künstlichen Hilfen gegriffen haben. Man pflegte in solchen Fällen Punkte durch besondere Markierungen festzulegen, deren Verbindungslinie dann als die gültige Grenze galt.

Der Verlauf einer solchen Linie läßt sich für den damaligen Restorfschen Grundbesitz noch nachweisen, wenn man die heutige Broocker und Benziner Westgrenze als unverändert seit jener Zeit annehmen will. Der nach Westen vorspringende Keil der Broocker Feldmark verläuft auf etwa fünfhundert Meter genau von Süden nach Norden und biegt dann fast rechtwinklig nach Osten um. Auf den südlichen Scheitelpunkt dieser Grenze stößt genau, von Süden kommend, die Benziner Scheide und bildet so die gerade Verlängerung der Broocker Westgrenze. Da nun die Feldfluren dieser beiden Dörfer zu Beginn ihrer Entstehung zu demselben Siedlungsgebiet gehörten, läßt sich die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß hier die Westgrenze der Restorfschen Grundherrschaft noch mit dem heutigen Verlauf ihrer Scheiden im ganzen übereinstimmt. Gar keine Anhaltspunkte liegen für den Verlauf der Südgrenze vor. Ob sie sich mit den heutigen Scheiden von Benzin und Kritzow deckt, kann nicht gesagt werden.

Damit ist, soweit es überhaupt möglich ist, versucht worden, das Gebiet des Restorfschen Grundbesitzes in seinem ersten Umfang zu umreißen. Es zeigt sich als Ganzes dabei das auffallende Bild einer in sich geschlossenen Grundherrschaft, wie sie sich zwangsläufig aus den Faktoren der Weite des zur Verfügung stehenden Raumes und der Planmäßigkeit einer zielstrebigten Besiedlung ergeben mußte.

Diese Geschlossenheit des grundherrlichen Gebietes erscheint für die Zeit des eigentlichen Kolonisationsvorganges als besonders bemerkenswert. Sie war eine organisatorische Notwendigkeit für die Durchführung der Besiedlung des Landes durch die ritterlichen Vasallen. Streubesitz also, wie Maybaum ihn schon für die Kolonisationszeit annimmt, indem er die grundherrliche Stellung des Ritters nur auf einen Teil des Dorfes beschränkt sieht<sup>13)</sup>, dürfte, wie unser Beispiel zeigt, hier zum mindesten fraglich sein. Er verträgt sich schlecht mit den Aufgaben eines Siedlungsunternehmens, das klare und eindeutige Rechtsverhältnisse zur Voraussetzung haben muß und damit auch unmißverständliche Grenzziehungen und eindeutige Gebieteinteilungen verlangt.

Ein Gebiet von solchen Ausmaßen unter den so schwierigen Verhältnissen jener Zeit zu besiedeln war keine geringe Aufgabe und erforderte für die Mühlen, die damit verbunden waren, weitgehende Entschädigungen. Diese lagen im Mittelalter in der Überlassung hoheitlicher Rechte, mit denen dauernde Einnahmen verbunden waren. Schon der Lokationsvertrag von 1226 spricht es deutlich aus, daß den Lokatoren Rechte und Gerechtsame übertragen seien, die ihnen als „geeignet und nützlich“ erschienen. Zwar nennt die Urkunde diese Privilegien nicht im einzelnen. Ziehen wir aber die Urkunde von 1300 mit heran, dann ergeben sich Zusammenhänge, die das Bild in wertvoller Weise ergänzen. Darin sind die den Restorfs eingeräumten Rechte mit der ausdrücklichen Bemerkung aufgezählt, daß sie ihnen von altersher gehörten. Es handelte sich dabei um das Hoch- und Niedergericht und die kleine und große Bede in Geld und Korn. Hinzugekommen war bis 1300 noch das Münzgeld (numismatis) mit allem Recht, wie der Landesherr es vorher in diesen Dörfern gehabt hatte.

Alle diese Rechte bedeuteten für den Grundherrn recht ergiebige Geldquellen, wovon die Bede und der Münzpfennig feste direkte Einnahmen bildeten. Die Gerichtsbarkeit brachte die Brüche, die dem Grundherrn als Vorsteher des abzuhaltenden Gerichtes zustanden.

Außer diesen Einnahmen aber verfügten die Restorfs auch noch über die Erträge aus eigenem Land, das sie direkt für sich nutzen konnten. Diese nicht zu bäuerlichen Siedlungszwecken zugewiesenen Ländereien bestanden aus den Gemarkungen der Dörfer Restorf und Kritzow. Beide Besitzungen sind in der Urkunde von 1300 als „villa integralis“ bzw. „totalis“ bezeichnet. Die Ausdrücke „integralis“ und „totalis“ können sich meines Erachtens nur auf das Areal dieser beiden Dörfer beziehen. Anteile, auf die Schlie in den anderen vier Dörfern schließt<sup>14)</sup>, lassen sich aus der Urkunde nicht herauslesen, und die aufgeführten Rechte gelten unmißverständlich für alle sechs Ortschaften. Es kann sich also bei Restorf und Kritzow nur um rittereigenes Land, um sog. „Hofhufen“ handeln. Für diese Auffassung spricht eindeutig die Tatsache, daß die für die Wüstung Restorf im Bederegister von 1571 genannten 14 Hufen als steuerfrei angegeben sind und nachweislich bereits 1538 den Benziner Bauern pachtweise überlassen waren<sup>15)</sup>. Zu diesem Anteil kam dann als weiterer Herrenbesitz Kritzow hinzu. Die Ländereien beider Dörfer machten also zusammen eine beachtliche Fläche ritterlichen Eigenlandes aus, wobei ungeklärt bleibt, in welcher Form dieser Besitz im Anfang bewirtschaftet wurde.

Die Größe des Hoflandes von 14 Hufen in Restorf zuzüglich der Fläche der Kritzower Feldflur dürfte bei der Größe dem Durchschnitt ritterlichen Eigenlandes der Kolonisationsepoche entsprechen, wenn man als Norm für den Ritterbesitz in einem Dorf 4 bis 6 Hufen annimmt. Auf sechs Ortschaften umgerechnet, entsprächen 24 bis 36 Hofhufen dem landesüblichen Maß. Weiter ist die Herausnahme dieses rittereigenen Landes aus dem Bauernacker zwar nicht die durchgängige Erscheinung jener Zeit, läßt sich aber für verschiedene Fälle auch in Nordwest-Mecklenburg nachweisen und ist von Maybaum vor allem dort festgestellt, wo es sich um einen außerhalb des Dorfes gebauten Rittersitz handelt<sup>16)</sup>.

Ein solcher Rittersitz könnte in dem untergegangenen Ort Restorf gelegen haben. Er kann aber auch ebensogut in Kritzow angenommen werden, wo 1570 ein Curt Restorf noch ansässig war. Kritzow selber scheint übrigens nie Bauerndorf gewesen zu sein. Einmal ist für die Ortschaft keine deutsche Hufenverfassung nachgewiesen<sup>17)</sup>, und für 1570 sind dort nur zwei Katen bezeugt. Witte hebt außerdem den auffallend geringen Anteil slawischer Bevölkerungsreste in Kritzow<sup>18)</sup> hervor, der sich in diesem Fall aus der Anwesenheit eines deutschen Rittergeschlechts erklären ließe. Die Lage am See läßt Kritzow zudem als besonders geeignet für einen Rittersitz erscheinen.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß die von Restorfs mit reichem Grundbesitz und wertvollen Rechten ausgestattet waren, wofür sie ihrerseits neben der Verpflichtung zum Roßdienst weitgehende Verwaltungsaufgaben zu übernehmen hatten. Unter diesen war die vordringlichste, Siedler anzuwerben. Solche konnten nur gewonnen werden, wenn auch ihnen unter den schwierigen Verhältnissen der Landnahme Rechte zugebilligt wurden, die das Aufgeben der alten Heimat und die Abwanderung in ein unbekanntes Gebiet als lohnend erscheinen ließen.

Dementsprechende Rechte wurden ihnen denn auch in der schon mehrmals herangezogenen Urkunde von 1226 gewährt. Jedem einzelnen (unusquisque) wurde sein Besitz zu vollem Rechte (cum omni iure) zugestanden. Für Söhne und Töchter galt gleiches Erbrecht. Beide sollten von dem hinterlassenen Vermögen gleiche Anteile bekommen. Waren keine Söhne da, so traten die Töchter gleichberechtigt an deren Stelle, ganz gleich, ob es sich um Lehns- oder andere Güter handelte. Damit war den neuangesetzten Siedlern Besitz- und Erbrecht in vollem Umfang zugesichert. Außerdem wurde allen in der Provinz Ansässigen bis auf die übliche Ausnahme, mit Schleppnetzen zu fischen, freier Fischfang gewährt.

Eine weitere Bestimmung befaßte sich mit dem Gerichtswesen (Zi. 8). Kein Bewohner konnte weder zum Markding (concilium, quod marcinc vocatur) noch zum Lehn-

recht oder, wie es 1235 für das Plauer Land hieß<sup>19)</sup>, zum Landrecht gezwungen werden. Wohl aber war für alle das Mannrecht verpflichtend.

Diese drei Ausdrücke sind in den Glossen zu der niederdeutschen Übersetzung der Privilegienbestätigung Plaus in der Ratsmatrikel von 1553 entsprechend den Rechtsgewohnheiten der damaligen Zeit für die beiden ersten Bezeichnungen mit Hofgericht und Landding wiedergegeben<sup>20)</sup>. Lisch hält diese Erklärung für richtig, was Vergleiche derselben Ausdrücke in anderen mecklenburgischen Urkunden auch im ganzen bestätigen<sup>21)</sup>. Zu eng aber scheint mir das Wort „mannrecht“ gefaßt zu sein, wenn die Glosse von 1553 es mit „burgerrecht“ erklärt. Vom Standpunkt des Stadtschreibers aus war diese Begriffsbestimmung richtig. Da jedoch die Zi. 8, die die Gerichtszuständigkeit festlegte, sich ganz allgemein auf alle Bewohner des Landes (omnes in terra morantes) bezieht, ist der weitere Begriff für „mannrecht“ hier anzuwenden. Der Registerband des MUB<sup>22)</sup> gibt dafür in den Urkunden 319, 337, 428, 476 und 599 „iudicium vasallorum“, also die Gerichtsbarkeit der Vasallen, an. In anderen Urkunden<sup>23)</sup> wird es als „iudicium majus et minus“ bezeichnet. Wir haben es beim „mannrecht“ also mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit der ritterlichen Grundherren in der terra Parchim zu tun, ein Recht, das, wie wir bereits an anderer Stelle feststellten<sup>24)</sup>, den von Restorfs von Anfang an auf ihrer Grundherrschaft, also auch für Brook, zuerkannt worden war.

Als zuständiges Gericht für die Bewohner des Landes Parchim galt demnach ausschließlich das durch die ritterlichen Vasallen abgehaltene Ding. Die Bauern waren damit von dem Besuch weiterer Gerichte befreit. Solche waren das Markding und das Landding. Das erste dürfte das Gericht des Landesherren gewesen sein, das nach Quirins Auffassung von den bauerlichen Gemeinden unter Führung des Bauermeisters besucht wurde<sup>25)</sup>. Aus diesem Markding hat sich wahrscheinlich das Hofgericht entwickelt, wie die Plauer Glosse von 1553 es ja auch benannt hat und für das bereits 1309 nur noch Vasallen als „dinglude“ zuständig waren<sup>26)</sup>.

Das andere Zugeständnis an die Neusiedler in bezug auf die Rechtsprechung war die Befreiung vom Landding, in unserer Urkunde als „lenrecht“, später als „lantrecht“ bezeichnet. Maybaum weist darauf hin, daß alle das Landrecht betreffenden Fälle vor das Landding gehörten, das in jeder Vogtei bestand<sup>27)</sup>. Die kleine Glosse wird also mit der Übersetzung „lantinge“ für „lantrecht“ die richtige Bezeichnung getroffen haben, was auch dem lateinischen Ausdruck „iudicium totius terrae“<sup>28)</sup> für Landding ziemlich gleichkommt. Diese Exemption ist übrigens nicht der einzige Fall in Mecklenburg. Sie läßt sich u. a. für die Bauern von Schlagbrügge und Schlag-Restorf und die Leute des Klosters Neukloster nachweisen<sup>29)</sup>.

Was bedeutete nun die Befreiung von diesen Gerichten, wie sie der Lokationsvertrag von 1226 vorsah, für die Bauern? Vergleiche mit ähnlichen Urkunden aus der ostdeutschen Kolonisationsgeschichte geben uns die Möglichkeit einer Deutung. So sollten nach einer Urkunde von 1262 die Bauern in dem Siedlungsgebiet Wald Haltetshagen in der Stettiner Gegend sich „ihr Recht dort . . . holen, wo sie es bequem finden“<sup>30)</sup>. Noch deutlicher faßt es eine brandenburgische Quelle, nach welcher Erzbischof Wichmann von Magdeburg Flamen in Wusterwitz an der Havel ansetzte. Darin heißt es, daß die Bewohner von Wusterwitz „außer dem genannten Heinrich (Lokator) weder den Grafen noch einen Vogt über sich haben sollen. Heinrich und seine Erben sollen alle ihre Streitigkeiten schlichten“<sup>31)</sup>.

Diese das Gericht betreffenden Regelungen waren also nicht allein im Interesse der zu Gerichtsherrn eingesetzten Grundherren getroffen worden. Sie haben auch den Wünschen der Bauern entsprochen, die andernfalls schwer für die Pionierarbeit im Osten zu gewinnen gewesen wären. Die Gerichtsbarkeit der Grundherren bot also nicht nur, wie Maybaum meint, den Lokatoren der neu gegründeten Dörfer den Nutzen der aus den Gerichten anfallenden Brüche<sup>32)</sup>. Sie brachte auch den Bauern die Vorteile der Zeitersparnis und Minderung von Unkosten und Schwierigkeiten, wie sie mit einer Reise zu den oft weit entlegenen, zwei- oder dreimal jährlich stattfindenden Gerichtsverhandlungen des Mark- und Landdings verbunden waren.

Außerdem bezeugt diese Form der alleinigen Gerichtszuständigkeit der Grundherren das feste Vertrauensverhältnis, das zwischen Rittern und Bauern in jener Zeit noch bestand <sup>33</sup>).

Rittern wie Bauern waren also in ihrer neuen Heimat Rechte zugebilligt, die die Urkunde von 1226 treffend als „passend, angemessen und nützlich“ bezeichnete, Rechte, die es den Lokatoren nicht schwer gemacht haben dürften, die nötigen Siedler für das zu erschließende Gebiet anzuwerben.

Diese holte man, wie dieselbe Urkunde aussagt, aus nahen und weiten Gebieten. Anhaltspunkte, welche Gegenden damit gemeint sind, liegen nicht vor. Es lassen sich aber gewisse Rückschlüsse aus den Namen der ritterlichen Lokatoren ziehen, die das Land Parchim mit ihren Bauern besiedelten. Der Familienname der von Restorfs weist eindeutig auf das 8,5 km südlich Lenzen gelegene Gut Restorf, den vermutlichen Stammsitz dieses Adelsgeschlechtes, hin. Um fast dieselbe Zeit (1229–1249) tauchen bei Pribislav von Parchim Johann von Schnakenburg und die Brüder von Holtorp auf. Schnakenburg und Holtorf aber sind ebenso wie Restorf Orte in dem niedersächsischen Gebiet der heutigen Kreise Lüchow und Dannenberg <sup>34</sup>). Hier dürften also Siedler für die Kultivierung des öden Landes Parchim angeworben sein. Sie hatten, um in ihre neue Heimat zu gelangen, bei einer Entfernung von kaum 100 km einen Weg von nur wenigen Tagesreisen zurückzulegen. Die Herkunft einer zweiten Gruppe von Siedlern „aus nahen Gegenden“ weist auf den Süden der Grafschaft Ratzeburg in der Gegend von Boizenburg hin. Dort finden sich die Orte Beckendorf, Greven, Granzin, Bahlen, Hatzberg, Gallin und Zahren, die in fast völliger Namensübereinstimmung in der weiteren Umgebung von Parchim wieder auftauchen. Die Fortsetzung der bäuerlichen Kolonisationswanderung aus bereits erschlossenen Gebieten, die mit einzelnen Siedlern auch den Broocker Raum berührt und erfaßt haben kann, tritt hier deutlich in Erscheinung.

Schwieriger ist es, die Herkunft der Kolonisten aus den weit entfernten Gebieten festzustellen. Einen Anhaltspunkt dafür kann der Ortsname Brook geben, wenn man annehmen will, daß die Ansiedler ihrem neu gegründeten Dorf den Namen ihres Heimatortes gegeben haben. In diesem Falle wiese der Name über die Unterelbe (Brook bei Stade) und das südliche Oldenburg (Häusergruppe bei Großenkneten) bis ins Münsterland (15 km südsüdwestlich von Gronau zur Gemeinde Alstätte und Brook bei Gescher etwa 45 km von Münster) und, wenn man die Häusergruppe Brook in der Gemeinde Niederkrüchten im Kreise Krefeld noch miteinbeziehen will, sogar bis über den Niederrhein. In dem Gebiet zwischen dem Dortmund-Ems-Kanal und der holländischen Grenze treten neben Brook zum Teil öfters die Namen Damm, Lank(en) und Greven(broich) auf, Ortsnamen, die uns in der terra Parchim wieder begegnen. Zu erwähnen ist weiter der Ort Ruthen bei Lübz, dessen Name als Häusergruppe im Kreis Lingen an der Ems erscheint. Ausgeschlossen ist ebenfalls nicht, daß eine Beziehung zwischen den Orten bzw. Ortsnamen Benthen bei Lübz und Bentheim westlich von Rheine an der Ems besteht. Auffallend in diesem Zusammenhang ist auch die Tatsache, daß in den an dieses Ortsnamengebiet angrenzenden Grafschaften Cleve und Mark im Westen und Tecklenburg im Osten zu jener Zeit noch die Verpflichtung der Ministerialen bestand, Heergeräte und Gerade zu entrichten <sup>34</sup>), ein Recht des Lehnherrn, das, wie bereits erwähnt, Heinrich Borwin ausdrücklich für sich nicht in Anspruch nahm.

Dieses Zusammentreffen eines in der Urkunde von 1226 angesprochenen alten Rechtes mit dem Auftreten mehrerer Ortsnamen, die in der terra Parchim in gleicher oder ähnlicher Form wiederkehren, in einem weiten zusammenhängenden Gebiet ist bemerkenswert und verleitet zu der Annahme, zwischen dem Dortmund-Ems-Kanal und der heutigen holländischen Grenze die Heimat jener christlichen Siedler zu suchen, die aus fernem Gegenden zur Kolonisierung des öden Landstriches von Parchim eingeladen waren.

Damit sind die Urkunden von 1226, 1235 und 1300, soweit sie für die Geschichte Brooks von Bedeutung sind, im ganzen ausgeschöpft. Sie zeigen uns, daß Brook unter

der Leitung eines deutschen Lokators entstanden ist. Siedler aus nahen und weiten Gegenden sind durch ihn dort ansässig gemacht worden. Wahrscheinlich befanden sich unter ihnen auch einige Wenden. Rechtlicher Schutz des Besitzes und volles Erbrecht für Söhne und Töchter waren gewährleistet. Für Streitigkeiten war der Grundherr als Vertrauensperson seiner Hintersassen die allein zuständige richterliche Instanz. Ihm war durch seine Verpflichtung zum Roßdienst auch der militärische Schutz anvertraut. Für die kirchliche Betreuung sorgte anfangs die Kuppentiner Pfarre. Als Abgaben hatten die Bauern an ihren Grundherren die große und kleine Bede in Geld und Korn zu leisten. An den Fürsten war der Münzpfennig zu entrichten.

Dieses Bild aus den ersten Anfängen Broocks wird nun für die weitere Darstellung seiner Geschichte im Mittelalter vervollständigt durch Aktenbestände aus dem 16. Jahrhundert.

Schon der Ortsname für sich betrachtet ist eine wichtige Aussage über die Entstehung des Dorfes. Er beweist uns, daß es sich bei Broock um eine neue Gründung handelt. Die etwa 1,5 km nordöstlich vom jetzigen Dorf gelegene wendische Siedlung, die wir auf Grund von Scherbenfunden und der Feststellung von Branderde erschließen können, ist ein Zeichen dafür, daß Broock nicht wendischen, sondern deutschen Ursprungs ist <sup>35</sup>).

Dafür sprechen auch die deutsche Hufenverfassung, die Anlage des Dorfes als (Straßen-) Angerdorf und der wahrscheinlich noch im 13. Jahrhundert vollendete Bau der Kirche <sup>36</sup>). So hatte hier die deutsche Bevölkerung die große Pionierarbeit geleistet, ein ödes und menschenarmes Land in eine Kulturlandschaft verwandelt zu haben.

Nur gering werden wir den Anteil der Wenden an dem Aufbau dieser deutschen Siedlung zu veranschlagen haben. Für Broock ist von Witte ein wendischer Anteil von etwa 25 % (3 Namen slawischer Herkunft unter 12) nach dem Landbederegister von 1538 festgestellt worden. Aber selbst diese Zahl erscheint mir noch zu hoch. Nach meinen 1937 gemachten Auszügen aus den Landbederegistern bin ich nur ein einziges Mal auf die eindeutige Schreibweise Janisch (Amtsbeschreibung von 1570) gestoßen. In allen anderen Fällen (1538, 1544/45, 1555, 1567 und 1632) lautete nach meiner Lesart der Name auf Jans, Jaens, Jenz oder Jenß. Diese Namensformen, von denen auch Witte die Schreibweise Jans an erster Stelle anführt <sup>37</sup>), sind aber keinesfalls einwandfrei wendisch; sie können ebensogut niederdeutsch sein <sup>38</sup>). Letztere Auslegung ist um so wahrscheinlicher, als die Familie Jans nach den Landbederegistern von 1538 das Schulzenamt in Broock innehatte. Neben dem Schulzen Achim Jans nennt das Register von 1538 dann noch einen Vollhufner Hans Ja(e)ns, für den aus denselben Gründen die wendische Namensform, bzw. Ableitung abgelehnt, zum mindesten aber bezweifelt wird. So bleibt von den zwölf Broocker Familien schließlich nur eine einzige übrig, deren Namen als unzweideutig wendisch angesehen werden kann. Es ist die Familie Bachgull (Bagull), die bis zum 30jährigen Krieg auf ihrem Hof geblieben ist. Der slawische Anteil an der Broocker Bevölkerung ist also auf das Ganze gesehen äußerst gering, mit anderen Worten, die Broocker Bauernschaft war in ihrem Grundgefüge ebenso wie der Gründer ihres Dorfes deutsch.

Mit diesen Deutschen ist auch das Christentum in das bis dahin menschenarme Land gekommen. Ihrem Anliegen und dem Zeitgeist entsprechend, ging mit der Besiedlung des Landes die kirchliche Organisation Hand in Hand. 1235 war Broock zu der jenseits der Elde gelegenen Pfarre Kuppentin zugeteilt. Es dürfte jedoch nicht lange gedauert haben, daß man sich in Broock an den Bau einer eigenen Kirche heranmachte. Die günstige Lage des Ortes im Mittelpunkt der Restorfschen Grundherrschaft ließ gerade dieses Dorf für den Sitz einer Pfarre als besonders geeignet erscheinen. Vielleicht hat der Vergleich zwischen dem Schweriner und Havelberger Bischof, die sich 1252 endgültig über die Grenzen ihrer Diözesen einigten, den Anlaß zu dem Broocker Kirchenbau gegeben. Hatte Broock 1235 wegen seiner Zuteilung zur Pfarre Kuppentin noch zum Schweriner Bistum gehört, so mußte es nunmehr wegen seiner Lage am südlichen Ufer der Elde der Diözese Havelberg zugesprochen worden sein <sup>39</sup>). Das

machte dann den Bau einer neuen Kirche nötig, deren frühgotische Stilelemente neben der romanischen Anlage im Chor noch auf das 13. Jahrhundert hinweisen <sup>40)</sup>.

Es können aber auch andere Gründe für die Errichtung eines Gotteshauses in Brook vorgelegen oder eine Rolle mitgespielt haben. Schmaltz spricht direkt von einer ritterlichen Pfarre Brook <sup>41)</sup>, setzt also den Kirchenbau der Einrichtung einer Pfarre gleich. Diese Annahme liegt durchaus im Bereich des Wahrscheinlichen. Einmal überwiegen in Gebieten, die später kolonisiert wurden, die kleineren ritterlichen Pfarren gegenüber den großen Pfarrsprengeln der ersten Kolonisationsperiode <sup>42)</sup>. Zum anderen liegen tatsächlich gewisse Anzeichen für das Bestehen einer ehemaligen Pfarre in Brook vor. Das Visitationsprotokoll von 1663 nennt 4 verschiedene Kämpe, die der Kirche gehörten. Die Aussaat davon ist mit 17 Scheffeln angegeben. Das entspräche nach Endler-Folkers einem Areal von etwa 10 ha Land <sup>43)</sup>. Diese Fläche macht zwar nicht die Größe einer Pfarrhufe aus. Sie könnte aber den Rest davon darstellen; denn das Protokoll vermerkt ausdrücklich, daß die Vorfahren des Schulzen Jans einen Kamp nahe bei dem Dorfe „unter ihren Hufschlag gebracht“ hätten. Bei solchem Sachverhalt taucht leicht die Frage auf, ob nicht der Kirche schon früher Land während einer möglichen Vakanz der Pfarre verlorengegangen ist. Auf jeden Fall spricht die Tatsache, daß Brook Kirchenland besessen hat, dafür, daß das Vorhandensein einer selbständigen Pfarre während des Mittelalters angenommen werden kann. Wann Brook als Filiale zu der Barkower Kirche gekommen ist, ist unbekannt. Neben der Dotierung mit Land stand der Pfarre noch als jährliche Hebung das sog. Meßkorn zu, das nach dem Visitationsprotokoll von 1609 für jeden Vollhufner 1½ Scheffel Roggen betrug und damals natürlich bereits nach Barkow abzuliefern war. Über den Zehnten als weitere Kirchenabgabe sind keine Nachrichten überliefert.

Zu den der Kirche zustehenden Leistungen kamen die Abgaben an den Grundherrn. Zu diesen zählte nach der Urkunde von 1300 die Bede und das Münzgeld. Der Münzpfennig betrug nach Endler für jeden landwirtschaftlichen Betrieb 2 Pfund Lüb. und wurde für Verzicht des Landesherrn auf Ausübung seines Münzrechtes erhoben <sup>44)</sup>. Wieweit diese Deutung, die nur für einen Teil der Grafschaft Schwerin nachgewiesen werden konnte, auf Brook bezogen werden kann, muß offen bleiben.

Eine weitere Abgabe war die Pacht, auch als Zins bezeichnet. Sie ist in der Urkunde von 1300 nicht genannt. Für Brook erscheint sie zum ersten Mal in der Beschreibung des Amtes Lübz von 1570 und ist mit 2 Mark 16 Sch. für die Doppelhufe angegeben. Die Kätner hatten 16 Sch. für ihre Stelle zu zahlen. Da Brook damals bereits in fürstlichen Besitz übergegangen war, ist in diese Pachtsumme wahrscheinlich die ganze Bede mit eingerechnet, die 1300 z. T. noch in Korn bezahlt wurde <sup>45)</sup>.

Weiter lag, vom Schulzen abgesehen, auf jeder Hofstelle das sog. Schweinegeld, für Vollhufner mit 12 Sch., für Kätner mit 6 Sch. angegeben. Dieser Betrag war wahrscheinlich an Stelle der Lieferung des sog. „Schneidelschweines“ getreten und wurde im 16. Jahrhundert nur in Domanialdörfern erhoben <sup>46)</sup>. Als Naturalleistung ist dann noch die Ablieferung des sog. „Rauchhuhns“ zu nennen, das von jeder Herdstelle zu geben war. Schließlich lag auf jeder Doppelhufe noch die Abgabe von 20 Eiern; bei den Kättern betrug deren Zahl 5.

Endler sieht in der Bede, dem Rauchhuhn und den Eierlieferungen das Ablager, das ursprünglich dem von Ort zu Ort ziehenden Fürsten in natura gewährt wurde, bis sich feste Sätze für die Abgabe herausgebildet hatten <sup>47)</sup>. In dem Lübz Register von 1570 sind aber weder das Rauchhuhn noch die Eierlieferungen beim Ablager aufgeführt, sondern zählen zu den festen Hebungen aus den einzelnen Hofstellen. Beim Ablager wird hier nur unterschieden zwischen dem großen und kleinen Ablager, die als jährliche Schweine- bzw. Hasenjagd kommentiert werden. Für das große Ablager war von der ganzen Gemeinde 1 Mark 9 Sch. aufzubringen. Zur Hasenjagd waren eine Anzahl Brote, 3 Scheffel Hafer, 1 Schaf, 1 Gans, 4 Hühner und 1 Tonne Bier oder 16 Sch. zu leisten. Diese Angabe ist insofern interessant, als sie uns den Realwert des Geldes jener Zeit vor Augen führt. Auch von dem Ablager läßt sich nicht sagen, seit wann Brook es aufzubringen hatte.

Zu diesen feststehenden Abgaben kam im Ausgang des Mittelalters als Landessteuer noch die Landbede hinzu. Sie betrug 1538 2 Mark je Doppelhufe und war auch von dem Schulzen zu entrichten.

Letzterer nahm, hiervon abgesehen, eine besondere Stellung im Dorf ein. Er war von der jährlichen Zahlung des Schweinegeldes und der Lieferung des Rauchhuhnes wie der 20 Eier frei. Da angenommen werden kann, daß die 1570 dargestellten Rechtsverhältnisse auf altem Gewohnheitsrecht beruhten, dürfte die Sonderstellung des Schulzen gegenüber den übrigen Bauern in Broock von vornherein bestanden haben. Ob sein Hof als Afterlehen, das ihm als solches von seinem ritterlichen Grundherrn übertragen war, angesehen werden kann, erscheint mir entgegen Endler fraglich <sup>48</sup>).

Das Erbrecht, auch in der weiblichen Linie anerkannt, stand, wie bereits mehrfach herausgestellt wurde, allen Bauern zu. Die niedere Gerichtsbarkeit aber gehörte mit zu den Rechten des Grundherrn, wie er allein auch für all die ihm 1226 bzw. 1300 gewährten Gerechtsame verpflichtet war, ein Lehn Pferd zu halten. In diesen Kriterien aber sieht Endler die hervorgehobene Stellung der Freischulzen <sup>49</sup>). Von all diesen Rechten des Schulzen ist in den vorliegenden Quellen jedoch nirgends die Rede. Sicherlich wird der Schulze gerade während der Kolonisation besondere Aufgaben zugeteilt bekommen haben. Aber als Freischulzenhof im Sinne eines Afterlehns kann seine Stelle in Broock kaum angesehen werden, zumal er wie alle übrigen Bauern die im 16. Jahrhundert von den Landständen bewilligte Landbede zu zahlen hatte, während die Hofhufen von Restorf, die in Zeitpacht an Bauern ausgegeben waren, davon frei waren <sup>50</sup>).

Als einzige Sonderverpflichtung war dem Schulzen eine Salzfuhre nach Lüneburg auferlegt, die auch mit 1 Mark 4 Sch. abgegolten werden konnte. Dieser Betrag ist als feste Summe in der Zeit von 1570 bis 1661 unverändert geblieben; er zeigt, wie stark man sich an einmal in Geld festgesetzten Leistungen zu halten verpflichtet fühlte oder vielleicht auch gezwungen sah. Die Dienstleistung, gleichgültig, ob sie dinglich oder in Geld geleistet wurde, war allen Dorfschulzen des fürstlichen Amtes Lübz, unter dessen Grundherrschaft Broock inzwischen gekommen war, auferlegt. Sie stammt nicht unmittelbar aus der Kolonisationszeit, sondern wird wahrscheinlich im 15. Jahrhundert aufgekomen sein, als die Herzöge von Mecklenburg versuchten, den Salzhandel Lüneburgs in ihre Hand zu bekommen. Für die Schulzen des Lübzer Amtes bedeuteten diese Salzfuhren eine Belastung, die sie anscheinend bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts zu tragen hatten. Um diese Zeit war der Salzhandel nach Mecklenburg bereits zur Bedeutungslosigkeit gesunken, obgleich in Schwerin und Parchim noch Niederlagen für die privilegierten Bevölkerungsklassen bestanden. Über die Ablösung der Salzfuhren enthalten die mir bekannten Akten nichts. In der Amtsbeschreibung von 1671 heißt es vom Broocker Schulzendienst nur noch, daß der Schulze „mit einem zusammenspannt“, wenn für das Amt notwendige Fuhren zu tun sind <sup>51</sup>).

Nicht verbunden mit dem Schulzenhof war die Kruggerechtigkeit. Sie war einem Kossaten übertragen. Als Krugpacht zahlte im Jahre 1570 der Kätner Ru(g)ewoltz eine Mark.

Über die Gerichtsverhältnisse war bereits bei der Auswertung der Urkunden von 1226 und 1300 im allgemeinen gesprochen worden. Als wesentlich war dabei herausgestellt, daß die Siedler weder zum Markding als Gericht des Landesherrn <sup>52</sup>) noch zum Landding, dem späteren Vogteigericht, gezwungen werden konnten. Alle zivilrechtlichen Streitigkeiten und die leichteren Straffälle, wie kleine Diebstähle und leichte Körperverletzungen, kamen vor das niedere Gericht, Diebstahl im Wert von über 8 Schillingen, Hausfriedensbruch, Raub, Brandstiftung gehörten vor das hohe Gericht <sup>53</sup>). Den Vorsitz führte in beiden Fällen der Gerichtsherr, hier also ein Ritter von Restorf. Er bot auch das Gerichtsvolk, die bäuerlichen Hintersassen, dazu auf und fand mit den „Dinglüden“ das Urteil, für dessen Vollstreckung er zu sorgen hatte. Für das alles standen ihm alle Brüche zu <sup>54</sup>).

So etwa dürfen wir uns auf Grund der Ergebnisse von Maybaum die früheren Rechtsverhältnisse von Brook nach seiner Gründung vorstellen. Als das Dorf später an die Fürsten kam, ging die Gerichtsbarkeit an sie über. Die Amtsbeschreibung von 1570 bestätigt, daß die Fürsten Gericht und alle Rechte in Brook besaßen.

So bildete das deutsche Recht zusammen mit dem Lehnswesen die soziale Grundlage der bäuerlichen Gemeinde und hielt sich trotz mancher Abwandlungen in seinen Grundformen bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Bis dahin gab es auch keine Untertanen in Brook. Erst die Amtsbeschreibung von 1647 gebraucht diesen Ausdruck für die Bauern.

Mit jenen freien Bauern aber, wie sie unmittelbar nach dem Lokationsvertrag von 1226 in das Land gekommen waren, hatte sich auch das Landschaftsbild geändert. Unmittelbar östlich von einem kleinen See, der heute noch als „alter See“ das Wiesen- und Moorgelände zwischen dem Dorf und dem Aalbach bildet und erst 1788 trockengelegt wurde, war die deutsche Bauernsiedlung Brook angelegt. Ihre Mitte beherrschte der Bau der Kirche aus der Zeit des Übergangs vom romanischen zum gotischen Stil. Die Mehrzahl der Gehöfte lag auf der südöstlichen Seite der Dorfstraße. Das niedersächsische Bauernhaus, von dessen Typ noch zwei Gebäude vor dem Krieg erhalten waren, die aber nur noch als Scheunen dienten, bestimmte das Dorfbild. Ein fester Zaun umschloß, wie eine bildliche Darstellung Brooks aus dem Jahr 1540 zeigt<sup>55)</sup>, die ganze Siedlung. Für die Einfriedigung von Gehöften und Ackerstücken stand die weiche Hölzung als Teil der Allmende noch 1661 zur freien Verfügung. Allgemeinbesitz waren auch die Wiesen, die 1754 mit 19,8 ha Fläche angegeben werden. Rohr durfte zum Dachdecken aus den Eldewiesen geholt werden. Hartholz lieferte die Fahrenhorst.

Das Ackerland war unter zehn Bauern, die je zwei Hufen besaßen, aufgeteilt. Zweifellos wird mit der deutschen Hufenverfassung auch die Dreifelderwirtschaft eingeführt worden sein. Der Acker der Hufner lag also im Gemenge, verteilt auf die einzelnen Kämpfe der Dorfflur. Das Flächenmaß von je zwei Hufen für jede Bauernstelle dürfte noch aus der Gründungszeit Brooks stammen, in welcher eine Hufe der Größe eines bäuerlichen Gutes entsprach und als Maßeinheit in das Siedlungsgebiet übernommen wurde. Die Zusammenlegung von zwei Hufen zu einer Wirtschaftseinheit hat im ostelbischen Siedlungsgebiet in der Folge zu einer Veränderung des Hufenmaßes geführt, indem zwei alte bäuerliche Hufen als Doppelhufe in späterer Zeit der Größe einer gewöhnlichen mecklenburgischen Landhufe entsprachen. Für letztere ergibt sich für Brook eine Fläche von 22,2 ha. Diese Größe weicht von dem Ergebnis Engels nur um 1,4 ha ab<sup>57)</sup>.

Die Errechnung des Wertes von 22,2 ha ergab sich aus dem Einteilungsregister von 1754, nach welchem die Feldmark Brook zu 13 Hufen in 3 Schläge eingeteilt worden war. Aus damals 9 besetzten Bauernhöfen und 4 Kossatenstellen wurden 13 gleichgroße Hufen vermessen, von der jede 10 220 Quadratrußen umfaßte. Das ergibt bei einer Quadratruße = 21,7 qm ca. 22,2 ha. Nicht mit einberechnet sind hierin 4199 Quadratrußen je Hufe, die außerhalb der drei Schläge lagen. Sollte bei dieser Vermessung von 1754 noch das alte Hufenmaß angewandt worden sein, so wäre das eine Bestätigung über die Hufengröße, wie Engel sie als Flächenmaß berechnet hat<sup>58)</sup>.

Alles Land aber, das anfangs nicht zu dem Hufenacker und außerhalb der Gewanne lag, war Teil der Allmende und diente meist als Weide. Von diesem Freiland sind wahrscheinlich die Ackerstücke für die Kätner herausgenommen, deren Anzahl 1538 zwei betrug. Sie stieg 1553 auf drei und hielt sich von 1567 bis zum Dreißigjährigen Krieg auf vier. Die Pacht der Kätner war 1570 auf ein Viertel der der Vollhufner festgesetzt. Die Größenangabe mit einer halben Hufe gegenüber zwei Hufen der Bauern im Jahre 1661 ergibt bei Anwendung der oben gefundenen Hufenmaßzahl ein Areal von etwa 5 bis 6 ha. Die Kätner hatten mit den Bauern Anteil an der Allmende und warben aus den Wiesen jährlich ein Fuder Heu.

Als dritte Gruppe der Bevölkerung tauchen nach 1600 die Einlieger auf. Sie wohnten wahrscheinlich bei den Bauern zur Miete und verdienten als besitzlose Arbeiter sich

ihren Lebensunterhalt bei diesen. Ihre Anzahl war gering. Sie schwankte bis zum Dreißigjährigen Krieg zwischen eins und vier. Von Abgaben waren sie frei, wurden aber wie die Kossaten zur Türkensteuer mit herangezogen.

Beide, Kätner und Einlieger, haben das Bild der mittelalterlichen Gemeinde Broock kaum verändert. Die Grundanlage des Dorfes und seiner Flur war bereits durch die ersten Siedler als Gründer der Ortschaft so entscheidend festgelegt, daß der Bau einiger neuer Katenstellen und die Ausweitung des Ackerlandes auf Kosten der Allmende nicht ins Gewicht fielen. Auch soziologisch änderte sich der Grundstock der Bevölkerung durch sie kaum. Die Kätner zählten als spannfähige Stelleninhaber zu den Bauern, und die Einlieger waren zum Teil, wie ihre Namen ausweisen, bäuerlicher Herkunft. Es sind die Familien Möller und Kowolt.

Auch über die Sefshaftigkeit der Bauern auf ihren Höfen läßt sich für die Zeit bis zum Dreißigjährigen Krieg bereits einiges aussagen, da von 1538 an für verschiedene Jahre Steuerregister vorliegen und so durch Vergleich die Besitzer der einzelnen Hufen mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen werden können. Bei diesem Verfahren ergab sich, daß von den zehn Bauernstellen in Broock in der Zeit von 1538 bis 1632 fünf Höfe in derselben Familie geblieben sind, nämlich Jan(e)ns, Werdermann, Roeper, Bultze und Baggul. Unter diesen fünf befindet sich der Schulzenhof. Auf ihm saß vorübergehend um die Zeit zwischen 1609 und 1632 der Interimswirt Chim Engelke als Stiefvater des späteren Dorfschulzen Jochim Jans. Dieser und nicht ein Sohn von Engelke war 1632 Besitzer des Hofes und damit der Erbe der Hufe, die bereits 1538 der Familie Jans gehörte. Ähnliche Verhältnisse lagen wahrscheinlich auf der Hufe der Familie Werdermann vor, wo zwischen den Besitzern Marcks und Tews Werdermann für 1567 und 1570 Tewes Schleede genannt ist. Ein einmaliger Wechsel des Familiennamens ist für den betreffenden Zeitabschnitt auf vier Höfen festzustellen. Statt der 1538 genannten Besitzer Lehmann, Linde, Loppin und Bachgull (auch Baggul) erscheinen 1553 Thies, 1545 Bruckmann, 1567 Trude und 1584 Schleede, Familien, die bis zum Dreißigjährigen Krieg auf ihren Höfen geblieben sind. Auch auf der zehnten Hufe bestanden anfangs konstante Besitzverhältnisse. Als Hufner wird 1538/45 Achim Mo(el)ler genannt, 1553/67 Hans Moller und 1570/84 Claus Moeller. Dann aber, in der kurzen Zeit von 1601 bis 1614 hat der Hof viermal den Besitzer zwischen den Familien Sternberg und Stockfisch gewechselt.

Ähnlich wie bei den Bauern lagen die Verhältnisse bei den Kossatenstellen, von denen eine die Kruggerechtigkeit besaß und von 1538 bis zum Dreißigjährigen Krieg ununterbrochen im Besitz der Familie Ru(ge)wolt gewesen ist. Auf zwei weiteren Stellen sind ebenfalls für zwei Generationen dieselben Familien, nämlich Kowolt und Schliemann, nachzuweisen. Nur auf der vierten Stelle hat der Familienname viermal in dem betreffenden Zeitraum gewechselt, wovon in einem Fall jedoch der Besitzer als Interimswirt angesehen werden kann.

Eindrucksvoll zeigt so das Gesamtbild beider Bevölkerungsgruppen, daß in Broock noch bis zum Dreißigjährigen Krieg die Erblichkeit der Höfe ohne Zweifel bestanden hat. Mit der alleinigen Ausnahme der Kossatenstelle mit den Familien Loppin, Sermoth, Duncker und Baggul ist für alle Hofstellen das Erbrecht erwiesen. Darüber hinaus darf angenommen werden, daß in den meisten Fällen der Wechsel der Familiennamen auf den Höfen auf Einheirat beruht haben wird, was nichts anderes bedeutet, als daß auch die mit der Gründung Broocks zuerkannte weibliche Erbfolge auf den Höfen noch um 1600 geltendes Recht in dieser bäuerlichen Gemeinde war.

Die Folge dieser konstanten Rechtsverhältnisse ist der auffallend geringe Wechsel in der Bevölkerung des Dorfes. „Das Bild äußerst labiler Besitzverhältnisse“, wie Engel es für denselben Zeitraum für die Dobbertiner Landschaft nachgewiesen hat<sup>59)</sup>, trifft für Broock nicht zu.

Das noch bestehende Erbrecht und das Fehlen von Diensten, die jedenfalls vor 1645 nirgends genannt sind, zeigen, daß die Broocker Bauernschaft lange unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen gelebt hat, wenn auch die auf den Hufen liegen-

den Zinsen und Abgaben nicht unerheblich waren. So haben sich anders als in vielen Gegenden Mecklenburgs in Brook bis in den Dreißigjährigen Krieg spätmittelalterliche Verhältnisse gehalten, die, gemessen an den Vorstellungen jener Zeit, als eine noch immer tragbare Grundlage für das Leben einer bäuerlichen Gemeinde angesehen werden können.

Mit dieser Feststellung drängt sich zugleich die Frage auf, welche Umstände zu dieser im ganzen günstigen Lage der Lebensbedingungen des mecklenburgischen Bauerndorfes Brook beigetragen haben. Von den verschiedenen Möglichkeiten, nach solchen Gründen zu suchen, scheint ein Grund es wert zu sein, ihn hervorzuheben. Es ist der frühzeitige Übergang des Dorfes von seinem ritterlichen Grundherrn an die Fürsten. Der genaue Zeitpunkt, wann dies geschah, liegt allerdings im Dunkeln. Fest steht nur, daß Brook 1538 bereits ganz den Herzögen gehörte, während Kritzow mit Wessentin und Teilen von Benzin sowie den wüsten Feldmarken Restorf und Kratel damals noch im Besitz der Familie von Restorf war.

Der Beginn einer Auflösung der Begüterungen, die diese Familie in der Gegend von Lübz und Plau besaß, läßt sich bereits für den Ausgang des 14. Jahrhunderts nachweisen. In den Jahren von 1375 bis 1381 gingen Anteile, die die Restorfs in Garz bei Plau hatten, an den Rat der Stadt Plau über<sup>60)</sup>; 1376 verpfändete ein Brüning von Restorf die jährliche Pacht von einer Hufe in Benzin und von zwei Hofstellen in Barkow<sup>61)</sup>. Von Brook ist aus dieser ganzen Zeit nichts überliefert. 1606 ging auch der letzte Rest, den die Restorfs mit den Dörfern Kritzow und Wessentin noch in der Ture besaßen, durch Verkauf in herzogliche Hände über<sup>62)</sup>. Damit war der ganze Besitz der ehemaligen Restorfschen Grundherrschaft mit Brook als Mittelpunkt dieser Adelsfamilie verlorengegangen. Die Bauernschaften unterstanden nun sämtlich direkt dem fürstlichen Amt.

Durch diesen Übergang an die Herzöge ist Brook vor jener verhängnisvollen Entwicklung bewahrt worden, wie sie sich am Ausgang des Mittelalters in den ritterschaftlichen Bauerndörfern Mecklenburgs abzuzeichnen begann. Durch ihre frühe Zugehörigkeit zum Domanium sind die Broocker Bauern der schicksalsvollen Entfremdung, wie sie sich immer mehr zwischen den ritterlichen Grundherren und ihren bäuerlichen Hintersassen seit dem 16. Jahrhundert entwickelt und schließlich in der harten Unterdrückung und mit der fast völligen Legung der Bauern geendet hatte, entgangen. So sind sie leichter über die schweren Stürme, die im 17. und 18. Jahrhundert über den mecklenburgischen Bauernstand hereinbrachen, hinweggekommen und haben unter dem Schutz ihrer Herzöge ihre Höfe für sich und ihre Nachkommen halten können.

## ANHANG

### A. Quellen

#### Gedruckte Urkunden

Die drei vorliegenden Urkunden von 1226, 1235 und 1300 sind dem „Mecklenburgischen Urkundenbuch“ (abgekürzt: MUB) entnommen.

1225—1226

(MUB I) 319

Heinrich Borwin, Fürst von Rostock, bewidmet den neu erbauten Ort Parchim mit dem Stadtrecht.

„Heinricus Burwinus dei gracia dominus in Rozstoc vniuersis hanc paginam tam legentibus, quam audientibus. Notum facimus, quod diuina fauente miseracione nostraque sedula promocione terram Parchem, terram inquam desertam et inuiam, terram cultui demonum dedicatam, colonis commisimus christianis, ipsos tam de longinquis, quam de uicinis partibus inuitantes. In ipsa quoque prouincia ciuitatem construximus, iura ei et iudicia prestantes, que congrua, commoda et utilia terre ac ciuitatis eiusdem cultoribus uidebantur.

- 1) Primo autem omnium ipsam ciuitatem liberam concessimus omnibus inhabitantibus eam cum omni iure.

- 2) Huius eciam ciuitatis cultoribus dedimus omnem prouentum, qui vulgo sonat inlinge, et solidum vriedescillinc, et ad emendacionem et structuram ciuitatis.
- 3) Item tercia pars de uadiis magnarum causarum, sicuti depugna infra ciuitatem, supra IIII solidos cedet in usus ciuitatis.
- 4) Item concedimus, quod ipsos ciues n[un]quam reisam uel epedicionem extra dominium nostrum oporteat equitare.
- 5) Item quod pro nulla causa ad alcuis uadum, quam XII solidos debent compelli, nisi pro homicidio uel aliquo uulnere, quod per aciem ferri fiat.
- 6) Item quicumque ciuis accommodauerit bona sua qualiacumque alicui extra ciuitatem, et ille non soluerit, in ciuitate detineatur, donec soluat uel iusticiam exhibeat.
- 7) Item ciues de Parchem non dabunt forense telonium per omnes terminos terre nostre.
- 8) Item datum est omnibus in terra morantibus, quod nullum ad concilium, quod marc-dinc uocatur, sunt compellendi; similiter ad ius feudale, quod lenrecht uocatur, sunt minime compellendi, sed tantum ad ius, [quod] mannerecht vulgo sonat.
- 9) Item equam partem habere debent filie cum filiis in omnibus bonis, tam feodis, quam aliis; et si non sint filii, prestari debent filiabus bona patris.
- 10) Item si contingat mori aliquem, cuius filii non receperunt bona sua uiuente patre, prestari debent [eis] bona, que patres eorum possederunt a paganismo et cultu siluestri.
- 11) Item concedimus, ut ea, que herewede dicuntur, et muliebria, que wiberade uocantur, minime dentur, sed hereditas est per medium diuidenda.
- 12) Pascua uero ciuitatis protendunt a ualle campi Boken usque ad tiliam, et inde usque ad fontem, et a fonte directe donec in Zlonenam fluium.
- 13) Item piscacio per omnem provinciam communis et libera est cum sportis et hamis et retibus, exeptis solis sagenis.
- 14) Item quicumque obtinet bona sua et optenta possidet diem et annum, nullus debet uel poterit infringere pre(t)endens racionem prioris beneficii.
- 15) Super hec omnia unicuique ita concessa sunt bona sua primitus cum omni iure, ut a nemine hominum paciatur molestiam uel grauamen.“  
(Ohne Datum und Zeugen)

### 1235. Aug. 3. Warin

(MUB I) 436

Brunward, Bischof von Schwerin, bestätigt der Kirche zu Kuppentin das Pfarrgut und den Pfarrsprengel.

„In nomine sancte et indiuidue trinitatis. Brunwardus dei gratia Zwerinensis episcopus uniuersis in perpetuum. Ne res gesta obliuioni tradatur, scripti memorie commendatur, maxime hec, que, si neglecta fuerit, salutem impedit animarum. Vnde cum iuris nostri sit indempnitate ecclesiarum nobis commissarum consulere, placuit nobis et ecclesie nostre ecclesiam Kobandin tam in uillis, quam in dote confirmare, in his uillis scilicet: Kobandin, Wazutyn, Brück, Babazyn, Weisin, Syarnitze, Krosyna, noua uilla Guthani, duo Posirina, Pentzarin, Darsekow, indago Glyna, et ecclesiastica tantum sacramenta in Kobandin expectare. Ne igitur tam rationabili nostre ordinationi ausu temerario quisquam tam succedentium quam et presentium in alicuius calumnie seu disturbanceonis irrogatione contraire presumat, presentem paginam bulle nostre appensione dignum duximus roborare, statuentes auctoritate dei patris omnipotentis et beatorum Petri et Pauli apostolorum pefatam dotationem fideliter ab omnibus obseruari.

Testes autem huius facti sunt: canonici ecclesie nostre magister Thidericus, Wernerus; plebani Hermannus de Plawe, Eggelbertus de Cobandin; milites Sygebodo de Holthorpe, Henricus de Zyarnyn. Datum Warin, anno domini millesimo CC<sup>o</sup>XXXV<sup>o</sup>, tertio nonas Augusti.“

(Nach einer Abschrift im Kirchenvisitationsprotokoll vom Jahre 1591 im Hauptarchiv zu Schwerin)

### 1300. Juli 6. Plau

(MUB IV) 2617

Nicolaus, Fürst von Werle, belehnt die Brüder von Restorf mit den Dörfern Restorf, Wessentin, Broock, Kritzow, Kratel und Benzin mit allen Gerechtigkeiten, welche ihre Vorfahren gehabt haben, unter Verpflichtung zu einem Roßdienste.

„Omnibus, ad quos presens scriptum peruenerit, Nicolaus dei gracia dominus de Werle salutem in domino sempiternam. Acta in tempore, ne simul cum lapsu temporis obliuionis nebula detegantur, scripturarum et sigillorum testimonio ea expedit perhennari. Hinc est,

quod notum facimus vniuersis presentibus et futuris, quod de maturo nostrorum fidelium consilio donauimus et in feudo contulimus vasallis nostris fidelibus et dilectis videlicet Jwano, Joanni, Nicolao, Martino, Henrico, Degenhardo fratribus de Redickesdorff et ipsorum heredibus iam habitis et in futurum habendis omnia ipsorum bona, videlicet villam integram Redickesdorff, villam Wetcentin, villam Broke, villam totalem Critsow, villam Koratle, villam Bentcin, cum nostro iudicio maiore, hoc est cum iudicio manus et colli, cum nostra precaria maiore et minore, tam denariorum, quam annone, et cum nostro numismate et cum omni iure, quod in dictis bonis habuimus; secundum quod eorum pater et aui a nostris progenitoribus ab antiquo quiete possederunt, similiter ipsis predictis fratribus de Redickesdorff et ipsorum heredibus iterato contulimus libere perpetuo possidenda. Pro huiusmodi uero bonorum donacione et collacione sepedicti fratres de Redickesdorff uel eorum heredes cum uno dextrario falerato, quacumque necesse habuerimus, seruire debebunt. Ne autem sepedicti fratres de Redickesdorff uel eorum heredes in huiusmodi collacione et donacione per nos aut nostros successores succedente tempore molestentur, presentem literam ipsis erogauimus nostri sigilli robore communi(tam). Testes huius sunt: Bernhardus de Bellin, Nicolaus de Malin, Joannes Cotz, Conradus Bune, Nicolaus de Bruseuitze, Thidericus de Vlotow, milites, et alii quam plurimi fide digni. Datum Plawe, anno domini millesimo trecentesimo, in octaua Petri et Pauli apostolorum.“

(Nach einer beglaubigten Abschrift a. d. Ende des 16. Jahrhunderts im Hauptarchiv zu Schwerin)

## B. Anmerkungen

- 1) MUB I Nr. 319
- 2) Hoffmann, K.: „Die Stadtgründungen Mecklenburg-Schwerins in der Kolonisationszeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert“, Mecklbg. Jahrb. Bd. 94, S. 91 ff. — Broock liegt im Lande Ture, dem späteren Amt Lübz, das im 13. Jahrhundert zum Fürstentum Parchim gehörte.
- 3) MUB I Nr. 436
- 4) Schildt: „Die untergegangenen Dörfer Mecklenburg-Schwerins“, Mecklbg. Jahrb. Bd. 56, S. 180. Vgl. auch Anm. zu MUB I Nr. 436.
- 5) MUB I Nr. 337
- 6) Biereye, W.: „Über die Besiedlung des Landes Parchim durch die deutsche Ritterschaft“ (1226—1256), Mecklbg. Jahrb. Bd. 96, S. 151—188.
- 7) Ders. a. a. O. S. 188.
- 8) MUB IV Nr. 2617
- 9) Biereye a. a. O. S. 178 und MUB I Nr. 342 u. Nr. 633.
- 10) Schildt a. a. O. S. 216.
- 11) Biereye a. a. O. S. 179. — Demgegenüber hat Gritzner in seiner Arbeit Zur Urgeschichte des Geschlechts von Pritzbuur, Mecklbg. Jahrb., 65, S. 305/06, festgestellt, daß in der Urkunde vom 5. Juni 1274 (MUB, Nr. 1327) vor Sabellus de Redichsdorp ein Komma gestanden hat, also „Prizbur et frater eius, Sabellus de Redichsdorp . . .“ statt „. . . Prizbur et frater eius Sabellus de Redichsdorp . . .“ die richtige Schreibweise sei, wie sie auch im Codex dipl. Brandenb. von Riedel nach dem Havelberger Kopialbuch abgedruckt ist. — Prizbur und Zabel von Restorf sind danach keine Halbbrüder gewesen.
- 12) s. Anm. 7.
- 13) Maybaum, H.: „Die Entstehung der Gutsherrschaft im nordwestlichen Mecklenburg“, Stuttgart 1926, S. 22.
- 14) Schlie, Fr.: „Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin“, IV. Bd., 2. Aufl. Schwerin 1901, S. 539.
- 15) MUB IV Nr. 2617 Anm.
- 16) Maybaum a. a. O. S. 21.
- 17) Witte, H.: „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg“, Stuttgart 1905, S. 75/76.
- 18) derselbe a. a. O. S. 75/76.
- 19) MUB I Nr. 428.
- 20) Lisch, G. C. F.: „Geschichte der Stadt Plau und deren Umgebungen“, Mecklbg. Jahrb., 17. Jg., Schwerin 1852, S. 36 und 260.
- 21) vgl. dazu MUB, IV, Seite 452, 448 und 450.
- 22) MUB IV Seite 451.
- 23) MUB Nr. 1367 und 2001.
- 24) MUB Nr. 2617.
- 25) Quirin, K.-H.: „Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter“, Göttingen, Frankfurt, Berlin (1954), S. 132.

- 26) Lisch, G. C. F.: „Das mecklenburgische Hofgericht im Mittelalter“, Mecklbg. Jahrb., 11. Jg., Schwerin 1846, S. 490.
- 27) Maybaum, a. a. O. S. 40/41.
- 28) MUB IV, Seite 448.
- 29) MUB Nr. 9096 und 9104, vgl. auch 10200.
- 30) Quirin, a. a. O. S. 69, auch Pom. U. B., Nr. 720.
- 31) derselbe a. a. O. S. 66, auch Kötzschke, Quellen S. 34, Nr. 16.
- 32) Maybaum a. a. O. S. 79.
- 33) Es konnte nach den damaligen Verhältnissen nicht vorausgesehen werden, daß gerade die Gerichtsbarkeit in den Händen der ritterlichen Vasallen später einmal ins Gegenteil umschlagen und die Bauern in die völlige Abhängigkeit von ihren Gerichtsherren bringen sollte.
- 34) Biereye a. a. O. S. 178 u. Keutgen, F.: „Die Entstehung der deutschen Ministerialität“, Vierteljahrschr. f. Social- u. Wirtschaftsgeschichte, 8. Bd. S. 173 u. 370 f.
- 35) vgl. dazu Engel, Fr.: „Deutsche und slawische Einflüsse in der Dobbertiner Kulturlandschaft“, Kiel 1934, S. 45 f.
- 36) Schmaltz, K.: „Die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter“, II. T. Mecklbg. Jahrb., 73. Jg., Schwerin 1908, S. 73.
- 37) Witte a. a. O. S. 75.
- 38) Gottschald, M.: „Deutsche Namenkunde“, 3. Aufl., Berlin 1954, S. 37.
- 39) Schmaltz a. a. O. S. 94. Schmaltz nimmt allerdings an, daß Broock auch nach 1252 beim Bistum Schwerin verblieb.
- 40) derselbe a. a. O. S. 73 und Schlie, a. a. O. S. 542.
- 41) Schmaltz a. a. O. S. 73.
- 42) derselbe a. a. O. S. 119, 125 und 129.
- 43) Endler-Folkers: „Das Mecklenburgische Bauerndorf“, Rostock (1930), S. 76.
- 44) Dieselben a. a. O. S. 59.
- 45) Dieselben a. a. O. S. 57.
- 46) ebenda S. 59.
- 47) ebenda S. 58.
- 48) ebenda S. 55; anders dagegen Engel a. a. O. S. 65.
- 50) Landbederegister von 1571.
- 51) Amtsbeschreibung von 1570 u. 1661; Bleeck, Johannes: „Lüneburgs Salzhandel...“, Diss. Frankfurt/M. 1930, S. 188 u. 192 (Maschinenschrift).
- 52) vgl. S. 8 und Quirin, a. a. O. S. 132.
- 53) Maybaum a. a. O. S. 41.
- 54) derselbe a. a. O. S. 65.
- 55) Darstellung von Broock auf der 1540 von dem Maler Cyriacus Oswald aus Braunschweig angefertigten sog. Lübz-Fahrenhorster Karte (Landeshauptarchiv Schwerin).
- 56) Engel a. a. O. S. 146.
- 57) derselbe a. a. O. S. 143 und 146.
- 58) derselbe a. a. O. S. 137 ff.
- 59) derselbe a. a. O. S. 66.
- 60) MUB Nr. 10706, 10868 und 11372.
- 71) MUB Nr. 10932.
- 62) Schlie a. a. O. S. 539/40 und 632.

### C. Archivalisches Material

(Landesarchiv Schwerin)

1. Landbederegister des Amtes Lübz von 1538, 1553, 1567, 1584.
2. Türkensteuerregister des Amtes Lübz von 1544/45, 1601, 1602, 1603, 1604.
3. Register und Beschreibung aller Einnahmen, Hebung, Nutzung und Herrlichkeiten des Amtes Lübz (1570, 1645, 1647, 1658).
4. Visitationsprotokolle der Pfarre Barkow (1609, 1633).
5. Acta betr. Einteilung der Feldmark Broock im Jahre 1754.
6. Flurkarte von 1817 (?).
7. Lübz-Fahrenhorster Karte von Cyriacus Oswald aus dem Jahre 1540.

## Das Christus-Bild

(gr. christos = der Gesalbte, nach hebr. maschajah = Messias)

Die innerhalb der Christenheit geläufige Vorstellung vom Aussehen Christi ist das Ergebnis einer langwierigen Entwicklung seiner Darstellung in der bildenden Kunst. Ein authentisches Bild seiner Person ist nicht überliefert. Die Evangelien selbst schweigen über seine äußere Gestalt, und die Christus-Vision in der Offenbarung des Johannes gibt keine Beschreibung seines Aussehens, sondern nur „eine sinnbildliche Zusammenfassung aller der Eigenschaften, die er innerhalb seiner Gemeinde und inmitten einer gegen ihn empörten Welt kundtut“. Wenn seine ersten Anhänger nicht gleich ein Bild von ihm schaffen ließen, so spielt dabei zweifellos die jüdische Bilderfeindlichkeit („Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen“) eine mitentscheidende Rolle. Zudem sahen sie keine Notwendigkeit, sein Bild der Nachwelt zu erhalten, da sie seine Wiederkehr in irdischer Gestalt noch zu ihren Lebzeiten erwarteten. Demgegenüber versteht der Apostel Paulus das Fehlen eines Abbildes theologisch vertieft: daß Christus nach der Wiedererhöhung in die Trinität nunmehr dem menschlichen Blick in seiner irdischen, nur zur Erfüllung seines Erlöserauftrags angenommenen „Knechtsgestalt“ (Jesaias) für immer entrückt ist: „Ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.“

Die früheste Beschreibung der Person Christi findet sich bei dem jüdischen Historiker Flavius Josephus in „De bello judaico“: „Damals erschien auch ein gewisser Mann von zauberischer Kraft – wenn es erlaubt ist, ihn einen Mann zu nennen, den gewisse Griechen einen Gottessohn, seine Jünger aber den wahren Propheten nennen, der Tote erweckt und alle Krankheiten geheilt habe. Sowohl sein Wesen wie seine Gestalt waren menschlich: er war nämlich ein Mann von einfachem Aussehen, reifen Alters, dunkler Hautfarbe, mit langem Gesicht, langer Nase, zusammengewachsenen Brauen, so daß, die ihn sahen, erschrecken konnten, mit wenigem Haar, aber eine Abteilung (Scheitel) tragend mitten auf dem Kopf.“ Bedenkt man allerdings, daß hier ein Jude für Juden und Römer schreibt, die gleichermaßen dem Christentum feindlich gegenüberstanden, so läßt, darin sind sich auch die christlichen Gelehrten einig, diese Lobpreisung darauf schließen, daß es sich um eine spätere Interpolation handelt.

Aber bereits die ältesten Kirchenschriftsteller Justinus, Clemens Alexandrinus und Tertullianus beginnen sich über das Aussehen Christi Gedanken zu machen. Sie stellen ihn sich unansehnlich, ja sogar unschön vor und verweisen dazu auf Jesaias: „Er hatte keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet.“ Überzeugender verweisen demgegenüber die Kirchenväter Hieronymus und Chrysostomos auf den geradezu überwältigenden Eindruck, den seine Erscheinung auf die Jünger gemacht hat, daß sie schon auf seinen ersten Anruf hin alles im Stich ließen und ihm nachfolgten. Wohl am tiefsten äußert sich dazu Augustinus: daß Christus jedem in der Gestalt erscheine, in der dieser ihn zu sehen und zu erkennen, würdig sei.

Doch schon im 2. Jh. verbreitet sich in der Christenheit der Glaube, daß authentische Bilder von Christus vorhanden seien. Es entsteht die Legende von den auf übernatürliche Weise entstandenen Acheiropoieten, so vom *Abgardbild* in Edessa, dem heutigen Urfu. Dieses angebliche Acheiropoieticon, ein Leinentuch mit dem Antlitz Christi, wird 944 nach Konstantinopel und von dort um das Jahr 1000 nach Italien gebracht, wo aber schon bald darauf zwei Exemplare in Rom und in Genua (später, noch 1789, befindet sich ein drittes in Paris) als echt verehrt werden, bis dann Papst

Pius IX. das Genueser Bild nicht zwar nach seiner legendarischen Entstehung als authentisch, wohl aber als das aus Edessa stammende Original anerkennt.

Auch der Kirchenvater Irenäus, von 177–78 Bischof von Lugdunum, dem heutigen Lyon, berichtet von angeblichen echten Christusbildern im Besitz der von Karpokrates in Alexandria gegründeten Sekte der Karpokratener. Bischof Eusebius von Cäsaräa lehnt zwar die Bitte der Tochter Kaiser Konstantins ab, ihr ein authentisches Christusbild zu beschaffen, bestätigt jedoch, daß ein solches in Cäsaräa Philippi vorhanden sei. Demgegenüber betont Epiphanius, der Metropolit von Konstantia auf Cypren, einer der unbestechlichsten und leidenschaftlichsten Kämpfer für altchristliche Rechtgläubigkeit, mit Nachdruck, daß kein authentisches Bild von Christus existiere.

Das berühmteste Acheiropoieticon ist das auf die Berenike-Legende zurückgehende

### **Schweiß Tuch der Veronika.**

Die Legende überliefert, daß Kaiser Tiberius in schwerer Krankheit einen Boten nach Palästina entsandt habe, der Wundermann Jesus von Nazareth möge ihn heilen. Als er von der Kreuzigung Christi erfährt, läßt er Pilatus gefangen setzen. Aber Tiberius wird geheilt und daraufhin Christ, dank eines Christusbildes aus dem Besitz der Berenike, eines Weibes, das durch Christus vom Blutfluß geheilt wurde und auf dessen Bitte Christus zum Andenken an diese Heilung als weiteres Wunder das Abbild seines Antlitzes in ein Leinentuch gedrückt hat.

Unter mehreren derartigen, um das Jahr 1000 verehrten heiligen Tüchern (Sacrae Sidones) wird besonders eines in der Kirche Sta Maria ad praeseque in Rom mit dem Tuch der Berenike in Verbindung gebracht und gilt demnach als das wahre Abbild (vera icon; gr. eikon = das Bildnis) Christi. Im 13. Jh. entsteht aus „vera icon“ der Name „Veronika“. Zugleich damit verändert sich die Legende dahin: daß diese Veronika Christo auf seinem Kreuzweg das Schweiß Tuch reichte, auf dem sein Antlitz sichtbar blieb. Daher zeigen derartige heilige Tücher oder ihre bildlichen Darstellungen bis etwa zum Jahre 1400 das Christusantlitz ohne Dornenkrone – entsprechend der Begegnung des wunderverrichtenden Christus mit Berenike; von da an meist mit einer Dornenkrone – entsprechend der Begegnung mit Veronika auf dem Kreuzweg.

Erst zur Zeit Kaiser Konstantins, im 4. Jh., mit der Einsetzung des Christentumes als Staatsreligion, beginnen die Gemeinden Reliquien Christi zu sammeln und kultisch zu verehren. Es ist jedoch schwierig nachzuweisen, wann die ersten heiligen Tücher auftauchten und in welchem (späteren) Jahrhundert die Berenike-Legende entstand. Jedenfalls hat das hier als Acheiropoieticon verehrte Christusantlitz eine bereits jahrhundertelange Entwicklung hinter sich: es zeigt den bärtigen Christustyp, wie er erst etwa im 6. Jh. ausgebildet ist. Das gilt selbstverständlich ebenso von dem wohl am spätesten auftauchenden Acheiropoieticon, einer Christusgemme, die der Sultan Bajasind II. (1447–1522) dem Papst Innozenz VIII. als Geschenk überbringen läßt.

Nach der Wiederausgrabung von Dura-Europos weiß man heute, daß sich die Christenheit und mit ihr – wenigstens nach der im Jahre 70 erfolgten Zerstörung Jerusalems durch Titus in der Diaspora – auch das orthodoxe Judentum früher von der alttestamentarischen Bilderfeindlichkeit freigemacht haben, als man bisher annahm. Gleichwohl sind die ersten bildlichen Fixierungen Christi noch nicht im eigentlichen Sinne Malereien, vielmehr Geheimzeichen, mit denen sich die Anhänger der neuen, noch unterdrückten und verbotenen Religion untereinander ausweisen und verständigen. Es sind Symbole, die vielfach schon in der heidnischen Bilderwelt vorkommen, so das Lamm und die Taube, der Pfau als Symbol des ewigen Lebens, die Weinrebe als Sinnbild des Wandels in der Natur und damit der Auferstehung. Vor allem ist es der Fisch (bereits im alttestamentarischen Judentum als messianische Fastenspeise gedeutet), wozu man später entdeckt, daß sich die Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes ICHTYS mit dem Namen Christi gleichsetzen lassen in Iesous CHristos Theou HYios Soter = Jesus Christus Gottes Sohn, der Erlöser. Auch die verschiedenen Kreuzesformen

werden üblich, ebenso die Christusmonogramme: das Jota und das Chi nach den Anfangsbuchstaben der griechischen Namen Jesus Christus; das Chi und das Rho nach den beiden ersten Buchstaben von Christus und endlich das Alpha und das Omega als Anfangs- und Endbuchstaben des Alphabetes, zurückgehend auf die Offenbarung Johannes 1, 8: „Ich bin der Anfang und das Ende.“ Im Mittelalter kommen hinzu das Jota, das Heta und das Sigma IHS als die ersten drei Buchstaben von Jesus, volkstümlich gedeutet Jesus hominum salvator (Jesus, Erlöser der Menschen) oder Jesus Heiland Seligmacher — noch heute Inschrift an vielen Bauernhäusern.

Aus dieser anfänglich zur Tarnung geübten Zeichensymbolik entstehen, als die Gemeinden größer werden und in zunehmendem Maß über kultische Räume verfügen, die ersten Christusdarstellungen, zunächst wahrscheinlich, wie wir nach Dura-Europos annehmen dürfen, im Orient (doch sind hier aus den ersten Jahrhunderten nur ganz geringe Reste von Denkmälern erhalten), vor allem aber in Rom, wo sich von der zweiten Hälfte des 3. Jhs. an aus der Katakombenmalerei und aus Fresken- und Mosaikenschmuck der ältesten Kirchenbauten die Entwicklung fast lückenlos ablesen läßt.

Mit den nun neuen Inhalten dieser Bildwerke und Malereien ist jedoch die Verbindung zur Formensprache der antiken Kunst noch nicht unterbrochen; zudem ist in den hier vorwiegend aus Heidenchristen bestehenden Gemeinden die überkommene antike Vorstellung vom Göttlichen, die griechische Kalokagatie (gr. kalos k[ai] agatos = schön und gut) noch lebendig: die Schönheit und ewige Jugend des Apollo oder des Orpheus und das Heldenideal, verkörpert im jungen Alexander, deren Gestalten zu Vorbildern der ersten Christusbildnisse werden. Entsprechend dem antiken Ideal zeigen diese einen bartlosen, heldischen Jüngling, oft fast knabenhaft, mit kurzgelocktem Kopf, bekleidet mit dem halblangen griechischen Chiton oder mit der römischen Tunika und mit bis zu den nackten Knien geschnürten Sandalen, vorzugsweise in dem volkstümlichen bukolischen Motiv des

#### **Guten Hirten,**

das sich, aus der Antike vertraut, nach zahlreichen Stellen der Heiligen Schriften (Joh. 10, 11: „Ich bin der gute Hirte“) sinnvoll auf Christus übertragen läßt. Im ganzen sind mehr als 120 Christusdarstellungen als Guter Hirte in den Katakomben der Nachwelt erhalten.

Etwa vom 4. Jh. ab beginnt der Einfluß der Antike abzuklingen. Die Malerei verzichtet auf die illusionistische Tiefenwirkung und gewinnt, indem sie die Figuren in einer Fläche aufreht, eine strengere Monumentalität. Auch das Christusbild löst sich von den antiken Vorbildern. Die Heiligkeit wird durch Hinzufügung des Nimbus betont, das Auge wird größer, der Blick ernster, und ziemlich einheitlich setzt sich das langherabwallende Haar durch, in der Mitte gescheitelt: dieses mit historischer Berechtigung, da langes, in der Mitte gescheiteltes Haar bei den Bewohnern von Nazareth die übliche Tracht war. Wohl die schönste frühe Darstellung Christi als Guter Hirte mit purpurverbrämtem Mantel zeigt die Mosaiklunette auf der Eingangswand des Mausoleums von Konstantins Tochter Galla Placida in Ravenna.

Unabhängig von diesem noch symbolischen Hauptmotiv mehren sich von der Zeit Konstantins an auch historische Darstellungen; aus dem Alten Testament Szenen, die, wie die Opferung Isaaks, als Prophezeiungen auf das Kreuzopfer gedeutet werden können, und aus dem Neuen Testament Motive wie die Taufe Christi und die Wunder taten Christi, besonders die Hochzeit zu Kanaan, die Heilung des Blinden oder des Lahmen (Gichtbrüchigen), wie in Dura-Europos, der ältesten erhaltenen Christusdarstellung überhaupt.

Mehr noch als um eine Veranschaulichung des historischen Geschehens geht es darum, den Sieg des Christentums zu betonen. Man zeigt deshalb Christus in der Verklärung, den siegreichen Helden, die Apostel unterweisend, gelegentlich noch mit Anklängen an die hellenistische Tradition als lehrenden Philosophen, immer aber jugendlich, heldenhaft und in erstrahlender Schönheit.

Erst seitdem im Konzil von Nicäa im Jahre 325 gegenüber der von den Arianern geforderten „Wesensähnlichkeit“ (gr. homoiouia) die „Wesensgleichheit“ (gr. homousia) des Sohnes mit dem Vater und dem Heiligen Geist zum Dogma erhoben ist, beginnt – während der wunderverrichtende Christus weiterhin bartlos, jugendlich und heldenhaft bleibt – in Darstellungen der Verklärung ein mehr autoritativer, reiferer Christustypus sichtbar zu werden, gelegentlich von greisenhafter Majestät, fast immer bärtig; denn der Bart gilt als Sinnbild der Hoheit und Würde, nach Augustinus als äußeres Zeichen des Mutes und der Kraft. Eine der frühesten und zugleich eindringlichsten Darstellungen dieses neuen, hoheitsvollen Christustypus stammt aus dem Beginn des 5. Jhs., wo die Katakombenmalerei bereits zu Ende geht: das mächtige Apsismosaik von Sta Pudenziana in Rom *Christus als Lehrer der Apostel im himmlischen Jerusalem*, darüber ein Kreuz und die gewaltigen geflügelten Symbole der vier Evangelisten. Mit dem 6. Jh. hat sich, vor allem in Darstellungen der Majestas Domini, der bärtige würdige Christus fast allgemein durchgesetzt. Ungefähr zur gleichen Zeit entwickelt sich in der byzantinischen Kunst als bleibender Christustypus der Ostkirche der Pantokrator (gr. der Alles-Beherrschende), in dessen Antlitz sich die Züge von Gottvater und Christus miteinander vereinigen.

Gegenüber den bald zahlreicher werdenden Darstellungen der Majestas bleiben Schilderungen aus der Passion Christi ganz seltene Ausnahmen. Für sie steht allein das Kreuz. Der Weltlehrer und Weltherrscher erscheint der Zeit darstellungswürdiger als der sein Leben für die Menschheit opfernde Erlöser. Während das älteste Weihnachtsbild, eine Geburt Christi in der Priscilla-Katakombe schon im 3. Jh. gemalt wird, findet sich die älteste monumentale Darstellung der Kreuzigung erst auf einem aus dem 8. Jh. stammenden Wandgemälde in S. Maria Antiqua in Rom.

Damals ist das Äußere des Christustypus – ein schmales, männlich-ernstes Antlitz, in der Mitte gescheiteltes, auf die Schultern herabwallendes dunkles Haar und ein mehr oder weniger voller Bart, oftmals am unteren Ende geteilt – im wesentlichen ausgeformt: das Christusbild, wie es in die Vorstellung der Christenheit eingeht und dem auch *Albrecht Dürer* sein berühmtes Selbstbildnis (Alte Pinakothek, München) angleicht. Andere, besonders noch bartlose Formen, die seit Beginn der Renaissance, wie z. B. der die Weltkugel haltende Jüngling mit dem schmalen durchgeistigten Gesicht in *Christus und der hl. Julianus* (SS Annunziata, Florenz) von *Andrea del Castagno*, der blondköpfige Heldenkörper der *Pietà* (Alte Pinakothek, München) von *Botticelli*, der titanenhafte Weltenrichter des *Jüngsten Gerichts* (Capella Sistina, Vatikan) bei *Michelangelo* oder der fast knabenhafte *Christus in Emmaus* (National Gallery, London) von *Caravaggio*, und wie sie vor allem mit dem 19. Jh. wieder aufgenommen, behalten doch den Charakter der Ausnahme.

Zunächst jedoch wird mit dem 8. Jh. im

### **Bilderstreit,**

einer 726 von Kaiser Leon III. auf einem Konzil in Konstantinopel angeordneten weltweiten Bildervernichtung die Entwicklung unterbrochen.

Der Streit entzündet sich – gestützt auf das alttestamentliche Bilderverbot – an dem besonders in griechischen Christentum damals verbreiteten Wunderglauben, der neben mancherlei Reliquien fragwürdiger Herkunft auch Christus-, Marien- und Heiligendarstellungen zu Gegenständen kultischer Verehrung werden läßt, obwohl der höhere Klerus immer wieder betont, daß Bildnisse weder Gottheiten noch mit Wunderkraft begabt sein können. Dieser Streit, der erst unter den Nachfolgern Leons III. in den Jahren 765–71 seinen Höhepunkt erreicht und in dem die als Ikonodulen (gr. Bilderknechte) verhöhten Anhänger der Bilderverehrung unter den Ikonoklasten (gr. Bilderbrecher) grausame Verfolgungen erleiden, verschuldet den nahezu vollständigen Verlust der künstlerischen Denkmäler der frühen Christenheit im Orient. In Italien gelingt es zwar, der Zerstörungswut der kaiserlichen Ikonoklasten erfolgreichen Widerstand zu leisten, doch bleibt auch hier, wo die Kunst noch in der Hauptsache aus

byzantinischen Quellen gespeist wird, die Unterbrechung spürbar. Der Streit endet unter der Regentschaft der Witwe Leons IV., der späteren Kaiserin Eirene, auf dem zweiten Konzil von Nicäa im Jahre 787 mit dem Sieg der Ikonodulen in dem Beschluß: daß eine nicht zum Kult ausartende Verehrung von Heiligenbildern als Ausdruck eines echten Glaubens und wahrer Frömmigkeit gewertet und gestattet sein soll. Ein späterer Vorstoß der Ikonoklasten im Jahre 802 hat nur noch vorübergehend Erfolg.

Fast unberührt vom Bilderstreit bleibt die Buchmalerei, die in Italien und im christlichen Orient entstanden, vom Ende des 7. Jhs. an auch nördlich der Alpen in Erscheinung tritt und sich hier in den folgenden Jahrhunderten zu ihrer höchsten Blüte entwickelt. Sie gibt zwar schon im 6. Jh. wie im *Rabula-Codex* (Biblioteca Laurenziana Florenz) auch Darstellungen der Kreuzigung Christi, meidet aber, der zeitgenössischen Christus-Auffassung entsprechend, im allgemeinen den leidenden Christus und zeigt vorzugsweise, wie ebendort in *Himmelfahrt Christi*, den siegenden, thronenden und triumphierenden Weltenherrscher: die *Majestas Domini*, so um 850 bei *Haregarius* (Bibliothèque Nationale, Paris) oder in ähnlicher Komposition um 870 bei *Beringarius* (Bayerische Staatsbibliothek, München). Sie sieht Christus, oft noch von antiken Vorstellungen beeinflusst, jugendlich und strahlend, meist bartlos, wie im *Hitda-Evangeliar* die *Taufe Christi* (Hessische Landesbibliothek, Darmstadt): er ist Wunder-täter und Held, der im *Utrecht-Psalter* (Universitätsbibliothek, Utrecht) sogar gegen die Gottlosen mit in den Krieg zieht.

In der um die Wende zum 11. Jh. einsetzenden romanischen Kunst machen eine hieratische Strenge und eine völlige Abkehr von jedem räumlichen Illusionismus den nun endgültig vollzogenen Bruch mit der Antike erkennbar. Die Kirche ist zur weltbeherrschenden Macht geworden. Sie ist sich ihrer Machtstellung bewußt, betont diese durch einen gesteigerten Hang zur Repräsentation und zwingt, als fast alleiniger Auftraggeber der Kunst, die Malerei, in der Tafelmalerei auf Holz noch die große Ausnahme ist, ganz unter die Gestaltungsgesetze ihres im Ornament immer einfallsreicher werdenden Bauwillens. Dieser verlangt nach farbig-dekorativer Wirkung, wobei es nicht mehr um die äußeren, nach Naturnähe strebenden Erscheinungsformen geht, sondern ausschließlich um den geistigen, christlich und kirchlich bestimmten Bedeutungsgehalt. Fast zwangsläufig verschwindet aus dieser aufs Jenseitige gerichteten Ordnung bildlicher Darstellungen jeder irdische Hintergrund: die Gestalten werden entpersönlicht, in formelhafter Monumentalität zur bloßen Aussage aneinandergereiht; auch die Größenverhältnisse richten sich nicht mehr nach der Realität, vielmehr nach Rang und Gewicht innerhalb der geistlichen Hierarchie. Der Christustyp wird dementsprechend zum unnahbaren Gebieter; er wird hoheitsvoll stilisiert, autoritativ, nicht mehr der Mensch gewordene Gottessohn, vielmehr, jetzt mit einer Krone als äußerlichem Zeichen der Majestät geschmückt, die Inkarnation einer geistigen Idee.

Erst die Gotik vermenschlicht und verinnerlicht das Christusbild wieder. Sie sucht die Göttlichkeit weniger durch eine Heldengestalt und äußere Attribute als im Ausdruck sichtbar zu machen, wie sich auch in der Theologie nun eine mehr menschliche Auffassung von der Persönlichkeit Christi durchzusetzen beginnt, nicht zuletzt unter dem Einfluß von Thomas von Aquin, der Christus mit allen irdischen Vorzügen geschmückt wissen will: „Christus besaß jene körperliche Schönheit im höchsten Grade, die seinem Antlitz etwas Majestätisches und Anmutiges zugleich verlieh; es leuchtete etwas Göttliches aus seinem Angesicht, das alle mit Ehrfurcht erfüllte.“ Von solchen Vorstellungen und gleichermaßen vom innigen Naturgefühl des hl. Franziskus von Assisi beeinflusst gestaltet dann *Giotto* in den Fresken der Capella degli Scrovegni all'Arena in Padua das früheste durchgeistigte Antlitz Christi, das die „Züge des Dulders mit denen des Überwinders in sich vereinigt“. Zugleich damit tritt anstelle des Weltenherrschers nun stärker der Menschheitserlöser in den Vordergrund: die *Majestas* weicht der geschundenen Kreatur.

## Kreuzigungsdarstellungen

erscheinen nun häufiger, sonderlich in der langsam aufkommenden Tafelmalerei. Sie entwickeln sich vom *Kruzifixus* von *Berlinghiero Berlinghieri* (Pinacoteca civica, Lucca) um 1220 zu *Cimabue* (Galleria degli Uffizi, Florenz) noch in einer derben, erkennbar von der Plastik beeinflussten Darstellung, über *Nardo Orcagna*, um 1360, und über das um 1397 entstandene Fresko in S. Antonio zu Padua von *Alcichiero da Zevio* hin zu dem in inniger Frömmigkeit empfundenen *Christus am Kreuz* in der Sakristei von S. Domenico in Fivole, um 1420, von *Fra Angelico* und zur *Kreuzigung Christi* (Museo Nazionale, Neapel) von *Masaccio*. Sie werden dann später in der italienischen Malerei seltener, dem südländischen Naturell weniger entsprechend, während sie nördlich der Alpen, vor allem auf Altären, in den nächsten Jahrhunderten eines der Hauptmotive bilden.

Der Wandel, der, von Frankreich ausgehend, um die Wende zum 15. Jh. sichtbar wird, hat in der Art, wie er die romanische Prunkkrone der Majestas durch die Dornenkrone der Passion ersetzt, die Gewalt einer Revolution. Er muß dem südländischen Schönheitsempfinden barbarisch erscheinen und wird – *lo stile tedesco* – ein Jahrhundert später auch von Giorgio Vasari in abfälliger Bewertung nach den Goten benannt, woraus dann der Begriff Gotik entsteht. Ein schonungsloser Realismus feigt gleichermaßen die aus der Antike noch lebendigen Begriffe von Ästhetik wie die monumentale Gemessenheit des romanischen Stiles hinweg. Er gibt dem Leiden sein wahres Antlitz zurück, schildert den Kreuzestod in seiner abstoßenden Häßlichkeit und zeigt damit den Welterlöser im Augenblick seiner erbarmungswürdigsten Erniedrigung. Ausgehend von der in Miniaturen ausgebildeten höfischen Kunst, anfangs noch formelhaft gegeben auf den Passionsdarstellungen der *Bargello-Diptychen* (Museo Nazionale, Florenz), auf der *Kreuzannagelung Christi* (Kunsthalle, Hamburg) des *Meisters Bertram von Minden*, der *Geißelung Christi* (Kunsthalle Hamburg) des *Frater Francke* und auf dem *Passionsaltar* (Stadt Pfarrkirche, Bad Wildungen) des *Conrad von Soest*, wird der Christustyp immer ausgeprägter zur Individualität, der ungezügelter, bis zur Schamlosigkeit brutalen Belustigung roher Kriegsknechte preisgegeben, denen, wie in der *Dornenkrönung* (Augustiner-Chorherrenstift, Herzogenburg) von *Jörg Breu* und in der *Dornenkrönung* (St. Florian) von *Wolf Huber*, entmenschte Weiber bei ihrem Treiben Hilfe leisten. Die Passionsgeschichte wird zum historischen Spektakel, Golgatha zur Schaubühne, auf der die niedrigsten Instinkte über die Hoheit triumphieren, so auf den Kreuzigungs-, den Dornenkrönungs- und den Geißelungsdarstellungen von *Hans Multscher* (Staatliche Museen, Berlin-West), *Hans Hirtz* (Kunsthalle, Karlsruhe), *Albrecht Altdorfer* (St. Florian) und *Hieronymus Bosch* (Musée des Beaux-Arts, Gent): eine Höllenauslese abstoßender, entarteter Gestalten der Gosse, johlend, tobend, einander in unanständigen Gebärden überbietend, um Christus geschart, bis, wie bei *Lucas Cranach* (Kunsthistorisches Museum, Wien) und schließlich auf den Altären von *Matthias Grünewald* (Musée d'Unterlinden, Colmar) nur noch – aller Erhabenheit des Welterlösers entkleidet – ein von Striemen und Wunden entstellter, schweiß-, blut- und eiterüberkrusteter Menschenleib übrigbleibt.

Bemerkenswert ist dabei, daß schon die frühesten Bilder den Gekreuzigten mit durchnagelten Händen darstellen, zurückgehend auf Psalm 22, 17, „sie haben meine Hände und meine Füße durchgraben“, was als Weissagung verstanden wurde, sowie auf den Bericht vom ungläubigen Thomas, der die „Nägelmale in den Händen“ zu sehen begehrt. Tatsächlich jedoch erfolgte die Durchnagelung oberhalb des Handgelenkes, zwischen Elle und Speiche, da die durchnagelten Handflächen den in Ohnmacht und Sterben entkräftet vornüber oder zur Seite sinkenden Körper, trotz angebrachter Fußstützen und eines Querbalkens, auf dem die Opfer rittlings hingen, nicht hätten tragen können und ausgerissen wären.

Aus der Fülle dieser in oft übersteigerter Betonung des Qualvollen gegebenen Passionsdarstellungen auf Altären, die sich an die Massen wenden, entsteht als

Andachtsbild zur stillen glaubensvollen Versenkung des Einzelnen das

### **Erbärmdebild**

der von Maria und Johannes, gelegentlich auch noch von Maria Magdalena aufrecht im Sarg oder im Grabe gehaltene Leichnam Christi, gewöhnlich als Halbfigur (wobei die Grenzen zum Pietätmotiv unbestimmbar werden): z. B. bei *Giovanni Bellini* (Brera, Mailand) und *Giovanni da Milano* (Galleria dell'Accademia, Florenz); — auch von einem oder mehreren Engeln gestützt bei *Filippino Lippi* oder bei *Taddeo Zuccari* (Galleria Borghese, Rom) in einer der schönsten künstlerischen Formulierungen der „Engelpietà“ und bei *Frater Francke* (Kunsthalle, Hamburg). Oft bleiben die Augen geöffnet, der geschundene Corpus erscheint geheimnisvoll belebt, in ganzer Figur stehend, seine Schmerzen und Wundmale vorweisend, eine besonders in Deutschland verbreitete Prägung: der

### **Schmerzensmann,**

zwischen *Heiligengestalten* (Koninklijk Museum, Antwerpen) oder mit einem knienden Stifter (Slg Kisters, Kreuzlingen) beim *Meister der hl. Veronika*, auf seinem Grab sitzend (Pinakothek, München) bei *Rueland Frueauf d. Ä.* und zwischen wehklagenden Engeln und anbetenden Marien sein Kreuz selbst tragend bei *Geertgen tot Sint Jans* (Aartsbiss choppelijk Museum, Utrecht): — auch hier der bis zur Unkenntlichkeit von Striemen und Blut entstellte Körper, nach Jesajas der „Allerverachtetste“.

Wie man im Norden die grausame Wahrheit des Geschehens von Golgatha mitleidlos bis an die Grenzen des Erträglichen verdeutlicht, sucht man sie im Süden den Gesetzen des in der Renaissance wiederentdeckten antiken Schönheitsempfindens unterzuordnen. In einer Gegenüberstellung nordalpiner Passionsdarstellungen mit etwa der *Kreuzigung Christi* (Galleria Sabauda, Turin) von dem Piemonteser *Gaudenzio Ferrari* wird der Unterschied der Auffassungen sinnfällig: Erschüttern soll hier ausschließlich, was geschieht, nicht jedoch die Art, wie es dargestellt ist. Brutalität und Grausamkeit regieren ungemindert, aber sie sind äußerlich gemildert und bleiben, nur mit dem Verstand und dem Herzen erfassbar, dem Auge erspart: aus der präbarocken Figurenfülle der Komposition ragt, ohne Spuren voraufgegangener Mißhandlungen zu zeigen, noch im Tod göttlich, in makelloser, fast athletischer Wohlgestalt der Leib des Gekreuzigten empor. Er ist die Vorstufe zu einer neuen Christusdarstellung, die zwar die äußeren, längst kanonisierten Merkmale nicht mehr verändert, sie aber in gereifterem Verständnis zu einer Erscheinung vertieft, in deren Antlitz sich irdische Schönheit und göttliche Hoheit miteinander verbinden, väterliche Strenge mit verzeihender Güte, die Weisheit eines Lehrers der Menschheit mit der Selbstpreisgabe ihres Erlösers. Es ist das Christusbild einer in humanistischen Vorstellungen gleichsam mündig gewordenen Welt, das — hervorgegangen aus wahrer, noch von keinerlei Zweifeln angefochtener Gläubigkeit — in der Folge in ungezählten Werken von *Leonardo da Vinci*, von *Tizian*, von *Tintoretto* und von der Vielzahl der in ihrem Jahrhundert, ihrem Umkreis und unter ihrem Einfluß schaffender Meister seine bis in die Gegenwart gültige Ausprägung findet. Die äußeren Attribute werden mehr und mehr überflüssig, auch der Nimbus wird nur noch angedeutet oder er verschwindet völlig, wie oft auf Gemälden von *Paolo Veronese* oder wie in der *Entkleidung Christi* (Pinakothek, München) von *El Greco*, der, zu Lebzeiten wegen seiner eigenwilligen Ausdeutung religiöser Themen oft hart angegriffen, in der *Auferstehung Christi* (Museo del Prado, Madrid) einen schon in seiner nackten Körperlichkeit geheimnisvoll vergeistigten Christus gestaltet. Dieser, in einer dunkelglühenden Mandorla und mit kreuzförmig ausgerichteter, quadratischer Glorie, gehört neben dem *Auferstandenen Christus* (Colmar) von *Matthias Grünewald* und dem titanischen Weltenrichter im *Jüngsten Gericht* (Cappella Sistina) von *Michelangelo* zu dem Tiefsten, was in der Malerei über die Erscheinung Christi ausgesagt ist.

Während dann in der italienischen und in der spanischen Malerei die Christusdarstellungen mit zunehmendem Madonnenkult mehr in den Hintergrund treten, wird das neue, zu irdisch-adeliger Schönheit gemilderte Christusbild nun auch nördlich der

Alpen sichtbar, sogar in Passionsdarstellungen, wie in *Christus am Kreuz* (Musée Valenciennes) von *Abraham Janssens*, und noch eindringlicher in nicht unmittelbar auf biblische Vorgänge zurückgreifenden, genrehaft erfundenen Motiven, wie *Christus am See Genezareth* (S. Jacob, Antwerpen) von *Jacob Jordaens* oder bei *Peter Paul Rubens* in *Christus und die reuigen Sünder* (Gemäldegalerie, Dresden).

Gleichwohl ist solche unverbindliche Thematik mehr Vorwurf für eine schöne und große Malerei, als Aussage einer tiefempfundenen Frömmigkeit. Diese wird nur noch einmal, alles Vorausgegangene zusammenfassend, zugleich das Zeitalter unabdingbaren Glaubens abschließend, zum einzigartigen Ereignis im Schaffen von *Rembrandt*, des für das neuzeitliche Empfinden wohl tiefgründigsten Gestalters biblischer Themen überhaupt.

In *Rembrandts* religiösen Gemälden und Stichen, die einen Hauptteil seines Oeuvre ausmachen, fehlt jedes konfessionelle Pathos. Sie sind Bekenntnis schlechthin und werden mit dem Reifen des Meisters immer erdnäher und wahrhaftiger, in ihrer Schlichtheit immer monumentaler, die zeitlos gültige Aussage eines ganz persönlichen Erlebens, in dem Christus ganz zum Menschen unter anderen Menschen geworden ist: äußerlich häßlich und unscheinbar, einer der bleichen, schmalgesichtigen Juden, wie sie der Maler täglich im Getto von Amsterdam vor Augen hat, — nur ausgezeichnet durch die Göttlichkeit seiner Haltung und seiner Gebärden und durch eine bezwingende, überirdische Hoheit, die aus seinem dunklen Antlitz hervorleuchtet.

Die Zeit des Barock, der stark auf äußerliche Repräsentation bedachten künstlerischen Ausdrucksform dieser festfrohesten und weltzugewandtesten Epoche in der Geschichte des Abendlandes, ist — ungeachtet großer Leistungen auch im kirchlichen Bereich — nicht im eigentlichen Sinne ein Zeitalter kirchlicher Kunst. Die Problemstellung hat sich gewandelt: die Frage, Gottes Gnade zu gewinnen, verliert an Gewicht gegenüber der Frage nach dem Vorhandensein eines Gottes überhaupt. Entsprechend veräußerlicht sich die religiöse Malerei. Es geht weniger um eine innerlich notwendige, tiefempfundene Aussage, als um den nach malerischer Wirkung ausgewählten Vorwurf, womit sich die Thematik nach novellistischen Inhalten auffächert und zwangsläufig auch die Christusgestalt verflacht. Das biblische Geschehen wird auf großen Formaten zur interessanten Erzählung, so bei *Jean Jouvenet* *Der Hauptmann von Kapernaum zu Füßen Christi* (Musée des Beaux-Arts, Tours), es wird zur theatralischen Pose bei *Paul Troger* *Christus am Ölberg* (Österr. Barockmuseum, Wien), zu einem nur unterhaltsamen, gelegentlich ans Banale grenzenden Genre in den Andachtsbildern (Städtische Kunstsammlungen, Augsburg) von *Johann Christian Thomas Winck*. Es nimmt verfremdende Elemente in sich auf bei *Martin Knoller* *Christus als Sieger über Tod und Teufel, Amor und Voluptas* (Klosterkirche Hl. Kreuz, Neresheim), und in der *Kreuzigung Christi* (Slg. Rossacher, Salzburg) von *Martin Schmidt* erhält das Geschehen von Golgatha bei aller künstlerischen Vollendung manches von einer repräsentativen Schau.

Fast gänzlich verschwunden ist um diese Zeit eines der frühesten Motive der christlichen Kunst, die

### **Höllenfahrt Christi,**

(nach dem Nicänum: „niedergefahren zur Hölle“), in der byzantinischen Ikonographie als „Anastasis“ (gr. Hinabsteigung) bezeichnet: das Verweilen des Gekreuzigten in der Vorhölle — im „Limbus“ —, dem Aufenthaltsort der weder bereits im Himmel noch schon in der Hölle befindlichen Seelen, die Christus nach der durch seinen Tod vollendeten Überwindung des Teufels zur Erlösung emporführt. Darstellungen dieses literarisch auf ein apokryphes Evangelium des Nikodemus aus dem 4. Jh. zurückgehenden Motivs erscheinen seit dem 7. Jh. in byzantinischen Mosaiken, vom Jahr 1000 an häufiger in der Buchmalerei. Sie sind besonders bekannt aus dem graphischen Werk von *Martin Schongauer* und *Albrecht Dürer*, in der Malerei wiederholt auf Kreuzigungsaltären, seltener als eigenständige Darstellungen, wie bei *Jacopo Bellini* *Christus in der Vorhölle* (Museo Civico, Padua). Doch am Ende des 19. Jh. gibt der Däne

Joakim Skovgaard noch einmal dem Motiv eine monumentale Formulierung in dem Kolossalgemälde *Christus im Totenreich* (Statens Museum for Kunst, Kopenhagen).

Ebenfalls ausgeschöpft ist mit Beginn der Neuzeit das Motiv der

### **Taufe Christi,**

das zu den ältesten der christlichen Kunst gehört, da bei dem Taufvorgang gleichzeitig die Dreifaltigkeit dargestellt werden kann: so im *Hita-Evangeliar* mit dem im Wasser des Jordan stehenden jugendlichen Christus, zu dem aus einem Gottvater symbolisierenden Sternennimbus die Taube des Heiligen Geistes niederschwebt; Engel mit Tüchern stehen bereit, den Getauften abzutrocknen. So noch 1516 bei *Wolf Traut* (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg). Demgegenüber gestalten *Piero della Francesca* (National Gallery, London), *Bernt Notke* (St.-Annen-Museum, Lübeck), *Friedrich Pacher* (Liebfrauenndom, München) und *Andrea del Verrocchio* (Galleria degli Uffizi, Florenz), auf dessen Gemälde die Taube den Händen Gottes entschwebt, den Vorgang bereits nach dem neuen Taufritus, wobei Johannes aus einer Schale Wasser auf das Haupt des Täuflings gießt.

Ein noch bis ins 18. Jh. immer neu gestaltetes Thema ist die in der Malerei jüngste Christusgestalt aus dem Passionsgeschehen:

### **Ecce homo**

(lat. = siehe, welch ein Mensch), nach dem Ausspruch des Pontius Pilatus, als dieser den dornengekrönten, gegeißelten Christus vor das Volk führt. Das Motiv – Christus mit Dornenkrone und umgehängten Spottpurpur, ein Rohrzepter in den Händen haltend – wird erstmals um 1450 in einem Tafelbild aus der Schule des Rogier van der Weyden (National Gallery, London) sichtbar. Es erscheint gewöhnlich als Szenenbild, wie bei *Hieronymus Bosch* (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt), beim *Meister von Kappenberg* (Pfarrkirche, Cappenberg) und bei *Romanino* (Duomo, Cremona). *Johann Heinrich Schönfeld* malt es als großes, lebendig bewegtes Nachtstück (Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München), in dem aber die Betonung mehr auf dem Gesamtgeschehen als auf Christus liegt. Später wandelt sich das Motiv – so noch im 19. Jh. häufig – zum Brustbildnis, fromm empfunden von *Luis de Morales* (Academia de S. Fernando, Madrid), der den Dornengekrönten zwischen Pilatus und einen Kriegsknecht stellt. Es findet sich wiederholt bei *Tizian* und wird schließlich volkstümlich (auch als Andachtsbild weit verbreitet) in einer Fassung von *Guido Reni*, die sich in der Galleria Nazionale in Neapel befindet, die aber in ihrer weichlichen Auffassung dem heutigen Betrachter kaum noch etwas zu sagen vermag. Eine der ergreifendsten Deutungen, unter Verzicht auf alle äußeren Attribute, gibt auch hier *Rembrandt* in dem stehenden nackten *Ecce homo* (Wallraf Richards Museum, Köln), einer Anlehnung an das Erbärmdebild.

Ein ebenfalls erst verhältnismäßig spät hervortretendes Christusthema, aber noch im Barock vorkommend, ist die

### **Beweinung Christi.**

Diese Aussage geht nicht auf biblische Berichte zurück. Sie erscheint erstmals im 11. Jh. in byzantinischen Mosaiken und zeigt den vom Kreuz abgenommenen Leichnam Christi, der von Maria, Maria Magdalena, Johannes, Nikodemus und anderen beweint wird. In der Malerei ist das Motiv bereits bei *Giotto* (Padua) zur einprägsamen Aussage durchgeformt. Es wird gleichzeitig sichtbar in Spanien bei *Ferrer Bassa* (S. Maria de Pedralbes, Barcelona), später bei *Jaime Cabrera*; in Deutschland schon bei *Ulrich Apt d. Ä.* (Pinakothek, München); häufig auch bei den niederländischen Meistern, bei *Geertgen tot Sint Jans* (Kunsthistorisches Museum, Wien), der es in einer großen, ganz aus seiner Zeit empfundenen Komposition gestaltet; demgegenüber konzentrierter, noch mit Anklängen an spätgotische Vorbilder bei *Bernart van Orley* (Musée des Beaux Arts, Brüssel) und mehrmals bei *Willem Key* (Pinakothek, München), trotz des großen Formates in intimer Verhaltnheit: nur noch Maria, die schmerzerfüllt ihre Wange an

das Haupt des toten Sohnes drückt – thematisch ein Übergang zu der aus dem Beweinungsmotiv herausgelösten

### **Pietà**

(ital. Erbauung), auch als „Vesperbild“ bezeichnet, weil dieser nach der deutschen Marienlyrik, nach den Liedern Wernhers von Tegernsee, dem „Melker Marienlied“, der „Arnsteiner Marienleich“, der „Mariensequenz“ von Muri und nach Konrad von Heinesfurt's Dichtung „von unser vrouwen hinfart“ empfundene Vorgang sich zur Vesperstunde nach der Kreuzabnahme ereignet. Eine der frühesten gemalten Formulierungen der Pietà findet sich als Mitteltafel einer Predella bei *Ercole de' Roberti* (Walker Art Gallery, Liverpool) – entlehnt aus schon vorausgegangenen Darstellungen in der Plastik und hier eines der bekanntesten Werke von *Michelangelo*: der Pietà, die unlängst durch den Anschlag eines Geistesgestörten schwer beschädigt wurde –; sie wird übernommen von *Giovanni Bellini* (National Gallery, London), dann abgewandelt mit dem von Engeln gestützt, auf dem Grabesrand sitzenden Christus zur „Engelpietà“, die auch noch *Edouard Manet* (Metropolitan Museum of Art, New York) gestaltet. Aber auch *Anselm Feuerbach* malt eine Pietà (Schack Galerie, München). Sie ist ebenso ein Vorwurf für *Vincent van Gogh* und mit vertiefter Sinngebung, schon an der Schwelle des 20. Jhs., noch für *Max Klinger* (seit 1945 verschollen).

Eine Erfindung des Barocks ist als Andachtsbild das

### **Herz-Jesu-Bild:**

eine aus der im deutschen Mittelalter blühenden Herz-Jesu-Verehrung hervorgegangene Darstellung Christi mit dem von einer Gloriole umstrahlten Herzen auf seiner Brust. Doch ist das Herz-Jesu-Bild von Anbeginn an Devotionalie, noch bis in die Gegenwart als Andenken an Wallfahrtsorte beliebt. Es bleibt Volkskunst.

Die von *Anton Raphael Mengs* um die Mitte des 18. Jhs. angestrebte Befreiung der Kunst aus dem barocken Überschwang, eine Wiederhinwendung zur Reinheit *Raffaels*, läßt auch das Christusbild nicht unberührt. Doch vollzieht sich dieser Wandel im Formalen. Er bleibt äußerlich, sucht zwar mit wiedererwachendem Interesse an der Historie nach bedeutenden Inhalten, meidet aber, wo er sich einer religiösen Thematik zuwendet, beeinflußt von Rationalismus, jede verbindliche Aussage. So mangelt es den zu Lebzeiten des Künstlers viel bewunderten religiösen Werken von *Mengs* – darunter *Christus am Kreuz* (Aranjuez) – an innerer Wahrhaftigkeit und wirklicher Überzeugungskraft. Was über die Christusgestalt ausgesagt wird, bleibt in der überkommenen Auffassung.

Wohl aber wird damit der Boden vorbereitet, aus dem dann zu Beginn des 19. Jhs., ausgehend von dem von *Friedrich Overbeck* und *Franz Pfaff* in Wien gegründeten „Lukasbund“, eine neue religiöse Verinnerlichung hervorwächst, in der sich eine Reihe von Malern im Kloster S. Isidoro in Rom zu gemeinsamer Arbeit zusammenfindet. Man bezeichnet sie spöttisch als „Klosterbrüder“ oder „Nazarener“, und der letztere Name wird zum kunstgeschichtlichen Begriff, obwohl auch diese Gruppe gerade dem Bild des Nazareners keine neuen Züge hinzufügt. Das ideale Streben und Empfinden dieser Maler ist stärker als ihr Gestaltungsvermögen, und ein aufrichtiges Ringen um raffaelische Schönheit und Klassizität verwehrt ihnen den Blick in eine Welt, in der mit zunehmender Industrialisierung amorphe, sich der Kirche und dem Christentum entfremdende Massen heraufsteigen, längst jeder Ansprache durch die Malerei unerreichbar. Die Kunst – als Ausdruck eines kirchlichen oder eines fürstlichen Repräsentationswillens noch weithin sichtbar – beginnt bürgerlicher zu werden. Sie flüchtet gleichsam in die Gute Stube des Bürgerheimes, ordnet sich dem hier geltenden Geschmack unter, und entsprechend wird sogar ihr Christustyp bürgerlich und konventionell, auch bei bedeutenderen Malern dieses Kreises, bei *Overbeck*, *Peter von Cornelius* und *Wilhelm von Schadow*: nicht mehr der Messias, sondern eine wirklichkeitsfremde, von romantischen Vorstellungen umworbene Idealgestalt. Die Darstellung des Heilgeschehens, aus dem man die bereits angezweifelte Wundertaten Christi seiner Passion vorzieht, veräußerlicht sich zur bloßen Bibelillustration, wie denn auch zu den

volkstümlichsten und am meisten verbreiteten Schöpfungen aus diesem Kreis die *Bilderbibel* von *Julius Schnorr von Carolsfeld* gehört.

Für ein halbes Jahrhundert bleibt dieser flache Typus vorherrschend, immer mehr ausgeschöpft, die zentrale Gestalt in einem als Historienbild oder als Genre gegebenen Geschehen, das vom Novellistischen her der geeignete Vorwurf für eine akademisch-bravouröse Malerei ist – bei *Carl Friedrich Lessing*, *Wilhelm von Kaulbach*, *Mihaly Munkácsy*, *Karl von Piloty*, *Albert Keller* und vielen anderen. Der Abstieg wird erschreckend deutlich in einer Gegenüberstellung etwa der von Grabesgrauen erfüllten *Auferweckung des Lazarus* (Muzeum Narodowe, Warschau) des Rembrandt-Schülers *Carel Fabritius* mit der in Atelierpose gestellten *Auferweckung des Lazarus* (Tate Gallery, London) von *Benjamin Robert Hayden*.

Erst mit dem in den letzten Jahrzehnten des 19. Jhs. aufkommenden Naturalismus wird überraschend nochmals eine wieder vertiefte Christuserscheinung zum Ereignis – bei *Max Klinger*, dessen männlich-kraftvolle Christusgestalten zu seinen reifsten Erfindungen gehören, bei *Albin Egger-Lienz* in dem als Bauer in eine Bauernumwelt gestellten, eigenwillig gesehenen robusten *Auferstandenen* (Ferdinandeum, Innsbruck) und in der aus sozialem Geist erneuerten religiösen Thematik von *Fritz von Uhde*.

Ihr Erbe übernimmt zu Beginn des 20. Jhs. *Karl Caspar*, der aus der Beuronner Schule hervorgewachsen, in der strengen Feierlichkeit von *Fra Angelico* beginnt, eine Vielzahl religiöser Werke schafft, die Stadtpfarrkirche in Binsdorf mit Wandgemälden schmückt und in schon expressionistisch visionären Gesichtern die Christusdarstellung an die Moderne Malerei heranführt.

Aber auch *Lovis Corinth* malt 1922 in der nach seinem Schlaganfall im Jahr 1911 hektisch gewordenen Pinselschrift, noch kurz vor seinem Tod ein erschütterndes *Ecce homo* (Kunstmuseum, Basel), *Georges Rouault* gibt eine ganz ihm eigene, an Vorbilder auf mittelalterlichen Glasfenstern gemahnende Christusauffassung, wie *Verspottung Christi* (Museum of Modern Art, New York) und 1955 gestaltet *Charles Dufresne* eine *Kreuzigung* (Museum Calvet, Avignon) in der Formensprache des 20. Jhs. zur ergreifenden Aussage. Das gleiche Motiv erscheint noch 1962, zu lapidarer Symbolik vereinfacht, im *Karfreitags-Triptychon* (Slg Kaufmann, Zürich) von *Willy Kaufmann*. 1951 erneuert der Spanier *Salvadore Dali* das Christusbild in *Christus des hl. Johannes vom Kreuz*, 1954 in einer *Kreuzigung Christi* und 1955 im *Abendmahl*, wobei ihm seine Frau Gala für die Christusgestalt Modell sitzt. Endlich wird auch eine aus Zweifel und Zerrissenheit der entgötterten Moderne neu erwachsene religiöse Vertiefung sichtbar in dem stark christlich bestimmten Schaffen des Engländers *Graham Sutherland*: er malt 1945 eine *Kreuzigung Christi* für die St. Matthew's Church in Northampton, gestaltet 1952 dasselbe Thema für St. Aidan in Acton und entwirft von 1952–1961 die Kartons, darunter eine *Kreuzigung Christi* und *Christus in der Glorie*, für die Wandteppiche in der 1962, neben den Ruinen der 1940 durch Bomben zerstörten, neu erbauten Kathedrale von Coventry.

(Mit freundlicher Genehmigung des KINDLER VERLAGES ZÜRICH, aus KINDLERS MALEREI LEXIKON, für dessen sechsten Band Gerd Tolzien die Essays über die Sachgebiete der Malerei schrieb, u. a. Genre, Interieur, Landschaftsmalerei, Stilleben)



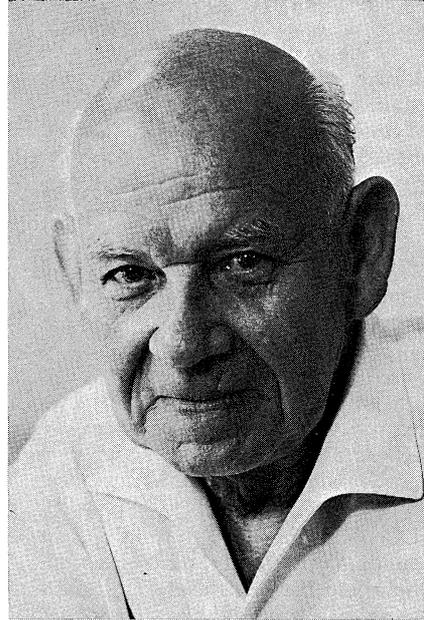
## Gerd Tolzien 70 Jahre

Zu Beginn seiner großen Festrede auf unserem zweiten Marburger Treffen am 3. Oktober 1959\*) über Friedrich von Schiller, dessen 200. Geburtstag wir damals gedachten, legte Gerd Tolzien ein Selbstbekenntnis ab, das ihn ehrt und uns auch jetzt noch beim Nachlesen nahegeht! Aber nur wer wie er selbst in seiner ureigenen Berufung davon betroffen wird, kann ermessen, was ein Arbeitsverbot von nahezu zweieinhalb Jahrzehnten in den besten Lebensjahren bedeutet. Wahrlich das bitterste Los für einen Publizisten, dem es Natur ist, in der Öffentlichkeit zu wirken.“

Gerd Tolzien wurde am 18. Juni 1902 in Grevesmühlen in Mecklenburg geboren. Um 1916 kam er von Schwerin nach Neustrelitz und besuchte hier, wo sein Vater als Landessuperintendent und später als Landesbischof wirkte, das Gymnasium Carolinum. Seine ersten literarischen Werke endeten 1933 auf den Scheiterhaufen, die das Dritte Reich errichtete. Er stand vor allem wegen seiner Weigerung, nach Gustav Freytags „Soll und Haben“ einen antisemitischen Film zu schreiben, bis zum Ende der nationalsozialistischen Diktatur unter Berufsverbot.

Nach dem Zusammenbruch 1945 war er der geistige Begründer und erste Chefredakteur der „Fränkischen Presse“ in Bayreuth. Seine dort in zwölf großen Leitartikeln gegebene Analyse der Geisteshaltung unter der Hitler-Diktatur fand als Sonderpublikation unter dem Titel „Kaspar Hauser“ weite Beachtung und trug in der ausländischen Presse nicht unwesentlich zur Wiederherstellung des deutschen Ansehens bei. 1948 erhielt Gerd Tolzien die Lizenz für das „Württembergische Zeitecho“ in Schwäbisch Hall. Ein mit einem „Eingesandt“ in ostzonalen Zeitungen gestützter Rufmord führte zu seinem überraschenden Sturz und zu einem neuen, nun von den Amerikanern ausgesprochenen Berufsverbot . . . Seit 1960 lebt Gerd Tolzien in München. Er ist mit 75 Künstlerviten und einer Reihe umfangreicher Essays über die Themenkreise der Malerei einer der profiliertesten Autoren von Kindlers Malerei-Lexikon; er ist auch Mitarbeiter der im gleichen Verlag von Dr. Kurt Faßmann herausgegebenen Enzyklopädie: „Die Großen der Welt“. Er schreibt in der „Bayerischen Rundschau“ unter dem Pseudonym „Erasmus“ an jedem Samstag die „Sonntagsgedanken“.

Über alle Unbilden des Schicksals hinweg, die sich immer wieder gegen ihn stellten, ist sich Gerd Tolzien selber treu geblieben, seiner ihm innewohnenden literarischen und humanitären Aufgabe und seiner Gestaltungskraft. Mögen sie ihn auch im neuen Lebensjahrzehnt aufrecht erhalten!



\*) „Carolinum“ Nr. 31, S. 21/22.

## Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (XII)

Von Ulrich Fischer

Wie wohl nur wenigen Malchinern bekannt ist, befindet sich an der St. Johannis-kirche zu Malchin, genauer gesagt, an der Außenseite der östlichen Abschlußwand des südlichen Seitenschiffes und auf der anstoßenden West-Ost-Wand eine größere Anzahl eigenartiger halbkugelförmiger Bohrlöcher von 3 bis 5 cm Durchmesser sowie längliche Furchen von etwa 10 cm, wie aus den beiden Abbildungen zu ersehen ist.

Die wenigsten Einwohner der Stadt wissen von der Existenz dieser rätselhaften Vertiefungen und gehen täglich zu Hunderten achtlos daran vorbei.

Freunde der Geschichte der Stadt machen sich seit schon mindestens 100 Jahren Gedanken über den Ursprung und die Bedeutung dieser Zeichen. Sie konnten sie bis heute noch nicht eindeutig enträtseln.

Vielleicht geben die folgenden Zeilen Anlaß zu weiteren Forschungen, die dann zu einer befriedigenden Lösung führen könnten.

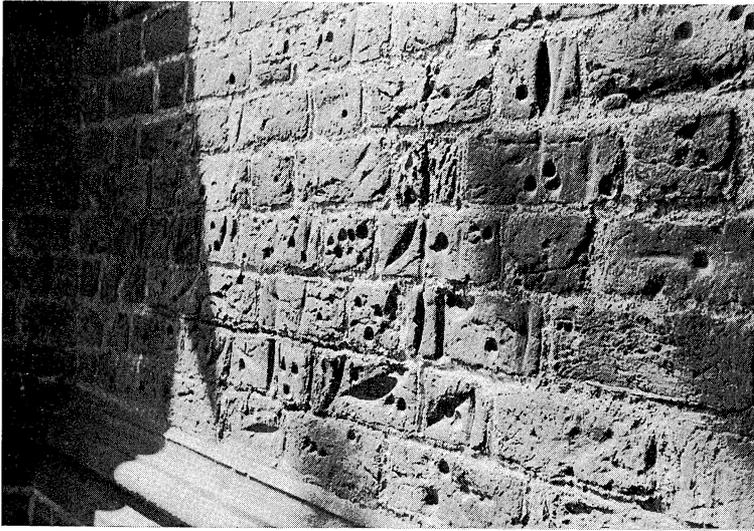
An Deutungsversuchen hat es in der Vergangenheit nicht gefehlt. Zum Beispiel wurde von älteren Malchinern angenommen, daß hier — vielleicht im 30jährigen oder einem anderen Kriege — Menschen erschossen worden seien. Die runden Vertiefungen an der Mauer seien Einschußspuren, die länglichen rührten von Streifschüssen her.

Ein Blick auf die Abbildungen läßt die Unmöglichkeit dieser Deutung erkennen. Die Verteilung der Spuren spricht schon dagegen. In feuchtem Ton könnten allenfalls runde Vertiefungen durch Einschüsse entstehen, aber nicht in harten Klinkern. Nun hat man gemeint, daß diese Zeichen den Backsteinen bereits vor dem Brennen und Vermauern eingepreßt worden seien. Dies wird aber vollständig widerlegt durch die Tatsache, daß diese Zeichen sich stets nur bis zu einer für einen Mannesarm erreichbaren Höhe finden; daß die Längsrillen oft über 2 bis 3 Mörtelfugen hinwegreichen; daß ferner einzelne Rundmarken nur die Glasur eines Backsteines durchschneiden, während andere mit ihrem Mittelpunkt in der Mörtelfuge selbst stehen und zum Teil die Ränder zweier benachbarter Ziegel anschneiden.

Außerdem ist zu beachten, daß sich die Rundmarken und Längsrillen nicht bloß an den mit Backsteinen aufgeführten Kirchen finden, sondern ebenfalls an den aus Sandstein oder anderem Naturgestein aufgebauten alten Kirchen, wie z. B. an der Stadtpfarrkirche von Bad Mergentheim, wo an einem Pfeiler an der Nordwand der Kirche deutlich zwei tiefe Rillen von ca. 30 cm Länge und zwei rundliche Bohrlöcher verschiedener Größe in dem Sandstein erkennbar sind.

Ein anderer Deutungsversuch bringt die Vertiefungen mit einem alten Aberglauben zusammen: Von Landsknechten, Soldaten oder fahrendem Volk, die während der verschiedenen Kriege die Stadt heimgesucht und gern an der Kirchenmauer gelagert hätten, seien Münzen oder Amulette auf die Wand gesetzt und in drehende Bewegung gebracht worden. Den Staub aus Stein und Münzmetall habe man aufgefangen und entweder geschluckt oder in Beutelchen auf der Brust getragen. Die Träger seien dadurch kugelfest geworden. Die länglichen Rillen kämen von dem Schleifen der Waffenspitzen, um diese „hie- und stichfest“ zu machen. Der dabei entstandene Staub sei in gleicher Weise wundertätig gewesen.

Von einigen wird dieser Gedanke noch weiter gesponnen: gerade die Stelle der Mauer, wo sich die Einritzungen befinden, sei nur deswegen ausgewählt worden, weil sich auf der anderen Seite der Mauer im Inneren der Kirche der Altar eines Heiligen befunden habe, der als Schutzpatron der Landsknechte besonders wunderwirksam und angesehen gewesen sei.



Um welchen Heiligen es sich gehandelt hat, bleibt offen. Vielleicht war es St. Georg, vielleicht St. Petrus, der als Brausekopf schnell sein Schwert zog und deshalb bei neu bekehrten Heiden oder solchen, die es innerlich geblieben waren, immer sehr beliebt gewesen ist? Ein Altar für St. Georg befand sich nicht in der Malchiner Kirche <sup>1)</sup>. Wo St. Peters Altar gestanden haben mag, läßt sich nicht mehr feststellen.

Dies ist auch der Fall bei allen anderen alten Kirchen, aus denen nach der Reformation alle Altäre außer dem Hauptaltar fortgeräumt wurden. Wo sie gestanden hatten, interessierte fortab niemand. Die „Landsknecht-Theorie“ steht also auf sehr schwachen Füßen.

Andere Deuter sahen in den Einritzungen den Ausdruck eines Fruchtbarkeitszaubers. Das herausgebohrte oder -geschabte Pulver sei eingenommen worden, um Kindersegen zu bekommen. Nur bleibt hierbei offen, welches Pulver für welches Geschlecht für zuständig erachtet worden sei. Belege für diese Theorie sind nirgendwo aufzutreiben.

Ein älterer Fremdenführer machte es sich an der Herrgottskirche in Creglingen a. d. Tauber (mit einem berühmten Riemenschneider-Altar) leicht. Seine Meinung war: Im Mittelalter seien neben den Kirchen immer die Viehmärkte abgehalten worden. Da sei es kein Wunder, wenn die Metzger ihre Messer an der Kirchenwand geschliffen hätten. Für die Rundlöcher wußte er keine Erklärung.

Pastor Dr. Krüger, Lübz, der sich um unser Thema sehr verdient gemacht hat, schreibt 1881 <sup>2)</sup>: „Im übrigen sind Ursprung und Bedeutung dieser Zeichen zur Zeit noch ein ungelöstes Problem der Alterthumskunde.“

Hier und da fabelt die Volksüberlieferung von Löwen und Wölfen, die mit ihren Krallen die Rillen in die Kirchenmauern hineingekratzt hätten.

In einem Bericht aus dem Hannöverschen wird über die Entstehung der Rillen mitgeteilt: ein alter Mann habe gesagt, unsere Vorfahren hätten ihre Wolfsspieße, welche sie zum Schutze auch beim Kirchgang bei sich geführt, an diesen Stellen scharf geschliffen, wodurch dann die Rillen entstanden seien.

<sup>1)</sup> Brockmann berichtet in seiner Malchiner Chronik von 30 Nebenaltären.

An den meisten Fundorten dieser Zeichen aber gibt es nicht einmal eine Volksüberlieferung über dieselben, und wo eine solche vorhanden ist, ist sie augenscheinlich ein Spiel der Phantasie.“

Vergeblich ist offenbar auch ein Versuch, Rundmarken und Längsrillen als Geheimzeichen der Steinmetzgesellen der mittelalterlichen Bauhütten anzusehen. In einem Zitat aus einer Schrift von A. Reichensprenger<sup>2)</sup>: „Die Bauhütten des Mittelalters heißt es ausdrücklich: Diese Zeichen bestanden ursprünglich in lateinischen Buchstaben, an deren Stelle im Verfolge geometrische Figuren traten.“ Hausmarken konnten hieraus wohl entstehen, aber nicht die in Frage stehenden Rillen und Rundmarken.

Nützlich und notwendig erscheint es, erst einmal eine Bestandsaufnahme zu machen von dem Fundgebiet unserer Zeichen. Hierfür liefert die erwähnte Arbeit von Dr. Krüger, Lübz, eine Menge Material.

Danach fehlen in Oberschlesien, Niederschlesien (Pitschen) neben den vorhandenen Rundmarken die Längsrillen an mehreren Kirchen völlig. An einzelnen, z. B. an der Nicolaikirche und der Marienkirche in Berlin, an der Jacobikirche in Stettin und an der Jacobikirche in Stralsund kommen auch nur Rundmarken vor.

„Andererseits gibt es auch einzelne Kirchen, an denen man nur Längsrillen wahrgenommen hat, z. B. in Braunschweig und Goslar. Gewöhnlich bilden aber Rundmarken und Längsrillen ein buntes Durcheinander.

Das geographische Fundgebiet dieser Zeichen umfaßt nach den Forschungen von Friedel und v. Bülow (s. Dr. Krüger): Pommern, Posen, die Neumark, einzelne Teile der Mark, die Niederlausitz, Schlesien, die Provinz Sachsen, die Provinz Preußen und die Harzgegend.“

Weiter werden angeführt: im Hannoverschen die Gegend von Bersenbrück und in Thüringen die Kirchen zu Untermais bei Gera und zu Weida.

Mecklenburg erscheint erst ziemlich spät als Fundgebiet. Erwähnt werden: Georgenkirche zu Parchim zahlreiche, Marienkirche zu Parchim nur wenige Rundmarken; Pfarrkirche und Dom zu Güstrow viele Rundmarken, keine Längsrillen; Lübz und einige Kirchen der Umgegend keine Einritzungen.

„An der Kirche zu Malchin (s. Abb.) dagegen, deren Alter mir nicht bekannt ist (Anm.: Die zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaute und im Januar 1247 vom Bischof zu Camin eingeweihte St.-Johannes-Kirche ist im Jahre 1397 abgebrannt und sofort wieder größer aufgebaut worden.), finden sich Längsrillen und Rundmarken durcheinander. Die Nordseite und die Westseite der Kirche haben einige wenige Rundmarken. Die Hauptfundstelle ist der Ostgiebel des südlichen Seitenschiffes und die angrenzende Südseite des Chors. Hier zählte ich gegen 200 wohl erhaltene Rundmarken und etwa 50 sehr schöne Längsrillen, von denen 16 senkrecht, und die übrigen 5 bis 6 Zoll lang, 1½ Zoll breit und 1 Zoll tief von oben rechts nach unten links über den Backstein laufen; nur eine einzige Längsrille hat die Richtung von oben links nach unten rechts.“

Die Kirchen von Gnoien und Neukalen zeigen nur wenige Einkratzungen. Die Neustädtische Kirche zu Röbel hat im Süden, Osten und Westen ca. 30 bis 40 Rundmarken, aber keine Längsrillen.

An der Kirche zu Plau sind etwa 30 Rundmarken und ebensoviel Längsrillen festzustellen.

Die Kirchen in Wismar haben keine Längsrillen; Rundmarken von geringen Dimensionen nur an der Südseite der Marienkirche in kleiner Anzahl.

---

<sup>2)</sup> Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 1881. Artikel von Pastor Dr. Krüger, Lübz. — Vgl. auch: Friedrich Schlie: Die Kunst- und Gesch.-Denkmäler des Großherz. Meckl.-Schw., Bd. V. 1898.



Keine Einkerbungen wurden gefunden an den Kirchen von Rostock, Lübeck, Ratzeburg (Dom), Zarrentin, Wittenburg, Goldberg, Krakow, Teterow<sup>3)</sup>, Rehna und Grabow.

Das gänzliche Fehlen von Einritzungen und das nur spärliche Auftreten in Schwerin und Wismar wird damit erklärt, daß bereits seit dem 13. Jahrhundert die Unsitte herrschte, zwischen den Außenpfeilern der Kirchen kleine Häuschen, Buden und Verkaufsstände anzubauen, so daß man an die Kirchenmauern gar nicht herankam.

Die Kirche in Stavenhagen kommt wohl deshalb nicht in Betracht, weil sie erst 1790 erbaut worden ist.

Die Bohr- und Wetzspuren an den Kirchenmauern werden sicher auch in anderen deutschen Gegenden festzustellen sein. So wäre es doch verwunderlich, wenn auf dem Gebiet des alten Mecklenburg-Strelitz nicht auch derselbe Brauch geherrscht hätte, wenn auch die ältere Literatur ihn nicht erwähnt.

Auch im süddeutschen Raum könnte man sicher die Reihe der Fundorte erweitern. Es ist nicht anzunehmen, daß die Funde sich nur auf das Hohenlohe-Land beschränken, wo z. B. Rundmarken und Wetzrillen zu finden sind an der Stadtpfarrkirche St. Johann von Bad Mergentheim sowie der Herrgottskirche von Creglingen o. d. Tauber und im Mittelfränkischen an der Südseite des Liebfrauen-Münsters in Wolframs-Eschenbach, Kreis Gunzingen/Bayern.

Über die Bestimmung der Zeiten, in denen die fraglichen Zeichen an den Mauern der Kirchen und auch einiger gleichaltriger Profanbauten entstanden sind, haben sich unsere Vorfahren schon vergeblich den Kopf zerbrochen. Die Einritzungen scheinen ziemlich alt zu sein. An Kirchen, die in den letzten 200 Jahren entstanden sind, findet man sie nicht, wohl aber an Kirchen, die bereits lange vor der Reformation als

<sup>3)</sup> Dr. Gerhard Böhm, Warendorf/Ems, übersandte mir u. a. einen Fotoabzug des „Amateur-Fotografen Wilhelm Stolpe, Teterow“, vom März 1972 mit dem Vermerk: „Die Dellen im Mauerwerk der Kirche in Teterow, von der Südseite, auch Wundmale (?) genannt.“ — Das Bild zeigt auf sieben nahe beieinanderliegenden Ziegeln je 1–5 (insgesamt 14) runde Bohrlöcher, aber keine Längsrillen, ganz von der Art und Größe der Einkerbungen an den Malchiner Kirchenwänden. Außer bei Teterow dürften sich bei näherem Hinsehen diese Merkmale wohl auch noch an weiteren Kirchen feststellen lassen.

Gotteshaus dienten. Auch die starke Verwitterung, welche diese Zeichen trotz des harten Materials der Mauern — hartgebrannte Ziegel des alten Klosterformates oder Naturstein — erlitten haben, spricht für eine sehr frühe Zeit bald nach der Entstehung der Kirchen. Ebenso auch die Tatsache, daß man nichts mehr über den Brauch und seine Bedeutung weiß.

In der einschlägigen Literatur sucht man vergeblich eine Antwort auf diese Frage.

Vielleicht kann man die Rundmarken bis in die Bronzezeit zurückverfolgen, wenn auch zwischen der geschichtlichen und der vorgeschichtlichen Zeit eine dunkle Lücke klafft.

Man betrachte nur die Felsenzeichnungen, die der norwegische Forscher Just Bing und andere in der westschwedischen Provinz Bohuslän nördlich von Göteborg zu Tausenden entdeckt und beschrieben hat.<sup>4)</sup>

So zeigt uns Abb. 184 aus Bracka, Brastad, neben den in den harten Fels gearbeiteten Bildern (zwei Menschen, Schiffe, Spiralen usw.) 20 Rundlöcher unregelmäßig um ein Schiff herum; Abb. 189: ein Bild aus Kinnekulle, Vestergötland (Axtgott mit der großen Hand, Ring, Sonnenrad) 12 verstreute Rundmarken verschiedener Größe; Abb. 202 neben mehreren Menschen einen zweirädrigen Wagen mit Lenker und zwei Zugtieren, zwei weitere Tiere und anscheinend auch eine Längsrille; Abb. 205 aus Villfara, Schonen, außer drei Schiffen und einem zweirädrigen Wagen mit Lenker und zwei Zugtieren in unregelmäßiger Streuung 13 runde Bohrlöcher verschiedenen Durchmessers; Abb. 207 aus Björneröd, Bohuslän, mehrere Schiffe, einen zweirädrigen Wagen, mit Pferd und Bock bespannt, zwei Menschen usw. und über das ganze „Bild“ verstreut 22 runde Bohrlöcher, deren Durchmesser man nach dem beigefügten Maßstab auf 3,5 bis 5,5 cm schätzen kann. Die Beispiele könnten sicher noch stark vermehrt werden.

Ihre Ähnlichkeit mit den Einritzungen an den Kirchenmauern ist frappierend. Ihre gemeinsame Wurzel kann man wohl nicht außer Betracht lassen.

In dem oben erwähnten Aufsatz in den Jahrbüchern des Vereins für meckl. Gesch. usw. von 1881 geht Dr. Krüger noch weiter: „Unter den Anthropologen herrscht die Meinung vor, daß die Rundmarken in historischem Zusammenhang mit den schalenförmigen Vertiefungen stehen, welche sich auf den sogenannten „Schalensteinen“ (unter den Decksteinen der Megalithgräber) finden, die in Dänemark häufig vorkommen und deren zwei auch in Mecklenburg, nämlich auf dem Hünengrabe bei Naschendorf, gefunden sind (vgl. Jahrb. XLIV. S. 74 ff.).“

Die Schalensteine sind in Mecklenburg aber weit häufiger, als damals bekannt war.

So findet man z. B. im Jahrbuch 1965 der „Bodendenkmalpflege in Mecklenburg“, herausgegeben von Ewald Schuldt, VEB Hinstorff Verl. Rostock, auf S. 25 die Abbildung eines Decksteines des Hünengrabes von Serrahn mit der einmaligen Anzahl von 107 Schalen; S. 58 wird von Domsühl ein Deckstein mit 2 Schälchen erwähnt; S. 98 heißt es von einem Deckstein in Wilsen: Auf seiner Oberfläche wurden 7 Schälchen unterschiedlicher Größe gezählt. Im Jahrbuch 1966 wird S. 114 von einem Ganggrab in Gnewitz berichtet: ... der mit einzelnen Schälchen versehene Deckstein ... S. 186 steht bei Frauenmark: Sein nördliches Stück trägt auf der Oberseite 9 Schälchen. Desgleichen befinden sich auf der Oberseite des gestürzten dritten Trägers 4 Schälchen ... S. 93 bei Hof Grabow: Auf der Oberseite ... konnte ein Schälchen festgestellt werden.

Man kann hinzufügen: Der Deckstein des Megalithgrabes an der Chaussee von Malchin nach Seedorf hat ein gutes Dutzend Schalen aufzuweisen.

---

<sup>4)</sup> Gustav Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, 1934. Der Buchinhalt ist zwar veraltet, aber gegen die Bilder dürfte nichts einzuwenden sein. Die Rundlöcher sind in dem Buch nirgendwo erwähnt.

Am 3. März 1972 brachte die „Hannoversche Allgemeine Zeitung“ die Nachricht, daß ein Bauer aus Lehmke, Kreis Uelzen, ein unberührtes Hünengrab, das ihn auf seinem Acker störte, einfach beseitigt habe, „dessen gewichtiger Deckstein mit muldenförmigen Schalen auf einen Opferstein hinweist, wie er in dieser Form nur (?) in Skandinavien bekannt sei.“

Bei eingehender Nachforschung (z. B. in Süddeutschland, wo es im Hohenloheschen auch Großsteingräber gibt) könnte man wohl noch weit mehr Decksteine mit Schalen finden und feststellen können, daß das Fundgebiet ausgedehnter ist als bisher bekannt. Die Schweden, die mit Megalithgräbern noch reichhaltiger gesegnet sind als die übrigen Umwohner der westlichen Ostsee, äußerten schon vor vielen Jahren die Ansicht, die Vorbewohner unseres Landes hätten die Schalen in die Decksteine gebohrt, um Speisen, Körner, Früchte, Fett u. dergl. hineinzulegen als Wegzehrung für die Toten.

Das kann aber wohl nicht stimmen, da viele Schalen an schrägen oder senkrechten Wänden angebracht sind, so daß keine Speisen hätten hineingelegt werden können.

Eine plausiblere Erklärung findet man bei E. Schuldt (Mecklenburg urgeschichtlich, Petermann-Verlag, Schwerin 1954 auf S. 41): Die auf den Decksteinen mancher Riesensteingräber angebrachten kleinen runden Eintiefungen, die sogenannten Schalen, haben wohl mit dem Grabe keine direkte Verbindung. Der dänische Vorgeschichtsforscher Sophus Müller nimmt an, daß die Schälchen beim kultischen Feuerbohren zur Sonnenverehrung entstanden sind.

Nach der z.T. großen Anzahl von Schälchen muß der Brauch an einigen Orten viele Jahre hindurch ausgeübt worden sein.

Diese Erklärung ist wohl am einleuchtendsten.

Gebrannte Tonwaren, Leichenbrand, Herdgruben im Neolithikum, Schmelzöfen für Bronze und Eisen in späterer Zeit beweisen, daß die damaligen Menschen bereits das Feuer und seine willkürliche Erzeugung kannten.

Die Spuren des Feuerbohrens durch Quirlen eines trockenen Holzstabes zwischen zwei Händen oder das Drillen mittels eines Bogens mit schlaffer Sehne oder durch rasches Hin- und Herstreichen könnten die Schalen in den Decksteinen der „Hünengräber“, später die runden Bohrstellen in den südschwedischen Felsenzeichnungen und dann in historischer Zeit die Rundlöcher und Längsrillen an den Kirchenmauern sein.

Man muß die dreierlei Art von Einritzungen wohl mit religiösen Vorstellungen und Bräuchen in Zusammenhang bringen, wie Sonnenfeiern, Opferfeuern, Fruchtbarkeitszauber und dergl. Die schwedischen Felsenzeichnungen mit der Darstellung religiöser Vorgänge und kultischer Bräuche legen diese Annahme besonders nahe.

Nach den Spuren zu urteilen hat der Brauch des Feuerbohrens über 5000 Jahre gelebt.

Um so merkwürdiger ist sein plötzliches spurloses Verschwinden.

Vieles ist noch unklar und ungewiß an dem Problem.

Insbesondere bedarf es einer experimentellen Überprüfung, ob es möglich ist, auf die angenommene Art durch Feuerbohren solche Spuren in Stein und Ziegel zu hinterlassen.

Vielleicht gibt es auch noch literarische Aufschlüsse, die bis jetzt unbekannt geblieben sind.

## Über das Sammeln von Autographen

Von Hans-Peter R a n g e

Wer keine Autographen sammelt, könnte geneigt sein zu glauben, es handle sich hierbei um Unterschriften berühmter Leute oder solcher, die vorgeben, berühmt zu sein. Autographen sind aber viel mehr als nur Namenszüge von Persönlichkeiten oder Fragmente von schriftlichen Hinterlassenschaften: Autographen sind echte Dokumente, schriftliche Bekenntnisse und Äußerungen, niedergeschriebene Denkmodelle und verfaßte Werke, private und dienstliche, wissenschaftliche und künstlerische Vermerke und Zeugnisse, Notizen und Briefe, Skizzen und Urkunden. Sie alle atmen Vergangenheit und dienen der Forschung, der Bildung, der Kunst: Jedes war einst unmittelbar verbunden mit einer bestimmten Persönlichkeit, denn das Vorhandensein eigenhändiger Schriftzüge und somit auch die absolute Einmaligkeit jedes Stückes ist die Basis des Autographs.

Wir alle haben irgendwann irgendetwas einmal „gesammelt“, seien es Briefmarken oder Münzen, Orden oder Medaillen, Bierdeckel oder Ansichtskarten, Natursteine oder Kakteen, Fotos oder alte Waffen, Zeitungen oder Bücher, Bleisoldaten oder Schiffsmodelle, Schmetterlinge oder Pflanzen. Für den Sammler hat jede dieser Sammlungen ihren subjektiven Wert, und zwar sowohl ideell wie auch materiell, und in vielen Fällen tritt auch ein objektiver Wert hinzu. Sammler waren es, die häufig im Rahmen des Mäzenatentums Kunstschätze höchster Stufe vor dem Verlust retteten, und Sammler waren es auch, die in sehr vielen Fällen der wissenschaftlichen Forschung entscheidende Kenntnisse zu vermitteln vermochten.

Die Bedeutung einer jeden Sammlung wird an der Vollständigkeit, der Seltenheit und der Systematik gemessen. Während es beispielsweise in der Philatelie relativ viele Sammler gibt, die ganze Länder komplett gesammelt haben und dennoch nur über relativ geringe Sachwerte verfügen, übersteigen möglicherweise schon wenige Stücke einer Gemälde- oder Autographensammlung oder einer Juwelenkollektion den Geldbeutel des Durchschnittsbürgers erheblich. Derartige „Sammlungen“ können allerdings niemals einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern sie können — streng systematisch — immer nur winzige Teilgebiete eines Interessenbereichs darstellen. In besonderen Fällen genügen nur zahlenmäßig wenige Exemplare, um die Museumsdirektoren aus aller Welt neugierig und neidisch zu machen, und ich denke hierbei zum Beispiel an die Sammlung Louis Koch in Wildeggen (Schweiz), die auf die Originalkompositionen von Beethovens A-Dur-Sonate op. 101 ebenso wie auf die der berühmten Diabelli-Variationen stolz sein darf, wobei der materielle Wert allein dieser beiden Stücke die Millionen-Dollar-Grenze weit übersteigen dürfte. Die Familie Bodmer kann in ihrer Sammlung auf noch bedeutsamere Beethoven-Kompositionen verweisen und für sich wohl in Anspruch nehmen, die größte Beethoven-Autographensammlung privater Art (und nicht nur in der Schweiz) ihr eigen zu nennen.

Da sich aus verständlichen Gründen nur relativ wenige Menschen mit dem Sammeln von Autographen ernsthaft beschäftigen, liegt es auf der Hand, daß es auch nur entsprechend wenige Fachhandlungen gibt, die solchen Sammlern dienlich sein können. Dennoch trifft man in bestimmten Kreisen nicht allzu selten Kenner und Sammler von teilweise sehr beachtlichen Autographen aus den verschiedensten Sammelgebieten, durch die ein Interessent wiederum neue Anregungen erhalten und sein Wissen bereichern kann. In Deutschland sind mir drei sehr qualifizierte Autographenhandlungen bekannt, die über eine hervorragende Sachkenntnis auf allen Gebieten, vornehmlich hinsichtlich der Sektoren Geschichte, Literatur, Musik, Wissenschaft, Theater und Bildende Kunst, verfügen und äußerst vertrauensvoll ihre Interessenten beraten.

Meist halbjährlich erscheinen von diesen deutschen und einigen gleichwertigen englischen und holländischen Fachantiquariaten kostbare Kunstdruckkataloge, in denen die Stücke der nächsten Auktion ausführlich beschrieben und offeriert sowie mit dem Ausrufpreis versehen werden. Das Studium solcher Kataloge erfordert gute Kenntnis und viel Zeit, die aber nach meiner Ansicht für eine universelle Weiterbildung gar nicht besser genutzt werden könnte.

Die Katalogsprache besteht vielfach aus Abkürzungen, deren Entzifferung von großer Wichtigkeit ist; ein „Br. m. U. u. E.“ ist in der Regel sehr viel weniger wert als ein „E. Br. m. U.“, denn dechiffriert bedeutet das erste Autograph, daß es sich um einen Brief von Schreiberhand (!) handelt, unter den der Absender lediglich eine Empfehlungsformel und seine Unterschrift eigenhändig schrieb, während das zweite Autograph einen Brief darstellt, den die Persönlichkeit ganz mit eigener Hand geschrieben und unterzeichnet hat. Mit oder ohne Siegel, mit oder ohne Datum, voller oder nur abgekürzter Namenszug, alltäglicher Zetteltext oder inhaltsreicher Brief, uralte oder neuzeitliche Epistel, dies alles wirkt ein auf den effektiven Wert eines Autographs. Auch der Erhaltungszustand, die Seltenheit von Schriftstücken aus der Hand einer bestimmten Persönlichkeit (Gluck und Vivaldi, Dürer und Correggio, Paul Gerhardt und Hans Sachs gehören zu den gesuchtesten Raritäten!) und ähnliche Kriterien spielen für die Bewertung der jeweiligen Autographen eine wesentliche Rolle, die zu bestimmen nur erfahrenen Fachleuten möglich ist. Günther Mecklenburg hat hierüber und über das Autographensammeln im allgemeinen ein sehr beachtenswertes Buch geschrieben, das 1963 im Verlag des Fachantiquariats Stargardt in Marburg erschien. Seriöse Antiquariate garantieren übrigens bei jedem Verkauf die Echtheit der Stücke (über berühmte Fälschungen gibt es sogar mehrere Abhandlungen von historischer Bedeutung, die sich wie Kriminalromane spannend entfalten).

Es gäbe noch sehr viele Details zu berichten, doch möchte ich die Geduld der Leser, die keine Autographensammler sind, nicht über Gebühr strapazieren, sondern sogleich überleiten zu einzelnen Autographen, gewissen Besonderheiten und dem derzeitigen Handelswert:

Selten habe ich eine elegantere Handschrift als die von Theodor Storm gesehen, dessen Autograph „Der schlimmste aller Geister ist der Sammelgeist!“ ich vor ein paar Jahren gern ersteigert hätte, denn nur ein „Sammeler“ kennt die Gier und Eigenarten und Brödeleien so manches Artgenossen, dessen Sammelwut bereits „pathologisch“ ist.

Fritz-Reuter-Autographen sind ebenfalls optisch ein Genuß, und ich habe mit Freude feststellen dürfen, daß diese häufig offeriert werden (eigenhändiges Gedicht aus Treptow am Sonnabend vor Ostern 1856, „An Fräulein Antonie Schultz – Sind, Fräulein, Sie Erzieherin, ne Kinderunterrichterin, dann nehmen Sie dies Machwerk hin . . .“ zum Ausrufpreis von nur DM 150,-).

Unter endlosen Formeln aus der Hand Albert Einsteins findet man offenbar häufiger auch Gedichte dieses Gelehrten, so drei vierzeilige Strophen, mit Übersendung eines Fläschchens, das ein Herr Karmann Einstein geschenkt hatte:

„Den Esel mag es kaum beschwingen  
Thust du ein weises Buch ihm bringen  
Dies hat Herr Karman nicht bedacht  
Da er dies Fläschchen m i r gebracht.“

30 Porträtpostkarten von Adenauer, Barzel, Erler, Gerstenmaier, Lübke, Ollenhauer, Strauß, Wehner u. a. m. wurden für zusammen 300,- DM offeriert, hingegen ein Brief Friedrichs II. an Voltaire vom 4. 12. 1739 (also vor seiner Thronbesteigung) für 5000,- DM ausgerufen wurde. Die meisten Briefe unterzeichnete er übrigens mit „Fch“ oder „Federic“, seltener sind „Frch“ und „Frdch“.

Ein Zettel, der Beethovens Handschrift trägt, enthielt folgenden Text: „Lieber H. Tischlermeister, Ich bitte sie mir jemand zu schicken, der ein Fenster bey mir einhängt, aber ja gleich, es ist in ein paar Minuten geschehen. Beethoven.“ Auf der Rückseite eine

Frankfurt <sup>a</sup>  
d. 12 Juni 1893

Gerechtester Herr  
Bauer

gerne sende ich  
Ihnen die gekaufte  
u. unterschriebene  
Sache Ihnen freund-  
lichst dankend, das  
Sie mir gedankt  
wegen des Ueber-  
nehmens zu Ihn

und unter aller  
Freude gediegen!

In der Hoffnung  
das ich Ihnen (Ellis)  
jetzt geschrieben bin ich  
im warmsten  
glaubens

Ihre  
L. L. L.  
Lara L. L.

für den tauben Komponisten bestimmte Notiz seiner Haushälterin: „mit dieser schrecklichen Menge von Wäsche ist es nicht möglich, ganz fertig zu werden. Dann müssen Sie mir sagen wo wir es hin hängen sollen, auf diesen kleinen Boden müssen wir Sie zehnfach hängen und da bringen wir Sie nicht hinauf!...“ Das Autograph wurde mit 5000,- DM ausgerufen und für 11 000,- DM versteigert.

Ein eigenhändiger Brief mit Unterschrift aus der Hand Gustav IV. Adolf, König von Schweden, 1778–1830, wurde vor wenigen Jahren mit 120,- DM bewertet, hingegen ein Brief Claus Schenk Graf von Stauffenbergs vom 29. 8. 1937 für 800,- DM ausgerufen wurde und einen noch weit höheren Preis erzielte.

Ich erwähnte bereits, daß man von Freunden inspiriert werden kann, für ein solches „Hobby“ Interesse zu finden; so erging es wohl jedem irgendwann, der heute Autographensammler ist, und so erging es auch mir. Als ich eines Tages Gast war im Hause des Tübinger Professors B., dessen Mutter eine direkte Nachfahrin von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Namensträgerin dieses Musikers war, führte mich Professor B. in sein Musikzimmer und zeigte mir, bevor er mir Klavierwerke vorspielte, eine ganze Wand voller Autographen: Briefe von Chopin, Notenblätter von Schumann und Liszt, Albumblätter und Notizen berühmtester Musiker und natürlich eine Fülle kostbarer Briefe und Noten aus der Hand seines Vorfahren Mendelssohn-Bartholdy. Damals sah ich zum erstenmal einige herrliche Aquarelle, die die italienische Riviera zeigen und als Maler Felix Mendelssohn-Bartholdy ausweisen! Jeder Musikforscher hätte an diesen vielen Sehenswürdigkeiten seine wahre Freude gehabt, und auch ich muß gestehen, daß mich hier der Gedanke befiel, selbst Autographen zu sammeln, zumal ich eine große Zahl von Briefen der Pianisten unserer Zeit schon damals besaß. Ich erfuhr aber erst sehr viel später, daß ausgerechnet die Musiker-Autographen der Klassik und Romantik heute besonders hoch im Kurs stehen, so daß meine Bemühungen, wirklich wertvolle Musikerautographen zu erwerben, leider recht kläglich blieben und zumindest in meiner Sammlung Seltenheitswert besitzen.

Einen Brahms-Brief mit vollem Namenszug und gänzlich eigenhändig im Mai 1871 geschrieben, der auch auf Frau Schumann hinweist, konnte ich für den ersten 1000,- DM-Schein erwerben. Hans von Bülow empfiehlt den Pianisten Ratzenberger für Schumanns a-moll-Konzert und führt schließlich aus, daß er, Bülow, sich Ende September nach London begeben werde, um sich dort auf seine Wintertournee vorzubereiten, denn in Deutschland fände er dazu nicht genügend Ruhe!

Ein anderes Autograph in meiner Kollektion entstammt der Feder des eigenwilligen Komponisten und Hofpianisten des Zaren Adolf von Henselt, der so nervös war, daß er anlässlich eines Konzertes in St. Petersburg vor dem Betreten des Podiums vergessen haben soll, seine Zigarre aus dem Mund zu nehmen. Der mehr als zwei Seiten umfassende Brief besteht absolut lückenlos aus aneinandergereihten Sätzen, bei denen Wort für Wort miteinander verbunden ist und somit das Entziffern erschwert. Henselt hat großartige Klavierwerke komponiert, die (neuerdings auf Schallplatten erhältlich) leider völlig in Vergessenheit geraten waren, obwohl sie den schönsten Werken Chopins ebenbürtig (!) sind!

Franz Liszt schreibt an einen Freund: „... Möglicherweise habe ich dem Papa des gestrigen Wunderkindes, sein Verlangen nach einem ‚schriftlichen Zeugnis‘ zu hart mit N e i n beantwortet. Wer aber billig sein möchte, könnte mich entschuldigen ob der gar zu vielen Belästigungen die ich zu gedulden habe wobei manchmal die Geduld nicht ausreicht...“ (S. 75)

Von Frau Clara Schumann, Ignaz Moscheles (der ebenfalls eindrucksvolle Klavierwerke komponierte, die jetzt als Schallplattenaufnahmen erschienen sind), Emil von Sauer, dem Lehrer von Elly Ney, sowie von manchem anderen Klaviervirtuosen des XIX. Jahrhunderts befinden sich kleinere Autographen, jeweils gänzlich eigenhändig geschrieben und unterzeichnet, in meiner Sammlung. Die ältesten Stücke sind – von Autographen der Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz Adolph Friedrich IV. (Neustrelitz, d. 10. März 1792) und Georg (Neustrelitz, d. 18. Nov. 1816) einmal abgesehen

Am Jünglings Abjournale.

Echter lieber Freund,

Möglichst weit habe ich  
Ihm Papa des gestrigen Wunders  
Kinder, sein Verlangen nach  
einem "schriftlichen Zeugnis"  
zu hart, mit Nein beantwortet.  
Wer aber bittig sein möchte,  
könnte mich entschuldigen,  
ob ich gar zu vielen Befähigungen  
die ich zu geladen habe  
wobei manchmal die Güte  
nicht ausreicht.

Mittwoch: Freundschaftlich ergeben  
F. L. J.

– Autographen von Johann Nepomuk Hummel aus Weimar vom 6. September 1820, dem einstigen Schüler Mozarts, sowie von Carl Maria von Weber (Dresden, 6. Juli 1820), das teuerste Autograph meiner Kollektion, in dem Weber an den Konzertdirektor Riem in Bremen mit der Bitte herantritt, in Bremen konzertieren zu dürfen (dieses Konzert kam tatsächlich auch zustande).

Daneben darf ich viele Briefe von Pianisten unserer Zeit mein eigen nennen. Von den an mich gerichteten Autographen bereits verstorbener Künstler sind für mich vor allem mehrere Briefe des 1969 überraschend verschieden Julius Katchen, den ich schon Anfang der sechziger Jahre öffentlich zu den vier bedeutendsten Universalpianisten aller Zeiten zählte, von ganz besonderem persönlichen Wert. In dieser für Deutschland traurigen Zeit des Verfalls, bewahre ich mir auf diese Weise meine Freude und Zuversicht, die immer wieder in das unerschöpfliche Reich der Musik mündet.



## Mecklenburg und die „Danziger Postfahrt“

### Die älteste Postroute im Norden Europas und ihre Bedeutung für Mecklenburg, Dänemark und Schweden

Von Ulrich Brunnert

Die Entstehung der ersten postmäßigen Organisation in Mecklenburg ist mit der Gründung der deutschen Hanse verbunden. Nachdem 1356 die deutschen Städte die Führung über die im ganzen nördlichen Europa verteilten Hansestädte und deren Handelsplätze übernommen hatten, nannten sie sich ab 1358 „Die Stede von der dudischen Hense“. Zu den nunmehr zumeist in Lübeck abgehaltenen Hanse-Tagen schickten alle Städte des Bundes ihre Ratsherren.

Um zu der führenden Stadt Lübeck, aber auch unter den einzelnen Hansestädten schnelle Verbindungen zu haben, entwickelte man neben den Verbindungen zur See bereits frühzeitig gute Landverbindungen, die Botenzüge der Hanse. Die beiden mecklenburgischen Seestädte Wismar und Rostock, im alten Wendenlande gelegen, waren als die sogenannten „Wendischen Kontore“ der Hanse, wichtige Stationen im Hansebotenkurs.

Bereits im 14. Jahrhundert waren Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stettin und Danzig durch Botenzüge verbunden. Die Stadt Danzig war es dann auch, die im 15. Jahrhundert diese Botenzüge mit Läufern zur Beförderung von Briefen und Paketen einrichtete und unterhielt. Solch ein Botenkurs verlief von Danzig über die oben genannten Städte bis zu der heute in Belgien gelegenen Stadt Brügge und wurde der „Danziger Bote“ genannt.

Inwieweit die Stadt Danzig diese Botenroute als Einrichtung der Hanse überhaupt organisierte und unterhielt, konnten wir noch nicht im einzelnen nachweisen. Mit Sicherheit liegt seit Ende des 16. Jahrhunderts die Aufsicht und Organisation bei der Stadt Hamburg. Es kann sein, daß Danzig diese Botenkurse zunächst einmal eingerichtet hat, und aus diesem Grunde dann ihren Namen für diese Einrichtung, auch in späteren Jahrhunderten, hergab. Diese Möglichkeit ist schon darum zu erwägen, weil in dieser Zeit bereits der „Deutsche Ritterorden“ von der Marienburg aus Boten weit durch alle Lande, ja sogar bis zum Vatikan nach Rom sandte. Von 1309 bis 1466 saß der Hochmeister dieses Ordens auf der Marienburg, ca 50 km von Danzig entfernt. Hier, in der Nähe Danzigs wurde vom Deutschen Ritterorden die erste Boten-Organisation im deutschen Raum überhaupt eingerichtet. Der Hanse mag diese Einrichtung, auf Vorschlag der Hansestadt Danzig, als Vorbild für ihre eigenen Boteneinrichtungen gedient haben.

Wie lange sich damals, und auch noch später, ein einmal eingebürgerter Name für eine solche Einrichtung hielt, sieht man schon daran, daß die Bezeichnung „Danziger Bote“ oder „Danziger Postfahrt“ sich bis weit in das vorige Jahrhundert hinein in Mecklenburg erhalten hat. Nach den Boten der Hanse haben Schweden, Dänen und die Mecklenburgische Post diese Postroute in Mecklenburg bedient, aber immer war der Name der Stadt Danzig damit verbunden geblieben.

Ob und in wieweit die Boten des Ritterordens auch „Postsachen“, die nicht dem Orden gehörten, mitnahmen, ist noch nicht bekannt geworden. Anders liegt es hier bei dem Danziger Boten. Er ist ein echter Postbote, der überall und von jedem Post annimmt und befördert. Dieses geht schon aus seinem Beglaubigungsschreiben hervor, welches er bei sich führte. In dieser, im Danziger Stadtarchiv aufbewahrten Beglaubigung eines Danziger Boten, heißt es unter anderem:

„Wy begern ju weeten, wo wy den beschedenen Mattis Merkel diessen bewiser to unsen diner vpgenommen, vnd en vnser Stadt Busse mit dem teken, dat he vnse vnd vnser Copmann vnd ok des gemeynen dwtschen Copmans mit vns vorkerende Brewe moge dregen vnd bringen. Worvme wy J. E. myt bergerliker andacht gutlik vnd frundlick bidden, dat gy den egenandten Mattis juw willen vmb onses vordeensten willen laten bewolen wesen, vnd en ok to juvem vnd des gemeynen Copmann von der dutschen hense mit juw vorkerende baden vnd loper willet op nemen, forderlik, hulplik vnd in synem rechtwerdigen saken — syn willet“ usw.

Sinngemäß ins Hochdeutsche übersetzt, lautet der Text etwa:

„Wir machen Euch bekannt, daß wir den verständigen Mattis Merkel, der dieses Schreiben vorweist, als unseren Diener angenommen und bei unserer Stadtkammer zu dem Zweck

eingestellt haben, daß er unsere, unserer Kaufleute und des gemeinen deutschen Kaufmanns an uns gerichtete Briefe austrägt und herbringt. Deshalb bitten wir Eure Ehrbarkeit inständig und in aller Freundlichkeit, den vorgenannten Mattis, Euch um unsertwillen anbefohlen sein zu lassen, ihn als Euren und des gemeinen Kaufmanns von der deutschen Hanse mit Euch verkehrenden Boten und Läufer anzunehmen und ihm förderlich, behilflich und in seinem rechtsschaffenden Dienste — zu sein.“ usw.

Neben diesem Beglaubigungsschreiben trug jeder Bote zu seiner persönlichen Sicherheit noch einen Frei- oder Geleitbrief des Landesherren bei sich, dessen Gebiet er auf seinem Weg durchzog.

Wenn hier auch von Läufern die Rede ist, so waren doch diese Boten beritten oder führen die Strecke auch mit einem Wagen, je nach Jahreszeit und Bedarf. Die zur „Danziger Reise verordneten Boten“ nahmen ihren Weg von Hamburg über Wismar und Rostock bis Stettin. In Stettin tauschten sie ihre Sendungen mit den von Danzig ankommenden Boten aus.

Eine Regelmäßigkeit und feste Kurse kannte diese Botenanlage wahrscheinlich noch nicht. Der ganze Botengang war von mancherlei Zufälligkeiten abhängig. Trotzdem war es die erste organisierte Postlinie in Mecklenburg, die später auch die Weiterleitung der Postsachen über Hamburg oder Lübeck mittels der Taxischen Post ins Reich ermöglichte.

Nachdem Hamburg am Ende des 16. Jahrhunderts eine Neuorganisation des Botenbetriebes vorgenommen hatte, und nachdem von Hamburg und Lübeck Anschlußposten nach allen Seiten, auch nach England und nach Übersee bestanden, wurden in Mecklenburg Seitenkurse angelegt. In Wismar und Rostock wurden, zur Herbeiführung einer raschen Beförderung, besondere Boten bestellt. Ihnen oblag die Aufsicht der Botengänge, ja auch sie selber führten Botengänge aus oder ließen sie durch angenommene Leute ausführen. Vornehmlich aber betreuten sie an ihren Orten die Stationen und die durchgehenden Boten. Sie wurden auch Botenmeister genannt. Später führten sie dann aber allgemein die Bezeichnung „Postmeister“.

#### **Die schwedischen Postrouten in Mecklenburg. 1646—1807.**

Als 1633 im Dreißigjährigen Krieg die Schweden in das Kriegsgeschehen in Deutschland eingriffen, verbanden sie die von ihnen besetzten Gebietsteile durch eigene Postkurse. Laut Aktennachrichten dienten diese schwedischen Posteinrichtungen auch dem öffentlichen Verkehr.

Durch die Kriegswirren, besonders in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts, gingen aber diese Postlinien, die auch zum Teil durch Mecklenburg führten, wieder ein. Erst 1648, nach dem Frieden von Osnabrück, baute Schweden feste Postverbindungen zwischen seinen Besitzungen in Deutschland und dem Mutterlande aus. Die für Schweden bedeutsamste Linie führte vom schwedischen Herzogtum Bremen über Hamburg, Gadebusch, Wismar auf Rostock. Wismar war ebenfalls seit dem Frieden von Osnabrück im Besitz Schwedens. Von Rostock führte eine Linie weiter über Ribnitz nach Stralsund zum Anschluß an den Seekurs nach Ystad. Eine zweite Linie führte von Rostock über Gnoien, Demmin, Anklam auf Stettin. Im wesentlichen war es die gleiche Route, die zuvor schon von der Danziger Postfahrt, in der Zeit der Hanse, bedient wurde.

Mit der Anlage dieser Postlinien beauftragte bereits 1646 der schwedische Generalgouverneur in Deutschland, Linnart Torstensen, den Livländer Vollrath Happach aus Riga. Happach muß zu dieser Zeit schon ein erfahrener Mann auf dem Gebiet des Postwesens gewesen sein. In einem Schreiben des schwedischen Generalgouverneurs an Happach heißt es unter anderem:

„Mit Rücksicht auf den ihm bishero in Aufrichtung und Beförderung dieses ersprießlichen werks erwiesenen unverdrossenen Fleiß, das Postwesen und dessen Expedition in Pommern und Mecklenburg auch außerhalb dieser Lande in Deutschland und wo etwann der Zeit und Gelegenheit nach die Posten hiezu befördern, welchem zufolge er schuldig seyn soll, solch Werk mit getrowen und bekanten Leudten, wie nichts minder gutten Pferden auf seine eigene Kosten sowol hin als wieder zurück dergestalt zu bestellen, daß die abgehenden und ankommenden Posten wöchentlich ihre gesetzte Tage und Stunden unfehlbar ankommen und unverzüglich wieder abreisen sollen und können; . . . desgleichen soll auch gemelter Vollrath Happach befugt seyn, wo er an Orten und Stellen Posten, die nicht richtig und zu der Länder Wohlfahrt nützlich angelegt seyn mögten, befinden möge, dieselbigen abzuschaffen, zu verrücken und nach seinem Gutachten zu Fuß oder zu Pferd zu bestellen; . . . vor welche seine habende Mühe und Unkosten ihm seine Bestallung in einem absonderlichen Kontract sol gemacht und gerechet werden.“

Vor Einrichtung des Postkurses stellte Happach einen Antrag beim Herzog Adolf Friedrich I. auf Zulassung der Post in Mecklenburg. In diesem Schreiben drückt Happach die Hoffnung aus, daß der Herzog:

„solch dero fürstlichem Hause, Ritterschaft und semtlichen Unterthanen auch Benachbarten hoch beförderliches und ersprießliches Werk sich gnädig werden belieben lassen.“ Weiter schreibt Happach, daß er von fünf zu fünf Meilen ein Posthaus einrichten wolle, „da solches zu aller reisenden Personen auch commercien Beförderung gereicht.“

Nachdem der Herzog die Zulassung erteilt hatte, wurde der Postkurs so geregelt, daß der Bote aus dem Osten in Rostock, der zweimal in der Woche dort eintraf, regelmäßig Anschluß an den Boten fand, der aus dem Westen kam. Im schwedischen Postkontor in Rostock fertigt 1648 ein gewisser Bernd Stellmann als „Stettinscher Postmeister“ die Post ab. Als dieser 1660 stirbt, wird die Abfertigung der schwedischen Post den Postverwaltern der Hamburger Botenpost übertragen. Diese beiden Postverwalter, Bahlemann und Schwengel, werden dann 1666 nach der Gründung der Mecklenburgischen Landespost auch von dieser übernommen. Als der Hamburger Botenkurs 1666 von der Mecklenburgischen Post übernommen wurde, blieb der Schwedische Postkurs bestehen. Die Abfertigung der schwedischen Post wurde auch weiterhin von den jetzt in mecklenburgischen Diensten stehenden Postverwaltern Bahlemann und Schwengel vorgenommen. In den siebziger Jahren, als Schweden im Kriege mit Brandenburg, Polen und Dänemark lag, war der Postbetrieb auf den schwedischen Postlinien eingestellt worden. Erst 1678 wird die Königlich-Schwedische Fahrende Post neu nach Stralsund und Stettin angelegt. Zweimal wöchentlich wird nun wieder die Strecke nach Hamburg bedient. Die Postlinie verläuft von Hamburg über Grande, Schmielow, Gadebusch, Wismar, Altkarin auf Rostock. Von Rostock aus geht es dann weiter wie bei den alten Linien, einmal nach Stralsund über Ribnitz und zum anderen nach Stettin über Gnoien und Demmin.

Aber noch ein zweites Mal wird die schwedische Posteinrichtung durch Kriegswirren zeitweilig unterbrochen. Als 1715 Stralsund und später dann auch Wismar von den Dänen während des Nordischen Krieges erobert wird, betreiben die Dänen den gleichen Postkurs bis zum Friedensschluß im Januar 1721. Jetzt übernehmen die Schweden wieder die Postlinien und betreiben sie bis zum Jahre 1807. Als die Dänen und später dann wieder die Schweden diese Postlinie betrieben, ist es ständig zu Auseinandersetzungen mit der Mecklenburger Post und der Regierung in Schwerin gekommen. Da beide Postanstalten die gleiche Strecke bedienten, machten sie sich auch preislich Konkurrenz. Die mecklenburgischen Fahrposttarife lagen auf dieser Strecke niedriger als sonst auf anderen Strecken im Lande.

Nach den Napoleonischen Kriegen sind die schwedischen Postkurse auf mecklenburgischem Gebiet nicht wieder aufgenommen worden. Im Jahre 1803 war Wismar und das dazu gehörige Land bereits durch Friedrich Franz I. im Pfandvertrag von Malmö nach Mecklenburg zurückgekommen.

### **Dänische und schwedische Postbeförderung von Hamburg durch Mecklenburg nach den pommerschen Häfen im 19. Jahrhundert.**

Wenn auch die dänischen und schwedischen Postverwaltungen keine eigenen Postlinien durch Mecklenburg unterhielten, so hatten beide Staaten aber mit Mecklenburg Verträge geschlossen, die eine Beförderung der Postsachen von Hamburg auf dem Landwege nach den pommerschen Häfen Stralsund, Greifswald und Stettin ermöglichte. Schweden unterhielt in diesen Städten eigene Postkontore. Dänemark hatte sich 1818 in der neuen Konvention betreffs der Durchfahrtsrechte der Mecklenburger Posten durch Lauenburger Gebiet nach Hamburg, in einem geheimen Separatartikel, das Recht gesichert:

Sollte Dänemark von der Hamburger Postverwaltung die bisherige Hamburg-Pommersche Reitpost übernehmen, ihr dann von Mecklenburg das Recht eingeräumt würde, mit der Reitpost in der bisher üblichen Weise Briefe für Mecklenburg und Pommern zu befördern.

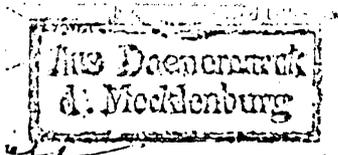
Die Hamburger Stadtreitpost, die bis zum Jahre 1860 die pommersche Linie wenigstens noch bis Wismar bediente, hatte mit Mecklenburg Transitverträge, die zum Teil noch auf die Rechte der alten Danziger Postfahrt aus der Zeit der Hanse fußten. So mußte Mecklenburg zeitweilig versiegelte Postfelleisen unentgeltlich von Rostock bis nach Demmin zur pommerschen Grenze befördern. Schweden muß seinerseits mit Hamburg Verträge gehabt haben, die ihm die Nutzung dieser Postlinie, wahrscheinlich auch unter Mitgabe versiegelter Brieffelleisen gestattete.

Der genaue Kurs dieser Postlinie ist am Schluß der Arbeit aufgezeigt.

Eine Schiffspostlinie bestand auch zeitweilig von Wismar nach Kopenhagen. Ein dänisches Schiff und der mecklenburgische Raddampfer „Obotrit“ befuhren, mit Ausnahme der Wintermonate, im Liniendienst diese Seepostroute.

Die 1848 gegründete Wismarer Dampfschiffahrtsgesellschaft versah den Seepostdienst mit dem „Obotrit“ auf eigene Rechnung.

1853 wurde der Raddampfer an die Großherzogliche Postverwaltung verkauft, die nun die Schiffspostlinie Wismar — Kopenhagen noch bis zum Herbst 1859 betrieb. Aus dieser Zeit ist auch der recht seltene Seepost-Transit-Stempel des mecklbg. Schiffspostbüro im Baumhaus zu Wismar bekannt. Der Stempel „Aus Daenemark d. Mecklenburg“ wurde in der Zeit der Privatgesellschaft in blau abgeschlagen. Ab 1853, in der Zeit der mecklenbg. Postverwaltung, wurde dann schwarze Stempelfarbe verwendet.



Zu bemerken wäre im besonderen, daß die Weiterleitung der Post über die pommerschen Häfen ebenfalls nicht in den Wintermonaten möglich war. Darum tragen auch die Belege aus den Wintermonaten keinen Stempel von Greifswald. Die Fahrzeiten der Postschiffe von Greifswald nach Ystadt wurden im Mecklenburgischen Wochenblatt bekanntgegeben. In einer solchen Bekanntmachung vom 10. Oktober 1838 heißt es unter anderem:

„Die Postverbindung zwischen Greifswald und Ystadt wird von dem 1sten künftigen Monats an für dieses Jahr aufhören, und ist daher von diesem Zeitpunkt an die Correspondenz nach Schweden und Norwegen auf Hamburg zu leiten.“

Laut einer Bekanntmachung der Fürstlich Thurn- und Taxisschen Postverwaltung aus dem Jahre 1824 wurde der Frankierungszwang für Briefe nach Schweden, Norwegen und Finnland aufgehoben.

Die Mecklenburgische Postverwaltung verfügt im gleichen Jahr, daß die Briefe nach Schweden und Norwegen nicht über Hamburg, sondern sowohl frankiert als auch unfrankiert über Rostock nach Stralsund zu leiten seien. Frankiert konnte im Höchstfall bis Ystadt werden. Der Liniendienst zwischen Pommern und Ystadt wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts von den schwedischen Dampfschiffen „Königin Elisabeth“ und „Svenska Lejonet“ wahrgenommen. Die Schiffe fuhren zweimal in der Woche die Strecke Pommern-Schweden.

Der Kurs von Hamburg nach Greifswald war folgender:

Die Hamburger Stadtreitpost kursierte über Gadebusch und Rehna nach Wismar. Von Wismar ging die „Pommersche reitende Post“ in Richtung Rostock über Neu-Bukow, Kröpelin, Doberan.

Von Rostock auf der alten Trasse des Danziger Boten über Tessin, Basse, Gnoien nach Demmin. Von Demmin mit der Preußischen Post weiter nach Greifswald. Auf einem Fahrplan aus dem Jahre 1819 steht unter Demmin bei der Greifswalder Postroute folgender Vermerk:

„Geht ab Sonntags und Donnerstags vormittags 10 Uhr nach Ankunft der Hamburger Reitenden Post; kommt am Montag und Donnerstag morgens.“

Fünfhundert Jahre lang war die Strecke der „Danziger Postfahrt“ mit Boten, Postreitern und Fuhrwerken betrieben worden. Erst der Bau der Eisenbahn machte diese wichtige Postroute durch den Norden Mecklenburgs überflüssig.

#### Quellen:

1. C. Möller „Geschichte des Landes-Postwesens in Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, 1897 Bärensprungsche Hofbuchdruckerei.
2. Mecklenburg-Schweriner Staats-Kalender (verschiedene Jahrgänge).
3. Dampfschiffahrts-Kalender Jahrgang 1847.
4. Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsches Wochenblatt (verschied. Jahrgänge).
5. Gesetzsammlung für die Mecklenburg-Schwerinschen Lande von H. F. W. Rabe, Verlag: Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1844.
6. Geschichte der deutschen Post, von B. E. Crole, Berlin, Verlag W. Malende, Leipzig.

## Rund um die Tollense Pfungsten 1949

Wir veröffentlichen im folgenden Abdruck eine Fußwanderung des bekannten Heimatforschers Walter Karbe, die 1949 von ihm gemacht wurde und vielen Heimatfreunden interessante Fakten vermitteln wird. Wir bitten den Leser, diese Wanderung richtig aus der ersten schweren Zeit des Wiederaufbaus zu verstehen, und die rein physische Leistung des Heimatforschers in der damals schweren Zeit entsprechend zu werten.

Das Karbe-Wagner-Archiv

Mehrfach ist in Reuters „Dörchläuchting“ von der alten Landstraße die Rede, welche einst den gesamten Verkehr Neubrandenburgs mit dem südlichen Teil des Landes Stargard und weiterhin mit der Mark vermittelte. Der Verkehr auf einem großen Teil dieser „Hochstraße“ nahm ein fast völliges Ende, als in den 1840er Jahren die Chaussee Neustrelitz – Neubrandenburg fertig gestellt wurde. Die an ersterer gelegenen Gaststätten Knakenkrug und Rodenkrug gingen als solche ein. Diesen alten Weg zu verfolgen, ist nicht ohne Reiz, namentlich was die Strecke zwischen dem sogenannten „Hundepaß“ und dem letztgenannten Krug betrifft. Deshalb befand ich mich am Pfungstsonnabend morgens um 4 bereits auf der Landstraße, allerdings nicht auf der eigentlichen Neubrandenburger, sondern auf der Wilhelminenhöfer, die erst mit Entstehung der Stadt Neustrelitz aufkam und den Umweg über Strelitz ersparte. Damit verzichtete ich für diesmal auf den Strelitzer Galgenberg, die Knakenkrugstelle mit ihrer Erinnerung an das letzte Lynchgericht in unserer Gegend, was alles an der Landstraße südlich von **W i l h e l m i n e n h o f** gelegen ist.

Dieser Ort wurde vom letzten Peccatel aus dem Geschlecht derer von Peccatel auf Weisdin angelegt und zwar, wie es scheint, als Glashütte, denn ein kleiner, mit Gebüsch bestandener Hügel in der Koppel ist durchsetzt mit Mauersteinen und Glasschlacke. Doch kann diese Anlage nur sehr unbedeutend gewesen sein; später hat das Gehöft wohl immer als Försterei gedient.

Hier also stoßen die beiden Landstraßen zusammen, und ich befand mich nun auf der eigentlichen Neubrandenburger, muß aber noch erwähnen, daß sich vorher schon das anfangs heitere Wetter zum Schlechteren gewendet hatte, denn es zog ein Gewitter herauf, welches an sich unbedeutend, doch von einem Regenguß begleitet war, vor dem mich jedoch ein mit Buchen durchsetzter Kiefernbestand hinreichend schützte. Denn hier befindet man sich auf der Endmoräne, welche zugleich die **W a s s e r s c h e i d e z w i s c h e n N o r d - u n d O s t s e e** bildet; der Sand geht in Lehm über, der Mischwald hat angefangen, bald ist die Buche alleinherrschend.

Sofort hinter Wilhelminenhof befindet sich rechts der gleich dem Thüringer Rennsteig stets auf der Höhe sich haltenden Landstraße eins der hier so häufigen Waldbrücher, das den eigenartigen Namen „Baresel“ führt. Es soll nach einem Räuber benannt sein, dessen Höhle, eine mit Steinen angefüllte Vertiefung, noch vorhanden ist, und der von hier aus einst Wegelagerei betrieben haben soll. Aber wann dies gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen, denn irgendwelche Akten darüber sind nicht vorhanden. Doch kam der Name vor etwa 70 Jahren in Neustrelitz noch vor. Da war Baresel Großherzoglicher Sattelmeister und einer seiner Söhne mein Mitschüler. Leider habe ich ihn nach einem etwaigen Räubervorfahren damals nicht gefragt.

Bald wird nun der durch den Zechow führende Steindamm überschritten an einer Stelle, welche früher „Hundepaß“ hieß. Hier scheint der Weg noch mehr überwachsen als bisher und der Buchenwald, wohl hundert Jahre alt und von der Axt bisher noch

unberührt, zeigt sich in seiner vollen Pracht, die man lange Zeit genießen kann, denn der erste Kahlschlag zeigt sich erst kurz vor dem Rodenkrug. Dieser, von Reuter in seinem „Dörchläuchting“ und auch sonst in älteren Berichten erwähnt, muß einst als Gaststätte einen gewissen Ruf gehabt haben, trotzdem die Wasserbeschaffung hier ihre Schwierigkeiten hatte, denn die vor etwa 40 Jahren vorgenommene Brunnenbohrung wurde eine der kostspieligsten des Landes. Ferner wurde der Rodenkrug auch von Professor Wossidlo in den Complex der Rethra-Sagen mit hineinbezogen, in dem er meinte, daß der Name nichts mit einem Besitzer namens Rode zu tun, sondern mythologische Bedeutung habe. Auch ließ er sich erzählen, daß die Bewohner zuweilen durch die Erscheinung eines „goldenen Hahnes“ erschreckt würden und daß auf einer hier befindlichen ebenen Fläche ein Schloß gestanden habe.

Mit dem Rodenkrug hat die Waldwanderung bald ihr Ende erreicht, denn Usadel kommt in Sicht, und damit ist auch das Ende der alten Landstraße erreicht, welche nunmehr in die Chaussee übergeht. Das Wahrzeichen derselben sind hier die italienischen Pyramidenpappeln.

Es wäre noch zu bemerken, daß Usadel früher ein Kirchdorf gewesen ist. 1661 ist von einer Kirchenruine die Rede, die anscheinend im Lauf des 18. Jahrhunderts verschwand. Die Kirche nebst Friedhof scheint auf dem jetzigen Schmiedegrundstück ihren Platz gehabt zu haben, hier wurden wenigstens vor 20 Jahren Skelette zu Tage gefördert.

Gleich hinter Usadel überschreitet die Chaussee den Nonnenbach. Von der Brücke hat man einen Blick in das mit Buchen bestandene Tal, welches dieser Wasserlauf bildet, und das sich mit einer Unterbrechung bis zum Wanzkaer See fortsetzt. Von solchen Bachtälern haben wir nicht viele im Lande und wenn die romantischen Wassermühlen auch verschwunden sind, so verdienen die Täler doch in ihrer Eigenart erhalten zu werden, wer sie durchwandert, kann sich eine Reise nach Thüringen oder sonstwohin sparen. Aber gerade diesem Tal drohte schon vor langer Zeit Verderben und zwar durch ein Projekt des Ingenieurs und Rethraforschers Oesten, der von hier aus vermittels Wasserkraft das ganze Land Stargard mit Elektrizität versorgen wollte. Der von ihm ausgearbeitete Plan zu einem Staubecken nebst allem Zubehör wurde von der Regierung einstweilen ad acta gelegt.

Die Wanderung wurde nun bei Regen fortgesetzt, jedoch auf dem Asphalt ging es sich gut und die Chausseebäume gewährten Schutz. Indessen beim Nemerower Galgenberg mußte auf diese Vorteile verzichtet werden, denn nun ging es links ab auf das Tollenseheim zu, welches von diesseits gar nicht, wohl aber vom jenseitigen Ufer zu sehen ist. Hier hauste seit vorigem Herbst der berühmte Keilschriftprofessor und Babylonforscher Eckard Unger mit seiner Frau Irmgard, welche der für Neubrandenburg seit 200 Jahren so bedeutsamen Brücknersippe angehört. Das Ehepaar hatte sich um die Neuordnung des Museums im Treptower Torturm verdient gemacht und die Stadt ihm dafür Freiquartier im Tollenseheim gewährt. Dahin strebte ich nun auf durchweichtem Lehmweg, um mich bei Ungers wegen einer etwaigen Besichtigung des Museums und einigem andern zu erkundigen. Indessen das Ehepaar war auf Reisen gegangen. Im übrigen schien das Tollenseheim stark belegt zu sein, aber auf der großen Glasveranda mit der schönen Aussicht herrschte Ordnung, und ich hätte da wohl Kaffee trinken können, zog es aber doch vor, nach Nonnenhof hinunterzugehen, um Frau Siebold zu begrüßen. Da nimmt man der Kürze halber den schmalen Uferweg, der aber jetzt bei der Nässe wegen Abrutschgefahr schwierig genug zu passieren war, indessen gegen 10 Uhr erreichte ich doch die Gaststätte, den Ausgangspunkt für so manche Bacherswallexpedition. Von einer solchen konnte aber heute nicht die Rede sein. Vielmehr labte ich mich hier an einem von Frau Siebold gespendeten Teller Milchsuppe, worauf ein unterwegs gefundener schöner Champignon mit Salz und Brot folgte. Nach Beendigung dieses Frühstücks hatte auch der Regen aufgehört, und ich strebte nun wieder zur Chaussee hinauf, blieb aber fast in einem aufgeweichten Hohl-

weg stecken. Indessen — sieht man ein Ziel vor sich, so erreicht man es auch. Endlich hatte ich wieder festen Grund unter den Füßen und strebte auf Neubrandenburg zu; denn auf den eventuell vorgesehenen Umweg über Kl. Nemerow und dann am Ostufer der Tollense entlang, mußte wegen Nässe und vorgeschrittener Zeit verzichtet werden.

Ich blieb also auf der Chaussee und hatte rechts lange das Kirchturmdreieck Zachow, Nemerow, Ballwitz in Sicht, bis ich wieder den Wald erreichte, der auch hier sich sehen lassen kann, denn wie grüne Wände faßt das Unterholz rechts und links die Chaussee ein. Am Ende des Waldes liegt der Tannenkrug, einst ein beliebter Ausflugsort für die Neubrandenburger und auf der Schmettauschen Karte von 1780 bereits vermerkt, jetzt aber als Lungenheilstätte dienend. Dann kommt das stattliche einstige Rettungshaus Bethanien, und kurz zuvor ist auch in der Ferne die Ruine der Marienkirche in Sicht gekommen.

Aber auch nahebei machen sich Spuren der Verwüstung bemerkbar, sobald die Chaussee das Weichbild der Stadt erreicht. Denn auf dem Gelände der ehemaligen Marinestation, links nach dem Augustabad hin, finden sich nur noch Schutt und Trümmer. Den dann folgenden Häusern der Vorstadt ist allerdings nichts anzumerken, hat man aber das Stargarder Tor passiert, so sieht man den Greuel der Verwüstung vor sich, denn innerhalb des Mauerringes ist die ganze Altstadt dahin. Es ist nicht das erste Mal, daß es hier so aussieht, zuletzt hatte im Jahr 1737 der große Stadtbrand eine ähnliche Wirkung gehabt, vorher ein solcher von 1676, und wie es bei einer Eroberung zugeht, hatte die Stadt im Jahr 1631 erfahren.

Die beiden kriegerischen Ereignisse haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander aufzuweisen, wenigstens war der Entschluß der Verteidigung beide Male gleich unsinnig. Das erste Mal trieb der Ehrgeiz den Freiherrn Dodo von Inn- und Knyphausen, Tilly's Aufforderung zur Übergabe abzulehnen, der mit 18 000 Mann und schwerem Geschütz vor der Stadt erschienen war, und 1945 soll es der Kommandant von Kolberg gewesen sein, der nach Räumung dieser Stadt nun versuchte, die „Festung“ Neubrandenburg den Russen streitig zu machen; andere behaupten auch, ein Feldwebel habe sich die Befehlsgewalt angemaßt und es zum Kampf kommen lassen mit dem Erfolg, daß die Stadt in Brand aufging.

Ich aber wanderte quer durch das schon stark „enttrümmerte“ Gelände, sah auf dem Markt das Karikaturdenkmal von Dörchläuchting und Bäcker Schultsch unverseht stehen, kam durch das Friedländer Tor wieder heraus und fand gleich dahinter am Pferdemarkt ein sehr angenehmes Quartier und höchst zusagende Verpflegung. Dadurch wurde ich trotz der bereits zurückgelegten 35 km zu weiteren Unternehmungen ermutigt, zumal da sich das Wetter am Nachmittag sehr angenehm gestaltet hatte. Ich schritt also zu demjenigen Tor hinaus, welches das Treptower Tor heißt, weil es da nach Stavenhagen geht, wie Onkel Bräsig sagen würde. Rechts im Torbogen ist eine Tür, darüber steht: „Antiqua tueri“, das ist also der Eingang zum Museum, aber jetzt über Pflanzungen bestand keine Möglichkeit, da hineinzukommen. Ich ging also weiter durch die ebenfalls erhalten gebliebene St.-Georgen-Vorstadt an der Hopfenburg vorbei. Dies ist ein kleines Gehöft, jetzt Gaststätte, einst Wohnung des Aufsehers über die früher für Neubrandenburg so wichtigen Hopfengärten. Daher der Name. Eine Burg ist hier nie gewesen, wenn auch die bekannte Schriftstellerin Minna Rüdiger in ihrem Roman: „Die Ritter von der Hopfenburg“ eine solche hierher phantasiert.

Die Chaussee steigt nun stark an und man hat einen schönen Blick nordwärts weit in das Tollensetal hinein mit dem Kirchturm von Trollenhagen im Hintergrund. Mein Ziel, eine Sandgrube links am Wege, war aber bald erreicht, und ich ging zurück, um beim Neukrug rechts nach Broda abzubiegen. Von der Landseite aus stieg ich nach Belvedere hinauf, das als Ehrenmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges so ziemlich erhalten geblieben ist, während von der benachbarten Försterei wenig übrig zu sein scheint.

Das auf der Stelle des ehemaligen Klosters stehende Gutshaus reicht zwar nicht bis in die Zeit des 30jährigen Krieges zurück, aber es erinnert doch an die Vorgänge, welche sich im März 1631 hier abspielten. Tilly hatte eine Abteilung Kroaten auf dem Umweg über Prillwitz nach hier geschickt, diese besetzte das Gutshaus und machte, wie es im gleichzeitigen Bericht des Pontanus heißt, durch ihr Feuer aus den Fenstern des oberen Stockwerks die sogenannte Aalhüschenschanze unhaltbar. Es ist nun nicht recht wahrscheinlich, daß die Kroaten mit ihren Karabinern auf etwa 400 m Entfernung die Schweden aus der Schanze vertrieben haben sollen. Sie hatten es in der Hauptsache wohl auf die Vierradenmühle abgesehen, und daß um diese gekämpft wurde, ist wohl sicher. Wenn aber der Kniphausen gerade hier die Verteidigung der Stadt betrieben haben soll, wie eine Tafel an Büngers Garten verkündet, so dürfte das den Tatsachen nicht entsprechen. Der Hauptangriff geschah jedenfalls von der entgegengesetzten Seite, wo Tilly mit seinen halben Kartaunen (24 Pfündern) Bresche geschossen hatte, und dort mußte naturgemäß der Kommandant sich aufhalten.

Von der Aalhüschenschanze waren vor etwa 10 Jahren noch Überreste zu sehen. Jetzt scheinen diese verschwunden zu sein. Die Schanze lag nicht am Oberbach, sondern weiter nach Broda zu an dem alten Tollenseabfluß. Ich aber ging nun an ersterem entlang zur Stadt zurück. Für heute war es genug.

An den beiden Pfingsttagen ging es nicht so anstrengend zu, und es erübrigt sich, das Geschehene der Reihenfolge nach aufzuzählen. Es erfolgte eine Besichtigung der Friedhöfe. Auf dem alten finden keine Beisetzungen mehr statt, manche Grabdenkmäler gehen fast bis 1800 zurück. Von Verwüstungen, wie sie der Alte Friedhof in Neustrelitz erfahren hat, ist aber hier keine Rede, alles ist erhalten und macht einen stimmungsvollen Eindruck. Vergebens suchte ich auch jetzt wieder die Grabstätten der Gebrüder Boll, von denen der ältere, der Pastor und Historiker, als erster die Urkunden des Landes Stargard für eine lesbare Geschichte dieses Gebietes auswertete, während sein Bruder auf dem Felde der heimatlichen Natur- und Kulturgeschichte den Zeitgenossen weit voraus war. In Anerkennung dieser Verdienste hatte der Magistrat nach Aussterben der Sippe die Pflege der Gräber übernommen, also vorhanden müssen sie noch sein, aber eine üppige Vegetation erschwert die Übersicht des weitläufigen Geländes und macht das Auffinden bestimmter Gräber vom Zufall abhängig.

Der neue Friedhof ist in Terrassenform auf dem Galgenberg angelegt und zwar mit großem Geschick, so daß der von der Natur nicht begünstigte Neustrelitzer Friedhof sich in keiner Weise mit ihm messen kann. Die Neubrandenburger haben es in der Tat verstanden, aus dem Galgenberg, auf welchem einst die furchtbare Hinrichtung der Raubmörderin Göttrich stattfand, das Möglichste zu machen.

Geht man von hier das weite Bachtal aufwärts, so erreicht man die Hinterste Mühle und von hier links ab einen Schienenstrang entlang, den Großen Kiesberg. Dieser ist wohl schon beim Bau der Nordbahn, jedenfalls seit 1880, ausgebeutet worden, und so ist eine gewaltige Ausschachtung entstanden, so daß man schon schwindelfrei sein muß, wenn man vom hohen Ostrand herab in die Tiefe blickt. Ich glaube nicht, daß Lilienthal von hier aus seine Schwebeflüge riskiert hätte. Jetzt hat die Kiesentnahme fast aufgehört. Damit sind auch die Baracken, Waggons etc. verschwunden, welche sonst die Sohle dieses durch menschliche Einwirkung entstandenen Seitentales verunzierten, das an feuchten Stellen mit Weidenbüsch und Rohr bestanden ist.

Natürlich sind bei den gewaltigen Erdbewegungen auch mancherlei Funde gemacht worden, nämlich von Mammutresten und Versteinerungen; aber im Verhältnis zur ganzen Masse ist die Ausbeute immer nur sehr gering gewesen, wie ich aus jahrzehntelanger Erfahrung weiß. Der größte Teil der hier vorkommenden Geschiebe besteht aus Urgestein, nur Kreidekalk und Feuerstein sind außerdem noch einigermaßen reichlich vertreten. Die herumliegenden Knollen des letzteren hatten es dem bekannten Afrikaforscher Professor Schweinfurth besonders angetan, der den Kiesberg einst besuchte. Er meinte, das wären gerade solche Eolithen, wie er sie im Sande Ober-

ägyptens gefunden hätte. Er klopfte dann mit solchem Eifer daran herum, daß es unserem mitanwesenden Archivar Gustav v. Buchwald auf die Nerven ging und er damit aufzuhören bat.

Des weiteren wurde auch der sogenannten „Ravensburg“ ein Besuch abgestattet, der Weg dahin führt durch die Ihlenfelder Vorstadt, auf welche sich nach der Zerstörung von 1945 das Hauptgewicht Neubrandenburgs augenscheinlich verlagert hat. Die Gärten haben das Burgholz schon fast erreicht, und dieses selbst hat in der Hitlerzeit etwas abbekommen, indem ein mächtiger Schießstand mit Erdwall und Betonmauer hier angelegt wurde. Letztere ist gesprengt. Sieht man den Wall durch die Bäume vor sich, so glaubt man schon das Ziel erreicht zu haben, was aber nicht der Fall ist, denn der eigentliche „Borgwall“, wie die Ravensburg im Volksmunde heißt, war nie leicht zu finden, woher auch wohl die alberne Sage entstanden sein mag, daß der Waldgeist die Burg zuweilen in eine Eichel einschleife, um sie den Blicken der Suchenden zu entziehen. Ich fand sie aber schließlich doch und ging die mit Fichten bestandenen Wälle entlang, was jetzt, wo die Bäume ziemlich groß sind, keine Schwierigkeiten macht. Vor 20 Jahren war es kaum möglich. Eine Übersicht des Ganzen gewinnt man aber doch nicht, da das Innere mit dichtem Laubholz bestanden ist. Auf den Wällen kann man jedoch immerfort rund und rund gehen, man findet kein Ende, so künstlich sind sie in einander verschlungen. Ist ein Durchstich erreicht, so hat man gleich wieder einen Abschnitt vor sich, auf welchem man noch nicht gewesen zu sein meint und man sich endlich entschließt, quer durchzugehen, um nur von diesem Labyrinth loszukommen. Es ist die reine Trojaburg und vermutlich auch als solche angelegt, denn zu verteidigen war dieses Gebilde gar nicht, die Wälle sind viel zu niedrig und konnten im Augenblick überrannt werden, namentlich wenn der Sumpf gefroren war, der noch den besten Schutz der Anlage bildete. Diese fällt aus dem Rahmen der sonst bekannten Burgwälle gänzlich heraus, und es muß schon eine besondere Bewandnis mit ihr gehabt haben, aber welche? Das mögen die Götter wissen, die vielleicht hier einst verehrt wurden.

Während meiner Anwesenheit in Neubrandenburg fiel das in umstehender Zeitsnotiz geschilderte Ereignis vor:

In der Turmruine der Marienkirche ereignete sich ein furchtbares Unglück. Der 14jährige Schüler Werner Mann aus der Jahnstraße war in den Turm der Kirche geklettert und stürzte aus einer Höhe von fast 30 Metern ab. Er war sofort tot.

Demokrat 10. Juni 1949

Erzählt wird hierzu noch, daß der Verunglückte einen Apparat bei sich hatte, welchen wir früher „Schneller“ nannten, der aber jetzt in klassischem Stil meist wohl „Katapult“ heißt. Mit diesem beschoß er Vorübergehende, bis er schließlich das Gleichgewicht verlor und herabfiel.

Am Dienstag wurde nun der Rückweg angetreten und zwar um 8 Uhr bei sehr schönem Wetter. Er führte am Westufer der Tollense entlang zunächst durch das Brodaer Holz. Auch dies ist nicht so mitgenommen, wie ich befürchtet hatte, die Buchen stehen meistens noch, nur das Nadelholz hat man dazwischen herausgeschlagen, was nicht so schlimm ist. Halbwegs nach Meiershof kommt man an einen Einschnitt, durch welchen ein Weg von der Hochfläche zum Ufer herunterführt. Hier tritt in der Lichtung deutlich ein kegelförmiger Hügel hervor, welcher den Eindruck eines Grabes der mittleren Bronzezeit macht. Gegenwärtig wird dieses noch besonders kenntlich gemacht durch eine darauf errichtete neue Holzkonstruktion in Gestalt eines Hüttchens, oder was es nun sein soll.

Professor Wossidlo hat sich erzählen lassen, daß im Meiershöfer Revier eine uralte Eiche von den Alten „Swenn'eeek“ genannt worden sei. Hier darf man nun nicht an „Schwein-Eiche“ denken, indem daß diese Tiere darunter ihre Mast gesucht hätten, sondern man muß auf das slavische swienty = heilig zurückgehen, wie denn auch in

einem Brodaer Amtsbuch von 1574 ein Ackerstück dieser Gegend als „bei der heiligen Eiche“ gelegen, verzeichnet wird. Dies wäre ein weiterer Beweis dafür, daß die Wendengleich den Germanen einen Baumkultus getrieben haben. Die letzten Reste der Eiche, welcher solche Verehrung vielleicht noch zuteil geworden ist, sind vor etwa 30 Jahren beseitigt worden, eine junge wurde nachgepflanzt und mit einer Tafel versehen, auf welcher ein vom damaligen Förster selbstverfaßter Vers zu lesen war. Er lautet:

Die heilige Eiche hat hier gestanden  
Auch heilige Eichen vergehen!  
Dafür ist eine andere erstanden,  
Nicht heilig, doch lieblich und schön!

Dagegen ist ja nichts zu sagen, daß aber statt einer deutschen Eiche eine amerikanische mit den spitzzackigen Blättern gewählt wurde, ist entschieden als ein Mißgriff zu bezeichnen.

In Meiershof gibt es keine Einkehr mehr wie früher. Ich stieg also nach Alt-Rehse hinauf, wo vor 10 Jahren das Gutshaus nebst großem Park zu einem nationalsozialistischen Schulungsheim für Ärzte umgestaltet war. Das ist nun das erste Kinderdorf der Volkssolidarität geworden, wie eine Inschrift über dem Parktor besagt, und der Zutritt ist streng verboten. Auch eine altdeutsche Schenke war damals hier eingerichtet worden, in welcher ich einmal gefrühstückt habe, jedoch auch diese schien mir verschwunden zu sein.

Die Kirche stand aber jedenfalls noch. An der Friedhofsmauer wurde vor 20 Jahren beim Ausheben eines Selbstmördergrabes ein Topf mit vielen Silbermünzen entdeckt, welche die Finder unter sich teilten und einen schwungvollen Handel damit trieben. Ein Teil davon gelangte schließlich in das Schweriner Münzkabinett; einige Stücke konnte ich erwerben. Es waren meist Doppelschillinge aus der Zeit um 1500 von Mecklenburg und den angrenzenden Ländern.

Ich ging nun weiter auf Wustrow zu. Am Wege wurde früher eine Stelle als Totschlag bezeichnet, aber nun kennt sie niemand mehr und auch die dazugehörige Geschichte wäre nicht zu erfahren, hätte sie nicht jemand vor etwa 100 Jahren aufgezeichnet. In der Franzosenzeit, vermutlich 1806, kam eines Abends ein älterer Mann nebst einem etwa 12jährigen Knaben auf einem Fuhrwerk nach Alt Rehse und bat um Nachtquartier, welches ihm auch gewährt wurde. Im Dorf aber entstand das Gerücht, es sei ein verkleideter Offizier von der fliehenden preußischen Armee, der eine Kriegskasse in Sicherheit bringen wollte. In den Schweriner Dörfern war, im Gegensatz zu Strelitz, der Preußenhaß vom 7jährigen Krieg her noch groß; dem und der Habgier konnten einige der Dorfleute nicht widerstehen, sie überfielen die Reisenden frühmorgens auf dem Wege nach Wustrow, schlugen sie unarmherzig tot und raubten, was sie bei sich gehabt hatten. Gerichtlich verfolgt wurde die Sache nicht, aber durch Angst vor Entdeckung wurden die Täter doch veranlaßt, nach Amerika auszuwandern, und so blieb der Doppelmord ungesühnt.

Nun hat man auch schon die Fischerinsel, bekannt durch die Rethraforschung, dicht vor sich. Durch einen Rohrstreifen ist sie mit dem Ufer verbunden. Zur Wendenzeit wird es ungefähr ebenso ausgesehen haben. Der Wasserstand war niedriger, dafür aber die Verlandung nicht so weit vorgeschritten. Eine Brücke zur Insel hinüber gab es nicht. Was dafür angesehen wurde, war ein Bohlweg durch das Sumpfland, auf welchem die Wustrower ihr Getreide an das offene Wasser zur Verschiffung nach Neubrandenburg fuhren. Das hat schon der Dr. v. Buchwald ganz richtig erkannt.

Was nun Wustrow selbst betrifft, so ist auch von einem „castrum“ dieses Namens die Rede. Es kann solches aber nicht mit den Höhenburgen von Prillwitz oder Blumenhagen (Weisdin) verglichen werden, sondern es war vielmehr ein im Bachgrund gelegener einfacher Wehrturm aus der ersten Kolonialzeit, der mit Entstehen des Guts-

hofes restlos verschwunden ist. Wenn hier früher Schatzgräberei betrieben wurde, so ist das an solchen Stellen nichts Ungewöhnliches, hat aber mit Rethra gar nichts zu tun.

Nun gilt es Zippelow zu erreichen. Ein Fahrweg führt südwärts an dem schönen, so weithin sichtbaren Kegelgrab vorbei, am Waldrand entlang zu der ehemaligen Ziegelei, von der aber jede Spur verschwunden ist. Nun wird die Sache kritisch! Ein Weg ist kaum noch zu erkennen! Über Koppelzäune, Gräben und Sumpfstellen hinweg muß man Zippelow zu erreichen suchen, was bei so schönem trockenem Wetter wie es heute vorherrscht, auch ohne allzu große Schwierigkeit durchführbar ist; wie man das aber unter anderen Verhältnissen fertigbringen soll, weiß ich nicht, und doch ist man zur Vermeidung eines großen Umweges auf diese Strecke angewiesen.

Von Zippelow wär nur zu sagen, daß ein vom Rosenholz kommendes Bächlein früher zum Betrieb einer Mühle benutzt wurde. Das Mühlenrad ist auch noch vorhanden. Es sieht aber nicht so altertümlich-romantisch aus wie das ganz aus Holz bestehende von der Sandmühle, das nun leider auch verschwunden ist, sondern es macht einen mehr modernen, turbinenähnlichen Eindruck.

Der Weg von Zippelow nach Prillwitz ist zum größten Teil ein Damm, der das sumpfige Tal zwischen beiden Orten passierbar macht. Eine Brücke führt über den ganz ansehnlichen von der Sandmühle kommenden Bach. Zu Mittag war ich im Prillwitzer Pfarrhaus, das ich zuerst, d. h. vor bald 60 Jahren kennen lernte, als ich einen Schulkameraden, der sich später unter der Bezeichnung „Spreejacoby“ in der Reichshauptstadt einen gewissen Ruf erwarb, besuchte. Später kehrte ich bei dem mir ebenfalls von der Schule her befreundeten Pastor Buchin oft genug ein, bis dieser nach Neubrandenburg versetzt wurde. Aber auch die gegenwärtigen Pastorsleute waren mir schon bekannt, und ich wurde freundlich aufgenommen. Der Pastor, mit hohen Gummitiefeln, worin die Hosen steckten und Sporthemd, sah mehr nach Wild-West aus als nach einem Geistlichen, und ein im Flur liegender mächtiger Büffelschädel nebst einem solchen vom Pferd verstärkten noch den Eindruck. Diese Häupter hatte der Pastor vom Grunde der Lieps heraufgeholt und über der Flurtür befestigt, aber die Kirchenbehörde wollte das als etwas Heidnisches nicht dulden und verfügte die Beseitigung dieser Zierden. Ob sie der Urzeit angehören und einem Spezialisten vorgeführt werden müßten, kann ich nicht beurteilen; mir scheinen sie neueren Ursprungs zu sein und einem Prillwitzer Ochsen- resp. Pferdegespann angehört zu haben, obschon es dann auch wieder unklar ist, wie sie auf den Seegrund geraten sind.

Ferner herrscht Unklarheit über eine Holzfigur, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem angeblichen wendischen Götzenbild, das im Moor bei Alten-Friesack gefunden wurde, hat, und das in dem Werk von Wienecke über die Religion der Westslaven abgebildet ist. Diese Figur ist unter dem Giebel eines ziemlich niedrigen langgestreckten Gebäudes eingemauert, das neben dem „Schloß“ steht. Dies letztere wurde um das Jahr 1890, als die Kunst der Architektur einen Tiefstand erreicht hatte, von Herrn Oberbaurat Müschen in denkbarst geschmackloser Weise errichtet. Das Nebengebäude muß aber neueren Datums sein. Wozu es eigentlich gedient hat, war bis jetzt nicht zu ermitteln. Der große Raum im Innern ist mit rechteckig in die Wände eingelassenen Austernschalen und Gehäusen von Weinbergschnecken gar nicht übel verziert. Ich zeigte dem Pastor die ihm noch unbekanntere Figur. Er wollte ihre Herabnahme von dem jetzt als Stall dienenden Gebäude veranlassen und sie sicherstellen, wenngleich es sich um den Radegast wohl nicht handeln wird, sondern um eine übel mitgenommene Heiligenfigur vom Kirchenaltar noch aus der katholischen Zeit.

Gleichfalls aus dieser stammen die Glocken, an welche sich eine der bekannten Wandersagen knüpft, wie sie mehrfach in Mecklenburg vorkommen, sonst aber auch über ganz Deutschland verbreitet sind. Hier wiederholt sich der übliche Verlauf: An-Land-kommen der versunkenen Glocken am Johannistage, Lösung des Bannes durch spielende Kinder, vergebliches Bemühen, die Glocken in die nächste Stadt — hier Neubrandenburg — zu überführen, und Verbleib derselben am Ort, dem sie zugehört

waren — also Prillwitz. Die niederdeutschen Glockeninschriften deuten nichts Übernatürliches an, sie nennen die Jahreszahlen 1521, 23, 24 und geben bekannt, daß sie aus der Werkstatt eines und desselben Gießers stammen. Trotzdem werden sie mit der im See (Lieps) versunkenen herrlichen Stadt Rethra in Verbindung gebracht, die einen Vergleich mit Vineta nicht zu scheuen brauchte. Diesem ganzen Sagenkomplex liegt nur der versunkenen Stadt eine gewisse Tatsächlichkeit zugrunde, denn am Bacherswall ist wirklich eine wendische Siedlung oder doch die Reste einer solchen, unter Wasser geraten. Alles Ubrige ist aber erst in der Romantikerzeit entstanden und zu einem Phantasiebild verarbeitet worden, das wohl zuerst in der um 1860 erschienenen Sagensammlung von Niederhöffer nachzulesen ist, während schon 1831 im „Freimüthigen Abendblatt“ der Versuch unternommen wurde, den mißglückten Transport nach Neubrandenburg so zu erklären, daß der durch den 30jährigen Krieg in Not geratene Prillwitzer Junker v. Blankenburg die Glocken nach Neubrandenburg verkauft hatte, deren Abführung aber durch eine List seiner Bauern verhindert wurde. Doch dem sei nun wie ihm wolle, für die Rethraforschung haben diese angeblich uralten Überlieferungen durchaus keine Bedeutung.

Diese Sagensammlung muß wohl irgendwie in die Hände der 1881 zu Göttingen geborenen Dichterin Ilse Franke in die Hände gefallen sein, was insofern gut möglich ist, als ihr Vater Direktor der Universitätsbibliothek in Berlin war. Da hat es ihr denn die Prillwitzer Glockensage angetan, und sie hat unter dem Titel „Rethra“ eine Ballade daraus gemacht, die in manchen unserer Anthologien Aufnahme gefunden und so das Dorf Prillwitz in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Noch wegen einer anderen Sache wurde mit dem Pastor Verabredung getroffen. Nämlich im Park bemerkte ich verschiedene Feuersteinknollen von ringförmiger Gestalt, zwei davon wohl von 1/2 Zentner Gewicht und eine dritte kleinere. Diese Gebilde kommen in der anstehenden Kreide der Inseln Rügen und Möen vor. In der Geologie der letzteren von Puggaard wird ein solches als *Spongia annulus* beschrieben und abgebildet. Jedenfalls sind diese „Ringschwämme“ seit undenklichen Zeiten von den Einwohnern als Bootsanker benutzt worden, in den zu Badeörtern umgewandelten Stranddörfern sieht man sie auch als originelle Blumentöpfe in den Vorgärten.

So häufig nun auch der Feuerstein als Eiszeitgeschiebe bei uns vorkommt, so habe ich doch die großen Ringschwämme hier niemals gefunden, und auch die Prillwitzer sind nicht durch Gletscherbewegung ins Land gekommen, sondern vielmehr auf fürstliche Veranlassung gelegentlich eines Rügenbesuches. Da fielen diese Blumentopf-Ringschwämme auf; einige von ihnen wurden für den Prillwitzer Park erworben und abgeschickt. Jetzt liegen sie zwecklos herum. Damit sie nicht etwa geologische Verwirrung anrichten, habe ich den Pastor ersucht, sie in den Pfarrgarten zu versetzen und unter Aufsicht zu behalten.

Der Park selbst ist gewissermaßen zu einem „Stein des Anstoßes“ geworden. Es wurde beantragt, ihn als Natur- und Geschichtsdenkmal unter Schutz zu stellen und einen Volksgarten aus ihm zu machen, was auch genehmigt wurde.

An dem alten Gemäuer auf dem Schloßberg hat sich die Spitzhacke auch versucht, aber viel Schaden wurde nicht angerichtet, es ist nicht recht heranzukommen und der Mörtel ist steinhart. Das ist der beste Schutz auch für den Weisdiner Schloßberg, an welchem man sich gleichfalls vergriffen hat. Beide Burgen haben in der Anlage viel Ähnlichkeit mit einander; sie sind ja auch etwa gleichzeitig (um 1270) von den Rittern Peccatol errichtet worden. Von der Weisdiner ist wohl etwas mehr erhalten, aber an den Abhängen des Prillwitzer Burghügels findet man bedeutend mehr schwarzgraue unglasierte Scherben, Kalk- und Ziegelgrus als dort. Daß der etwas über 100 Jahre alte Aussichtspavillon, über den die Bäume längst hinausgewachsen sind, abgetragen und das Material für Siedlungszwecke verwendet werden soll, ist kein Unglück. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß die dadurch freigewordene Fläche irgendwie in

Ordnung gehalten wird. Im Burggraben gab es früher einen Friedhof für die fürstlichen Luxushunde. Eine ganze Anzahl mit Namen versehener Steine waren da zu sehen. Jetzt konnte ich keinen mehr entdecken, doch verhinderte eine starke Krautvegetation die Übersicht.

Nach einem angenehmen Mittagessen rückte ich von Prillwitz ab und zwar über Wendfeld an die Hohenzieritzer Chaussee. Hier liegt ein kleiner See, welcher auf dem Meßtischblatt als Wötiel bezeichnet, auf der Schmettau'schen Karte jedoch unbenannt ist und jetzt meist Kalksee heißt. Der Name Wötiel müßte wohl richtiger Wort geschrieben werden und ist zweifellos wendisch. Leider hat der Sprachforscher Kühnel aus Schlesien, der jahrelang Gymnasiallehrer in Neubrandenburg war und der die slawischen Orts- und Flurnamen Mecklenburgs so eifrig sammelte und erklärte, sich dieses Wort entgehen lassen, so daß wir über seine Bedeutung nichts wissen.

Da es seit den Ostertagen eigentlich zum erstenmal schön warm war, so konnte ich hier ein Bad nehmen. Das Wasser des Sees ist klar, mit Sandgrund, der aber wegen des dichten Rohrgürtels nur an wenigen Stellen zu erreichen ist. In diesem See lebt eine Abart der gewöhnlichen Malermuschel, die zu Ehren der Gebrüder Maltzan Unio Maltzani benannt wurde und die auch, wie ich früher feststellen konnte, zu Perlbildung neigt. Von den Maltzananen war der ältere der Gründer des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, und er hatte auch eine bedeutende Conchyliensammlung, die aber bei weitem von derjenigen seines Bruders übertroffen wurde. Diese befand sich auf dem Gute Federow und war überhaupt die größte des Kontinents. Außerdem gründete der jüngere Maltzan das Naturkunde-Museum in Waren und die Naturalienhandlung Linnéa in Berlin. Dabei schrieb er viele wissenschaftliche Artikel, Reiseschilderungen, Lustspiele und komponierte Operetten, ließ also an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig. Seine Gemahlin, geborene Vidal, die ihn tapfer auf seinen schwierigen Forschungsreisen begleitete, war Malerin. Ihr Bild des schwarzen Präsidenten der Negerrepublik Hayti in exotischem Milieu, das um's Jahr 1880 in Berlin ausgestellt wurde, erregte nicht geringes Aufsehen.

Ich aber strebte nunmehr vom Wortil über Blumenholz und Weisdin direkt nach Neustrelitz, wo ich ankam, nachdem ich an diesem Tage 11 Stunden unterwegs gewesen war. Mir sind die Strapazen dieser 4 Tage gut genug bekommen, weniger meinen Stiefeln, und da die Neubeschaffung von solchen anscheinend zu den Unmöglichkeiten gehört, so wird diese Excursion wohl die letzte größere Unternehmung meines Lebens gewesen sein.

Neustrelitz, zur Sommersonnenwende 1949.

---

O Freund, der Mensch ist nur ein Tor,  
Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.

Goethe

## Graf Hans von Schlitz und Goethe

Von Gerhard B ö h m e r

In Heft 47 des „Carolinum“, die alle zum eisernen Bestande meiner Registratur gehören, gibt Annalise Wagner eine höchst bemerkenswerte Zusammenstellung von Goethes Beziehungen zu Mecklenburg. Darin wäre der Abschnitt XI „Graf Schlitz und Goethe“ um eine wichtige Mitteilung zu ergänzen resp. zu berichtigen. Es handelt sich hier um die 300 Briefe, die Friedrich der Große in deutscher Sprache geschrieben, und die Graf Schlitz von seiner Mutter aus dem Nachlaß des Kammerherrn v. Fredersdorf geerbt hatte. Als diese Briefe im vorigen Jahrhundert veröffentlicht wurden, fehlten drei davon, ohne daß der Herausgeber ihren Verbleib nachweisen konnte. Einen von diesen Briefen hat Graf Schlitz bei seinem Besuch bei Goethe im Juli 1814 gegen eine Handschrift von Schiller (und später noch gegen eine solche von Goethe selber) eingetauscht. Diesen Brief hat Goethe in andachtsvoller Verehrung mit folgenden Zeilen versehen:

„Das Blatt, wo seine Hand geruht,  
Die einst der Welt geboten,  
Ist herzustellen fromm und gut.  
Heil Ihm, dem großen Toten!“

Ich habe damals um 1928 bei meinen Vorstudien zu meiner Erzählung „Das Lebenslied des Grafen Hans von Schlitz“ beide Handschriften in der Burg-Schlitzer Schloßchronik unter vielen anderen zeitgenössischen Originalen bewundern können. Dieses mein Buch, das heute längst zu einer Rarität geworden, ist bei „Heeß“ auf S. 1445 unter Nr. 15343 registriert; die Rostocker Universitätsbibliothek führt es unter: MK — 14807. Mein eigenes Exemplar, jetzt der wertvollste Bestandteil meiner Sammlung, wurde 1945 von den Füßen der russischen Soldaten arg zertrampelt; aber es wurde gerettet.

Darin wurde festgehalten: Im Herbst 1807 hatte Graf Hans von Schlitz eine Mission in Paris. Dabei führte ihn ein Zufall wieder mit einem befreundeten Franzosen zusammen, den er schon von Regensburg her kannte. In der Unterhaltung mit ihm erwähnte der Graf: „Mein größter Schatz sind die 300 Briefe, die ich aus der Feder Friedrichs des Großen besitze. Der Wert dieser Briefe liegt für mich darin, daß sie in deutscher Sprache abgefaßt sind.“ — Später finden wir unter Goethes täglichen Notizen vom 14. Juli 1814: „Vergebliche Erwartung bei Hofe auf die Ankunft des Kaisers von Rußland. Viele Freunde. Graf Schlitz. Hauptmann Thomson, Vitzthum.“ Auch am 15. Juli wird Graf Schlitz nochmals erwähnt. — Bei diesem Besuche kommt es zu einem Tausch: Graf Schlitz bietet Goethe einen dieser deutschen Briefe an, den er zu schicken verspricht. Graf Schlitz bekommt zunächst einen Brief aus der Hand Schillers, an denen Goethe ja sehr reich war.

Am 15. Juni 1816 wird die Westenhalle des Schlosses geweiht, das später als „Burg-Schlitz“ den amtlichen Namen für die Karstorfer Begüterung abzugeben hat. Goethe hatte davon erfahren, was aus seinen Verszeilen hervorging, die er ein viertel Jahr zuvor für die Schloßchronik geschickt hatte:

„Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus;  
Er geht und läßt es einem zweyten;  
Der wird es anders zubereiten.  
Und keiner baut es aus.“

Weimar d. 30. März 1816

Dies war Goethes Original-Glückwunsch zum Schloßbau des Grafen Hans von Schlitz; und in dieser Form wären die wertvollen Zeilen von Annalise Wagner (in „C“ Nr. 47, S. 50—59) zu berichtigen. — Für mich war es damals ein ganz großes Erlebnis,

zugleich mit der Schloßchronik so viele Originalhandschriften aus jenen Tagen in der Hand zu halten! Zu diesen gehörte auch eine solche des alten Feldmarschalls von Blücher vom 23. Januar 1818, etwa ein Jahr vor seinem Tode, in der er dem Grafen sehr herzlich dankt für ein Denkmal, das dieser ihm in Burg-Schlitze errichtet hatte; es war das erste Blücherdenkmal überhaupt. Vgl. hierzu „Lebenslied“ S. 142 uf.

\*) Vgl. E. Schlesinger: „Vermächtnis Friedr. d. Gr.“ in MMh, Sept. 1935, S. 483—485!

## Ein Brief aus Romantika (Teneriffa)

Von Dorothea Engelhardt

5. Februar 1972

Heute nacht sind wir fast „vom Winde verweht“ worden. Der Sturm tobte von Afrika her. Die Fenster klirrten, man hatte Angst vor Scherben. Auf dem Balkon waren alle Blumentöpfe umgeworfen, Blumen abgerissen, Wäsche über das Geländer geflogen, eine schwere Bettkiste, rot lackiert, ein Schmuckstück des Balkons, die eigentlich nur 2 Männer tragen könnten, war vom Sturm zwei Meter weit weggerückt worden. Am Abend vorher hatten wir strahlenden Sternenhimmel, ganz ruhige Luft. Als ich nachts um 3 Uhr hinausstürzte, fand ich nur noch ein Nachthemd, das sich in einem Kaktus verfangen hatte und umgeworfene Eimer. Ich konnte nicht aufrecht stehen und war froh, als ich kriechend wieder ins Zimmer gelangte. Gerettet vor dem Sturm.

Heute vormittag tobte der Schirokko immer noch. Es war sehr warm, kein Regen. Ein fescher junger Spanier kletterte die Felsen hinunter, um zu retten, was noch zu retten war. Er kam mit lauter intimen Wäschestücken zurück und sagte lachend, er hätte heute morgen nichts anderes zu tun gehabt, als in der ganzen Kolonie Romantika I fortgeflogene Wäsche zu suchen. Unser Mülleimer, der zum Leeren auf der Straße stand, ist wahrscheinlich ins Meer geweht worden. Nur der Deckel ist noch da. Carmello ist der vom Club angestellte „Helfer für alles“, stellt defekte Wasserboiler, mangelhafte Installationen, ausgegangene Gasflammen wieder her. Man muß ihn aber suchen — Telefon gibt es nicht — gehen, wenn man Hilfe braucht. So bin ich also heute morgen, gut verummumt gegen den Sturm „auf Männerfang“ ausgezogen, wie Edith immer sagt, wenn ich Carmello suchen gehe, d. h. in etwa zehn Häusern. Meist ist er auf irgendeiner Dachterrasse zur Betreuung der Blumen, und man braucht nur von der Straße zu rufen. Er kommt gern, denn es gibt immer ein Extratrunkgeld. Über den 2000 Meter hohen Bergen lag eine rotbraune Wolke, Wüstenstaub aus Afrika.

13 Uhr. Das Wetter ändert sich schnell hier! Im Moment tobt ein Wolkenbruch vom Westen her gegen unser großes Fenster. Von Meer und Bergen ist nichts mehr zu sehen. Der Sturm drückt auf die Scheiben, es regnet hinein! in den folgenden vier Stunden habe ich etwa 20 Eimer voll Wasser mit Wischlappen und Kehrschaufel gefüllt und ins Badezimmer getragen. Das Badezimmer ist der einzige trockene Raum. Auch die Küche schwimmt. Edith hat seit acht Tagen Grippe mit hohem Fieber. Sie liegt hustend auf der Schlafcouch wie die Arche Noah in den Fluten. Gerade an ihrem Bett konnte ich die Wassermassen zum Stehen bringen. Eben habe ich mich mal zum Ausruhen auf die zweite Liege legen können. Der Rücken tut verflucht weh! Keine Hilfe weit und breit! Es ist Sonnabendnachmittag! Die Putzfrau kommt nur Montag. Außerdem werden alle Romantiker mit ihren großen Fenstern, die alle nach Westen gehen, ebenso gegen die Wolkenbruchfluten ankämpfen. Auf der Straße würde man vom Sturm umgeworfen, kann also nicht hinaus.

19 Uhr. Nun ist auch noch Stromsperre! Wir haben aber Kerzen. Regen hat nachgelassen. Fußboden ist einigermaßen trocken. Lappen alle naß.

Auch so kann es auf den „Inseln der Seligen!“, den „Glücklichen Inseln“ aussehen! Wir haben aber Humor!

Um 22 Uhr liege ich auch im Bett und lese wie allabendlich vor von Irving Stone „Michelangelo“.

Nach fünf Seiten ist Edith eingeschlafen, ich puste die Kerzen aus und schließe die Tür.

6. 2. Strahlend schönes Teneriffawetter!

# Meine Erinnerungen an Heinrich Seidel

Von Propst August Wiegand

## Vorbemerkung

(Diese Erinnerung schrieb 1943 Propst August Wiegand aus Plau, als er als weißhaariger 78jähriger Emeritus in seiner Geburtsstadt Schwerin lebte und noch bei ungebrochener körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit ringsum in Stadt und Land, wo die Amtsbrüder in der Kriegszeit zur Wehrmacht eingezogen waren, mit Predigten und Amtshandlungen fast sonntäglich aushalf, nicht Pastor i. R., sondern Pastor i. U., d. h. Pastor in Unruhe, wie ihn seine alten Eremitenbrüder nannten. Heinrich Seidel schildert in seiner kleinen Erinnerungserzählung „Von Berlin nach Perlin“, nachdem er 1895 in seinem Geburtsort Perlin Gast im Pfarrhaus gewesen war, dem jungen Pastor W. humorvoll in seiner Eigenschaft als Rosselenker, „weder ein gemütvolltes Zureden noch ein sanfter Gebrauch der Peitsche habe die beiden Apfelschimmel „Gries“ und „Grag“ vor dem Wagen recht in Trab bringen können, um ihre zufriedenen satten Mäuler lag ein schmunzelndes Grinsen, was zu sagen schien: Je, räd du man“.)

Es war wohl im Jahre 1893, da erschien im „Daheim“ eine Geschichte von Heinrich Seidel, die den Titel führte „Der Schatz“. Die Namen der beiden Hauptpersonen darin waren Radloff und Wiegand, sie trugen also neben dem meinigen auch den Namen meines Amtsvorgängers in Perlin. Das konnte nicht zufällig sein! Das war ein Anklöpfen: Lest Ihr da im Perliner Pfarrhaus eigentlich meine Geschichten? Bin ich Euch kein Fremder? Die Folge war, daß ich den Verfasser nun zu einem Besuch bei uns einlud. Seinem Antwortschreiben legte Seidel eine Skizze des Pfarrgartens bei, wie er ihn in Erinnerung hatte: Alles stimmte — bis auf die Lage des alten Backofens — wenigstens so ergab es sich dem Augenschein nach zunächst. Aber Heinrich Seidel hatte doch recht. Bei dem von ihm in seiner Erinnerungsfahrt auch erwähnten Grundstückstausch zwischen der Pfarre und dem gräflichen Gute, als mit den vier Bauernhäusern um den „Smärpool“ auch die beiden Tagelöhnerkaten in der Ecke bei der Pfarrscheune verschwanden, waren die Tagelöhnergärten dem Pfarrgarten zugelegt worden und damit auch der dazugehörige Backofen. Er war besser imstande als der bisherige, zur Pfarre gehörige, so war der letztere abgebrochen worden und seine Stelle nun leer!

In seinem Briefe fragte Heinrich Seidel an, ob er nicht Äpfel aus unserem Garten beziehen könne, heimatliche Äpfel mit dem Geschmack und dem Duft der Heimat. Natürlich waren wir mit Freuden dazu bereit, und es war uns eine Ehre, dem weit berühmten Dichter das Beste zu liefern, was der Garten brachte. Die Vorgänger, besonders noch der letzte, Pastor Radloff, hatten gute Sorten reichlich nachgepflanzt: Grafensteiner, Großer Richard, Gewürzalville und andere feine Sorten. Dazu vor allem die vorzügliche neuere Züchtung Coxorangen Renette, die die Goldparmäne weit übertrifft. Weiter die besten neueren Edelbirnen, neben Diehls Butterbirne auch Prinzess Marianne, Gute Luise von Avränge, Köstliche von Charneux — wem läuft schon bei diesen Namen nicht ein wenig das Wasser im Munde zusammen. Heinrich Seidel empfahl uns dann in seinem Bekanntenkreise, und so entwickelte sich ein ansehnlicher Handelsverkehr zwischen Perlin und Berlin, der den nur mäßigen Einnahmen der kleinen Pfarre — sie war auf 3000,— geschätzt — in angenehmer Weise aufhalf. Das Bareinkommen war unwahrscheinlich gering. Das meiste Geld mußte aus den Naturalien gewonnen werden. Das wird in den Jugendjahren Heinrich Seidels ebenso gewesen sein, daher mag es hier näher ausgeführt werden: Wir hielten 10 Kühe, die im Sommer mit der gräflichen Herde zusammen geweidet wurden. Das Heu für den Winter warben wir selber auf einer großen Wiese. Das Haferstroh zur weiteren

Auffütterung lieferte das Gut, ebenso das Roggenstroh, wogegen „der davon zu machende Mist“, wie es im Erbpachtvertrag hieß, vom Gute wieder abgefahren wurde, soweit er nicht im Pastorgarten und kleinen Reservat selbst verbraucht wurde. Wir butterten zwei- bis dreimal in der Woche. Die Butter nahm der „Holländer“, also der Milchpächter des gräflichen Gutes, aus Gefälligkeit mit nach Schwerin. Weiteres Bargeld kam aus dem Verkauf der nüchternen oder auch wohl zum Fettwerden angesetzten Kälber und abgängig gewordenen älteren Kühe sowie aus verkauften Fettschweinen, nicht zum wenigsten aber aus dem Ferkelverkauf. In Erlangen ist ein mecklenburgischer Pastorensohn mal triumphierend auf die Kneipe gekommen: „Hurra, Kinnings, nu giwt' bald Geld, uns Sög hett Farken krägen!“ Nebenbei, die Wirtschaft ging ganz gut, solange es den Tagelöhnersöhnen noch eine Ehre war, Pastorkutscher zu werden und mit blanken Knöpfen auf dem schwarzen Rock und silberner Tresse um die Mütze im Land herum und zur Stadt zu fahren, und hier soll unserm Willem Schlichting ein Denkmal gesetzt werden, den seine alte Großmutter „Lucken-Mudder“ abends immer mit der Ermahnung entließ: „Willem, schick di ok.“ Er war treu wie Gold und hielt aus, bis er bei der letzten Musterung doch Soldat werden mußte. Er kam nach Kiel und schrieb mir bald mal von da: „Herr Paster, hier ist ein Leben zwischen die jungen Leute wie in Sodom und Gomorrha, aber ich denke immer: ‚Laß sie spotten, laß sie lachen, Gott, mein Heil, wird in Eil sie zu Schanden machen.‘“ Nach seinem Abgang ging es reißend bergab mit unserer Wirtschaft, und mein Nachfolger Pastor Beyer hat sie dann auch aufgegeben und alle Rechte aus dem Erbpachtvertrag mit Geld ablösen lassen. Ich selber bin in Plau in der Kriegszeit einmal noch wieder zur Schweinehaltung zurückgekehrt. Wir kauften zwei sog. „Pölke“, nannten sie in Erinnerung an Perliner Zeiten, wo alles Vieh Namen hatte, „Marieken Snüffelsnut“ und „Korl Ringelsteert“ und haben sie nacheinander aufgegessen, aber es war nur ein kümmerlicher Abglanz der großartigen Schlachtfeste im Perliner Pfarrhause.

## 2. Der Besuch in Perlin

Beim Antritt seiner Erinnerungsfahrt hatte Heinrich Seidel seinen Besuch nur als vielleicht möglich ins Auge gefaßt, denn eine leise Bangigkeit überfiel ihn bei dem Gedanken, „die Stätten seiner ersten und schönsten Kindheitserinnerungen möchten durch das Wiedersehen jenes holden Zaubers entkleidet werden, den die Ferne einer 44jährigen Trennung gleich einem blauen Märchenschleier über sie gebreitet hatte“. Erst in Warnemünde entschloß er sich kurz und meldete sich an. Aber, wie er mir gestand, hatte er fast noch bis zum letzten Augenblick geschwankt und hätte seine Anmeldung beinahe noch widerrufen — so groß war die Empfindsamkeit seines Dichtergemütes. Aber schließlich hat er es doch nicht bereut, gekommen zu sein; das bezeugt seine Eintragung in unser Gästebuch unter dem 1. August 1895, der gegenüber ich seine mir von ihm verehrte Photographie eingeklebt habe:

„In Erinnerung lagen die Gefilde  
 Meiner Heimath mir in goldnem Schein —  
 Nun wird sich zu diesem lieben Bilde  
 Noch ein zweites, fast noch schöneres, reihn!“

Zu dem, was er selber davon erzählt, habe ich nur wenig hinzuzufügen. Er war bei dem ganzen Besuch, wie auch sonst, neuen Bekanntschaften gegenüber, ziemlich schweigsam, aber bei dem Rundgang um die alte, von wildem Wein umspinnene Dorfkirche griff er hinter ein altes, halb loses Brett an einem kleinen Anbau und sagte: „Hier war mal ein Sperlingsnest.“ Und als wir bei der Wanderung zu den ausgebauten Bauern an das „wunderbare Stück alten breiten Landwegs kamen, überwölbt von so riesigen uralten Buchen und Eichen“, da faßte er seine Bewunderung noch nicht in solche Worte wie in seinem Erinnerungsbüchlein: „Ich habe seinesgleichen noch nicht gesehen, viele Jahrhunderte haben dazu gehört, diese unvergleichliche Pracht aufzubauen“, sondern er meinte prosaischer: „Als ich ein Junge war, da guckte

ich bloß nach Bäumen, wo was wuchs, was man essen konnt!“ Dann rasteten wir auf dem alten Hünengrab unter den knorrigen alten Hagebuchen, wo man nach dem Settegastebusch und seinen hohen schlanken Edelbuchen hinüberblickt und jenseits den Dümmer See aufblinken sieht. Zum mitgenommenen Butterbrot mit selbstgemachter und geräucherter Mettwurst entkorkte ich die letzte Flasche „Perliner“, nämlich Johannisbeerwein eigener Kelterung. Er war, weil schwach angesetzt, sehr hellrosa geraten, er schmeckte angenehm und gefiel Herrn Seidel auch, er gestand aber, er habe zuerst den schwarzen Verdacht gehabt, es könne Himbeersaft sein.

Nun ging es durch den Settegastebusch, wo wir stattliche Steinpilze fanden, zum See hinunter, dessen Ufer auf moorigem Grund mit Erlen bestanden, sich rechts hinzog. Wir brachen „durch Rusch und Busch“, was ihn an seine Jugendjahre erinnerte, und gelangten so nach der jetzt mit Fichten bestandenen Halbinsel, die früher mehr Buchenbestand gehabt haben muß, denn es sind die „Seebuchen“, wo nach der Erzählung „Balthasar Scharfenberg, ein Reitersmann aus dem Dreißigjährigen Kriege“, die Seidels Vater Heinrich Alexander Seidel als Pastor von Perlin geschrieben hat, die unheimliche Tatersche Fike Roloff gehaust hat, die mit den zwei Marodeuren und dem verkommenen früheren Pfarrkind Fritz Kinhorst das Pfarrhaus überfällt und ausplündern will, dabei aber durch die Tapferkeit Balthasars und einiger anderer Dorfbewohner mitsamt den Räubern umkommt.

Allmählich taute Seidel mehr und mehr auf und wurde mitteilbarer. So erzählte er mir von Otto Lilienthals Segelflugversuchen. Er wohnte nicht weit von ihm in Lichterfelde. Und als ich meine Zweifel vorbrachte und meinte, der Ikarustraum der Menschheit werde nie in Erfüllung gehen, da wachte in ihm der frühere Maschinenbauer auf und weissagte dem Versuch eine große Zukunft. Das war 1895 — was ist inzwischen alles Wirklichkeit geworden!

Dann verriet er mir sogar ein schriftstellerisches Kunstmittel, das er bei kleinen Erzählungen gern anwende: er bringe im Anfang gern einige kleine Züge, die manche unter seinen Lesern auf ihre Tatsächlichkeit nachprüfen könnten. Hinterher glaubten sie ihm auch das, was er aus der Tiefe seines Gemütes fabuliere. So waren der Lachonkel und der Mann mit dem Hörrohr und die Pelztante auf den ersten Seiten der „Geschichte vom Haselwurm“ wirkliche Berliner Originale, die nicht wenige kannten, und nun glaubt man dem Dichter auch den „Vogelfritze“, der in der Rostocker Heide durch den Genuß eines Stückes vom Haselwurm, der ihm als „suren Aal“ vorgesetzt wird, die Sprache der Vögel verstehen gelernt haben will. Das wird von dem Vogelfritze alles so überzeugend anschaulich und lebendig erzählt, daß man gläubig mitgeht, wenn Seidel die Geschichte mit den Worten schließt: „Seitdem zergrübele ich mir den Kopf und kann nicht ins klare darüber kommen, ob der Mann verrückt war oder ob er mich ganz ungeheuer hat zum besten haben wollen. Was denkst du, lieber Leser?“ — In Wirklichkeit aber ist das Ganze von „Ur tau Enn“ mitsamt dem Vogelfritzen ein von Seidel erfundenes Märchen.

Ähnlich so wie der Lachonkel und die Pelztante in dieser Geschichte wirkt im „Weihnachtsfest bei Leberecht Hühnchen“ der kleine Zug, wo Seidel erzählt, er habe für Frau Hühnchen bei Thiele in der Leipziger Straße ein Kästchen mit Süßigkeiten eingekauft, bevor er nach Steglitz hinausfuhr und noch manches in der Hühnchengeschichte, und ich weiß nicht, hat Seidel es mir damals erzählt, oder hatte ich es irgendwo bei ihm gelesen, jedenfalls war es ihm ein großer Triumph seiner Erzählungskunst, daß ein Kandidat der Theologie ihm einmal einen Brief geschrieben habe, wenn er erst eine Pfarre habe, dann müsse Seidel ihn einmal besuchen, aber er müsse auch ja seinen lieben Schwiegervater, nämlich Leberecht Hühnchen, mitbringen! — Oder? Oder? Ist dieser Kandidat der Theologie auch nur eine Erfindung Heinrich Seidels und er hat auch hier nur ein liebenswürdiges kleines Märchen vortragen?

### 3. In den nächsten beiden Jahren

war nun Heinrich Seidels Ältester, der jetzige feinsinnige Schriftsteller, der Dichter Heinrich Wolfgang Seidel, damals Lichterfelder Gymnasiast, bei uns zu Gast. Es war seines Vaters Wunsch gewesen, daß er auch Perlin kennenlernen sollte! Und bei dieser Gelegenheit konnten wir doch auch so einiges aus dem Leben in seinem Elternhause erfahren. War er es, der es mir erzählt hat? Oder war es Heinrich Seidel selbst, der mir zeigte, wie man Äpfel zerlegen müßte? Nicht barbarisch in vier Teile, die Natur selber lehre uns, wie es auf naturgemäße Art zu geschehen habe. Fünf Blätter hat die Apfelblüte, fünf Kammern auch das Apfelhäuschen inwendig, und seine nach außen strebenden Kammerwände zeichneten sich auch in der äußeren Rundung deutlich ab, wenn man von dem unteren Ende, dem mit der vertrockneten Blüte her, den Apfel sorgsam betrachte. Schneidet man dann von diesen hervortretenden Rippen nach der Mitte zu, so trifft man auf die inneren Ecken des Häuschens und kann nun die glänzende innere Haut ablösen, ohne daß etwas von den Zwischenwänden wegfällt und für den Genuß verloren geht. Ich habe es seitdem bei vielen Äpfeln ausprobiert und den Apfel dann mit Andacht und in Gedanken an den liebenswürdigen Dichter verzehrt. Zugleich mich der sorgfältigen Naturbeobachtung gefreut, die dieses Geheimnis des Apfels entdeckt hat. Es stimmt nur bei den Reinetten nicht, die sind fast kugelförmig.

Aber wir hörten von Heinrich Wolfgang auch von einem Streit, der seine elterliche Familie in zwei Parteien aufspalte, und jeder Besucher werde in diesen Streit mit hineingezogen. Denn er werde regelmäßig gefragt, ob er Spitz-Indianer oder Stumpf-Indianer sei? Jede Partei habe ihren fanatischen Parteihauptling, und diese beiden bemühten sich nun, den Gast mit zwingenden Gründen auf ihre Seite zu ziehen und ihn von der Perversität der anderen Theorie zu überzeugen. Hat der liebe Leser schon gemerkt, worum es geht? Um die grundsätzliche Frage, ob man die weichen Eier am spitzen oder am stumpfen Ende anschlagen müsse.

Ein anderer drolliger Streit wurde zwischen den Gebrüdern Seidel brieflich vor unseren Augen ausgefochten! Heinrich Wolfgang hatte mit seinem jüngsten Bruder Helmuth für die Ferien Stilübungen in der Grobheit verabredet, und wir kriegten nun zu lesen, wie sich die feindlichen Brüder gegenseitig in Frechheiten zu überbieten und blutig zu beleidigen bemühten. Es war recht ergötzlich, und der Jüngere brauchte dabei so klotzige Redensarten, daß dem Älteren schließlich nichts anderes übrig blieb, als sich von dem brüderlichen Du auf das fremd abweisende Sie in der Anrede zurückzuziehen. Ähnlich so, wie mein Schweriner Gymnasialdirektor Hense seinem etwas nebenbei geratenen jüngsten Sohn Willy, der wieder einmal nicht präpariert war, vor der Klasse erklärte: „Willy, du bist mein Sohn nicht mehr; Hense, übersetzen Sie weiter.“

### 4. Das Letzte

Nun hätte ich nur noch von meinem Besuch bei Seidel in Lichterfelde zu erzählen. Ich war inzwischen abstinent geworden, aus seelsorgerischen Gründen, und war etwas in Sorge, wie Heinrich Seidel, wenn er mir vielleicht ein Glas Moselwein anbieten würde, der ja in seinen Erzählungen bei Besuchen immer wieder vorkommt, meine Ablehnung aufnehmen würde. Aber es ging besser, als ich gedacht hatte. Er erklärte, daß er meine Einstellung wohl verstehen könne, es ist möglich, daß er unter seinen Bekannten auch trübe Beobachtungen gemacht hatte über eine Gefahr des Zuviel des Guten.

Im übrigen verlief der Besuch nun auch sehr vergnüglich. Wir sprachen uns aus über die Sonderausstellung Böcklinscher Gemälde und Plastiken, die gerade damals in Berlin zu sehen war, und hatten uns beide besonders an dem plastischen Kopf eines Meergraues gefreut, der ein Schilfblatt über seinen Schädel gezogen hatte, um seine Kahlheit ein wenig zu beschönigen, und der nun versuchte, würdig auszusehen, was

unendlich komisch wirkte. Dann ging es in den Garten, wo wir mit den Söhnen um die Wette mit einer Flobertbüchse nach der Scheibe schossen. Es war ein fröhlicher Nachmittag.

Meinen Kindern aber sandte Vater Seidel zum nächsten Weihnachtsfest ein Spielzeug, einen Kletteraffen aus Blech mit roten Hosen und grüner Jacke, der, wenn man die Strippe unten ruckweise kräftig anzog, tatsächlich an ihr emporkletterte. Ich glaube, Heinrich Seidel hat, als er ihn in einem Spielwarengeschäft Berlins entdeckte, der Versuchung, ihn zu kaufen, selber gar nicht widerstehen können, und nun machte er meinen Kindern eine Freude damit!

Ich bewahre noch zwei Ansichtspostkarten mit seiner Unterschrift. Die eine zeigt das Haus in Lichterfelde, die andere ihn selber nach dem Gemälde von L. Noster. Darunter steht gedruckt:

„Das muß ein großes Glück ich nennen,  
Daß viele, die mich gar nicht kennen,  
So Mann als Weib, so Greis als Kind  
Doch meine lieben Freunde sind.“

Ja, man wird sein Freund und bleibt es, auch wenn man nur seine Geschichten und Gedichte liest. Wir aber haben ihn selber von Angesicht zu Angesicht gekannt mit seinem goldenen Herzen.

---

## Der Krieg

Europas Ebenen. Und Träume bäumen  
Die Leiber weher Schläfer. An den Säumen  
Gekühlter Morgen steigt der Sturm. Am Ende  
Der Welt hockt Er und hebt die Krallenhände

Und stößt den Heerruf. Seine Mähre schäumt  
Und wiegt die fahlen Flanken, kampfgezäumt.  
Da kriecht der Haß und Falschheit und Verrat  
Und reißt die Völker in die blut'ge Tat.

Er wirft die Zügel. Und die Ebene schallt.  
Und Söhne stehen auf. Und wutverkrallt  
Verbeißen sich die Heere. Mittag schreckt  
Und weht auf Hügel, totenüberdeckt.

Dann zündet Er die Fackel vieler Städte  
In grauen Abend. Durch das Mordgeräde  
Schreitet der Tod und teilt die dunklen Pfänder  
Und bleicht Entsetzen auf die starren Münder.

Und alle Liebe starb. Und in die Nacht  
Weinen die Mütter, und das Mädchen lacht  
Den letzten Wahnsinn in dem Abendfenster.  
Und Hunger trägt die Gassen der Gespenster

In sternenlose Nacht, die tiefgebückt  
Die Schmerzesebenen zu Gott hinrückt. —  
Aufflammt ein Kreuz und allen Fernen nah —  
Gingst Du vergeblich, Gott, nach Golgatha? —  
(entstanden vor 1930)

Fritz Hagemann

## Die Insel

Von Fritz Hagemann

Da endet die Nacht. Es dämmert. Ohne Unterlaß schaufelt das Meer. Wirft Welle um Welle aus weichender Finsternis. Und teilt die Ewigkeit in Stücke. Was wäre die Zeit, wenn nicht das Leben wär'. Im Osten glüht ein Streif, dann wie ein Schwert: der Tag. In seinem Blinken erwacht der Strand. Kleine rote Häuser. Purpurne Fenster. Äcker, gekämmte Streifen und Gärten mit zagem Gesträuch. Dann steigt erster Rauch. Lichtlanzen wirft die Sonne über die kühle See. Die Welle schlägt an leere Boote. Möwenschrei. Das Eiland hat einen neuen Tag, einen winzigen Klang in ewiger Melodie.

---

Und die Boote schaukeln. Segel steigen. Die Sonne glüht höher. Kräftig atmet die See. Da lockt es zur Fahrt.

Ole Steven summt ein Lied und rüstet das Fahrzeug. Er ist noch jung. Und Kraft und Helle. Und viel Hoffen geht durch seinen Sinn. Die lauten Worte sind ihm verhaßt. Er liebt die Tat und bangt vor Gefühlen, denn sein Herz ist weich und tief.

Er schaut über den Strand. Sie muß hier vorüber. Und dann ist sie da: Annemiekens. Eine Minute lang. Sie dünkt ihn wie Ewigkeit. Der Wind schmiegt ihre Kleider um köstlichen Wuchs. Das Auge lacht. Nachher weiß er nicht mehr, was sie gesprochen; ob es ein Sinn war. Als er hinausfährt, winkt sie ganz fern. Und Ole jubelt sein Lied über die Wellen, das Glück in der Brust.

---

Da ist auch der Feind: Peter Leer. Von seinem Bootrand sieht er Oles Segel entschwinden. Er flucht. Es kocht ihm im Blut. Es schwimmt vor seinen Augen, als er Annemiekens gedenkt und sinnt über ihren Besitz. Gedanken steigen auf von Gewalt, und List ist dabei. Und er hofft, und höhnisch erklingt sein Lachen.

---

Nachmittag. Wie die Sonne glänzt in Annemiekens Stube. Gold ist über Möbel und Schrein. Ihre Hände weben ein feines Gewirk. Fern sind ihre Sinne. Nur manchmal lächelt sie still. Dann schrickt sie vor kühnen Gedanken auf. Sie träumt von hohen Kirchenfenstern. Die Orgel summt. Zwei Falter zittern in der silbernen Luft, als sie mit Ole Altar zu geht. Dann bricht es ab. Und Annemiekens beugt die glühende Stirn vor Beben und Seligkeit über das feine Gewirk.

Fern knirscht ein Kiel in den Ufersand.

---

Und dann ist ein Abend. Die See liegt ganz still. Kaum weht ein letzter Wind. Ole geht mit Annemiekens am Strand. Eine Möwe schreit jäh durch die Nacht. Da finden ihre Hände zueinander. Die kleine Welle nagt das Ufer. Endlich — es ist schon spät — geht der Mond auf. Die Häuser haben ihre Augen geschlossen. Ole sagt: „Annemiekens“. Ganz seltsam klingt das, beinahe feierlich. Das ist viel; ist wie ein Versprechen, ein Schwur. Nur ihre Augen leuchten Antwort. Und sie weiß sich geborgen. Und sie gehen heim.

Klar, eine Sichel, steht der Mond über einsamen Häusern.

Nur die kleine Welle bricht die Zeit.

Viel später geht der Feind durch das Dunkel. Peter Leer schreitet aus der Schenke, schwer, bedachtsam, wie ein Turm. Er traf ihn nicht, dieses Mal nicht. — Vor Mond und Sternen liegt Gewölk. Als er vor Annemiekens Haus abbiegt, verzerrt sich sein Gesicht. Dann lächelt er unergründlich. Ein Wind hebt an. Da geht der Feind schneller. Es fröstelt ihn. Der Osten kündigt den trüben Morgen.

---

Wohl ist Ebbe. Aber der Sturm zerreißt die Nacht und heult in den Kronen knorriger Bäume.

In der Schenke ist Licht, Qualm und Stimmengewirr. Peter Leer prahlt. Er sitzt, breit, lastend, ein Unuberwindlicher. Finster brudet die Nacht da draußen. Das gefällt Peter Leer. Er ahnt seine Stunde. Und höhnisch, Ole Steven zugewandt: „Hörst du ihn, Ole? Das wird ein Tag für Männer. Zieh deinen Kahn ins Haus. Morgen fährt kein Ole.“ Lachen und Fluch. Ole wehrt ab: „So wenig, wie du.“ Und Peter ergrimmt: „Ich fahre.“ Die Alten schütteln die Köpfe. Drauf Peter: „Ein Feigling, wer morgen die Segel nicht spannt!“ Sie streiten. Sie hohnen. Sie wetten. Peter reizt Ole und peitscht sein Blut. An den Fenstern rüttelt der Seewind. Die Nacht ist schwer. Aber Ole fühlt, daß seine Ehre auf dem Spiele steht. Da will er sprechen. Ein Alter mahnt: „Ole, fahr nicht, es ist wider Gott.“ Und Ole langsam, voll Gewicht: „Ich fahre.“ Sie setzen die Wette auf dammernde Frühe. Am Mittag sei Heimkehr. Und beide fahren. Dann wendet Peter das Gesicht und knirscht: „Gute Nacht denn, Ole.“ Und leiser: „Annemiekien.“

---

Zerrissenes Gewölk. Irgendwo glimmt ein Stern. Wenn es stiller ist, brüllt das Vieh in den Ställen. Ole geht heimwärts. Er fürchtet sich nicht. Er gab das Wort. Er wird es halten.

Tiefer am Strande ein Licht. Ole erschrickt: Annemiekien!

Dann lächelt er. Und steht vor ihrem Fenster. Sie bewegt sich, schläft nicht. Da fühlt er Sehnsucht und tiefen Ernst: wenn — er will es ihr sagen.

Ihre Hand hält das bebende Fenster.

„Ole, du hier?“

„Annemiekien.“

Er will sprechen.

„Hörst du den Wind, Ole? Ich träumte schwer. Ich ahne Sturmflut. Sie wird mich fassen. Mein Haus liegt so tief.“

„So kommst du zu mir.“

Da wagt er es nicht mehr. Und tröstet ein wenig. Und lächelt. Aber es wird ihm schwer.

„Gute Nacht, Annemiekien.“

„Ole, gute Nacht.“

Dann wartet er, bis das Licht verlischt, und geht.

Und wenn der Mond aus den Wolken tritt, huscht er über Annemiekens Gesicht. Sie lächelt im Traum.

---

Ein Morgen graut. Aber es wird nicht Tag. Die See geht hoch. Schaumkamme stürzen gegen Deiche. Ole ist wach.

Bald kommt die Flut, die frist und frist das Land. Die Boote reißen wie wilde Hunde an den Ketten.

Da schreibt Ole einen Brief, das wird ihm schwer. Steif, ungelenken, doch fest legt er die Zeichen:

Annemiekien, wenn die Flut kommt, geh zu mir. Und Sorge Dich nicht. In drei Tagen ist Sonntag. In drei Tagen läuten die Glocken. Wir sind in der Kirche, und Du bist mein. Denn ich muß heute aufs Meer. Es muß so sein. Ich komme, ich hole Dich.  
Ole

Das ist sehr lang. Aber er läßt es stehen.

Am Strande wartet Peter Leer.

Die beiden großen Boote sind ungeduldig. Als Ole kommt, sagt Peter nur dies: „Endlich!“

Dann fahren sie hinaus.

---

Der Mittag ist wolkenverhangen. Ode, grau liegt der Strand. Annemiekien schaut über die See. Sie achtet nicht Sturm, nicht peitschenden Regen. Da ebbt das Meer. Annemiekien hofft.

Etwas später kommt irgendeiner über den Deich, wird Gestalt: ein Mann. Annemiekien stürmt gegen den Wind. Sie hofft. Dann bricht es in ihr zusammen. „Peter, du?“

Er starrt sie an und schreit gegen die See: „Was wartest du hier?“

„Auf Ole.“

Ihre Augen sind weit.

Da lacht Peter Leer:

„Ist er da draußen, so warte nicht mehr. Ich dachte, mein Segel wär' Leichentuch.“

Und zögert ein wenig und stampft davon.

Annemiekens Hand zerkrampft einen Brief. Dann geht sie heim. Verödet liegen die Häuser.

---

Und Wind und Wellen und endloser Himmel. Ein Segel auf See. Die Stunde rinnt. Oder sind es Minuten? Ole Steven weiß es nicht mehr. Er treibt über Tiefen, die gurgeln und wüten. Noch hält er das Steuer und hofft auf Land. Denn einmal sind Möwen da; ganz nah. O zeigt mir ein Ufer! Dann endet der Tag. Und Ole weiß nun die Stunde. Immer die gleiche rollende Woge. Schäumende Kämme: das einzige Licht. Geht es im Kreise?

Und Ole denkt, aber es sind nur einzelne Worte: Leben — Tag — Annemiekien — und: meine Mutter — und: ich bin jung. — Dann endet auch das. O Schlaf, o Träumen und süße wiegende Melodie. Vorbei ist die Mitternacht. Die Wogen steigen. Das Segel reißt. Das Steuer entglitt. Und über Oles ruhendes Gesicht streifen die Wellen. Er lächelt im Schlaf. Da schmiegt Annemiekien die Hand über seinen Scheitel und beugt sich herab. Und Ole sinkt in purpurnes Licht, gebettet in grüne Wiesen.

---

Über die Insel rast der Sturm.

Die Nacht ist so lang. Annemiekien wacht. Brennendes Auge sucht lösenden Schlaf. Aber der Gram ist tief wie die Nacht über See. „Wann kommst du, Ole?“

Und spät verglimmt die Lampe; still dämmert der Brautkranz auf dunklem Schrein. Dann tritt der Schlaf herein und legt das zitternde Herz in tiefen Traum . . .

Immer steigen die Wogen und fressen das Land, jagen wie Riesenratten über den Strand. Sturm stückelt die Nacht. Der Boden bebt. Die Fenster klirren. Über das Meer hallt der Ruf: Anne — mie — ken! erst leise, lauter, dann groß und voll Weh.

Annemiekien schüttelt das lose Haar. Ist dies der Tag? Es dämmert. Die Schwelle wird frei. Da springt sie auf und gleitet in Oles Arm. Und lächelt: „Du bleibst so lang.“ Und gleitet. Sie fahren. Und Ole spricht: „Ich hole dich“ und sitzt am Steuer. Und um sie lachende Flut und lauter Sonnenschein.

Peter Leer eilt über den Strand. Die Sirene heult — : Sturmflut. Er gewinnt die Höhe und starrt in den Morgendämmer.

Da sieht er: der Süddeich bricht, und die Fluten begraben ein Haus. Dort wohnt Annemieken. Da sind seine Augen wie totes Glas. Langsam geht er zurück, schwer, wankend, wie ein Turm, der stürzen kann.

Im Osten blinkt ein fahler Morgenstreif.

---

Sonntag. Sonne wirft goldene Streifen, bunte Kirchenfenster glühen. Stille dämmt der Raum. Unten betet die Gemeinde, andächtig, stumm. Manchmal gleiten ernste Augen altarwärts. In dunklen Särgen schlummern sie: Ole Steven und Annemieken. Sie trägt den Kranz im Haar. Über ihnen das Kreuz.

Schräger fallen die Sonnenstrahlen. Silber zittert die Luft.

Zwei Falter spielen um Annemiekens Haupt.

Dann heben die Glocken an.

## *7. Caroliner-Treffen*

21. bis 23. September 1973

M a r b u r g  
Kurhotel Ortenberg

Den Gottesdienst am Vormittag des 22. September 1973  
in der St.-Elisabeth-Kirche  
hält unser Caroliner, Kirchenrat Dr. Christian Berg

## Bücher- und Buchbesprechungen

### Zwei bemerkenswerte Jubiläen ehemals mecklenburgischer Institute

Die Gedanken und Erinnerungen manchen „ausgewanderten“, geflüchteten oder vertriebenen Mecklenburgers gelten oft und immer wieder von neuem den Freunden, Verwandten und Bekannten in der Heimat, mag sie auch schon der grüne Rasen decken, daneben Haus, Hof und Acker der engeren Heimat oder dem, was sie zurückgelassen haben. Ihr Gedenken umspannt außerdem viele Institutionen, mit denen sie lebten, die ihnen dienten, welche ein mehr oder weniger großer Teil ihres Lebensinhalts waren.

Eine von diesen ist die Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft, deren 175-jährigen Bestehens die Frühjahrs-Nummer dieses Jahres gedachte. Diese älteste überregionale Versicherungs-Gesellschaft in Deutschland hat zu ihrem Ehrentag eine Jubiläumsschrift herausgegeben, die wegen ihres Inhalts und ihrer Ausstattung Format hat. Die anspruchsvollen Beiträge machen deutlich, daß die Geschichte dieses damals wie heute angesehenen Instituts ein Teil mecklenburgischer Geschichte ist. Die Darstellung von Dr. jur. Franz Büchner fesselt nicht nur den Fachmann, der Aufsatz von Dr. phil. Manfred Hamann erfreut auch den Historiker. Ausgezeichnete Reproduktionen von wertvollen Gemälden und Stichen und einprägsame Grafiken gestalten die Festschrift zu einem Buch, das über seine Bedeutung für die Versicherungswirtschaft hinaus vor allem bei Mecklenburgern großen Anklang gefunden hat. Unserem Landsmann Generaldirektor Dr. Hermann Stech, dessen Festansprache diese Zeitschrift in Nr. 62 wiedergab, gebührt unser herzlichster Dank für diese hervorragende Bereicherung des mecklenburgischen Schrifttums.

Am 19. 8. 1971 konnte die Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank in Schwerin, jetzt Nordeutsche Hypotheken- und Wechselbank in Hamburg, ihr 100-jähriges Jubiläum begehen. Auch sie hat ihre wechselvolle Geschichte in einer kleinen Schrift aufgezeichnet, die sich nicht nur interessant liest, sondern auch mit wenigen Strichen die Folgen zweier verlorener Weltkriege im kreditwirtschaftlichen Bereich wiedergibt. Wir werden an die Mecklenburgische Depositen- und Wechselbank erinnert, die kurz vor Kriegsende mit der Mecklenburgischen Kredit- und Hypothekenbank, Neustrelitz, zur „Mecklenburger Bank“ verschmolzen wurde, die heute ihren Verlagerungssitz in Tossens/Oldenburg hat. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Jubilarin zunächst nach Köln, 1953 nach Lübeck verlegt. Erst Ende 1963 gelingt es ihr nach hartnäckigen Bemühungen, die Genehmigung zur Aufnahme des Neugeschäfts zu erlangen. 1964 wird Hamburg der Sitz des Instituts, das seinen heutigen Namen erhält. Seine Bilanzsumme steigt von Jahr zu Jahr, erreicht 1970 600 Millionen DM und dürfte Ende dieses Jahres bei 1 Milliarde DM liegen.

Das gemeinsame Gedenken an das Schicksal beider Institute erfolgt nicht willkürlich. Ihre Entwicklung steht vielmehr im inneren Zusammenhang. An der Wiedererrichtung der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank war die Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft führend beteiligt, deren Generaldirektor Dr. Stech zeitweise Vorsitzender des Aufsichtsrates war, dem er noch heute angehört.

Es gibt Kredit- und Versicherungsinstitute in großer Zahl in der Bundesrepublik Deutschland. Daß es gelang, zwei alte Firmen Mecklenburgs von Rang in den freien Teil Deutschlands zu überführen und sie es schafften, sich in den Knien aufrichtend, einen gesicherten Platz mit Zukunftschancen zu erringen, freut jeden Mecklenburger. Wir aber wünschen Glück und Erfolg auf ihrem weiteren Wege!

G. W.

## I. Monod: Zufall und Notwendigkeit

Verlag: R. Piper, München

Monods Buch trägt einen provozierenden Titel. Der Autor versteht es allerdings meisterhaft, diesen Titel anschaulich und glaubhaft zu machen: Er zeigt, daß die Vielfalt der Baupläne, die wir in der unermeßlichen Fülle der Organismen entdecken, zurückzuführen ist auf die Grundbausteine, die Zellen; deren Vielfalt wiederum begründet in der Anzahl der Strukturen der Eiweißmoleküle als formende, regelnde und steuernde Stoffe. Die Information zu all dem steckt im universellen Code der Nukleinsäuren, die sich mit stereotyper Genauigkeit im Vorgang der identischen Reduplikation als konservatives Prinzip im Zellgeschehen erweisen. Damit läßt sich Leben in seiner ganzen Vielfalt auf diese beiden Bausteine — Eiweißstoffe und Nukleinsäuren — zurückführen.

Das konservative Prinzip der Nukleinsäure-Vermehrung wird ab und an durchbrochen von wesensmäßig unvorhersehbaren Zufällen, Unfällen bei den auf mikroskopischer Ebene ablaufenden Verdoppelungsvorgängen. Diese Veränderungen im Nukleinsäurenbild werden mit Notwendigkeit nach dem Prinzip der Replikation weitergegeben und beibehalten als Fortentwicklung, wenn sie den Filter der Selektion passieren. Sie sind die genetische Grundlage für neue Strukturen. So wird aus „störenden Geräuschen das ganze Konzert der belebten Natur“. Wir nennen es Evolution.

Das Buch ist geprägt von der „Idee der objektiven Erkenntnis“. Monod glaubt, daß alle philosophischen Systeme von Platon bis Hegel und Marx, alle Religionen und Weltanschauungen — er nennt sie animistisch — zu verwerfen sind, weil in ihnen nicht die „Idee der objektiven Erkenntnis als der einzigen Quelle authentischer Wahrheit im Reich der Ideen“ verwirklicht wurde. Sie setzen etwa voraus, was eigentlich erst als Ergebnis herauskommen dürfte, Monod muß allerdings selbst einräumen, daß auch seine neue Ethik nur mit dem von ihm subjektiv aufgestellten Axiom der objektiven Erkenntnis möglich wird. Dadurch stellt er sich wieder an die Seite der von ihm verworfenen Ideen.

Es ist verständlich, daß er mit keinem Wort auf den Anfang und Urgrund aller Dinge eingeht, denn das ist mit der „Idee der objektiven Erkenntnis“ nicht zu ergründen. Er glaubt allerdings, „daß die Angst vor der Verlassenheit und das Bedürfnis nach einer zwingenden, umfassenden Erklärung angeboren sind“ (S. 216). Damit wird dieser Gedankengang, wird dieses Buch für den weiterfragenden Menschen nur zu einer zwar bestechenden, aber doch begrenzten Teilerklärung.

D. Prochaska

### Buchbesprechungen

unter Hinweis auf eine neue Schallplatte

„Der Witz der Mecklenburger“ erschienen im Verlag Kurt Desch in München in der Reihe „Landschaften des Humors“. Gesammelt und aufgezeichnet von Gerd L ü p k e. 64 Seiten Preis 4,80 DM.

In 130 Anekdoten, Schnäcken und Zitaten hat Gerd L ü p k e ein prächtiges Mosaik zusammengestellt, in dem alle Schichten der mecklenburgischen Bevölkerung zu Worte kommen und die vielfältigen Situationen als Grundlage für die Entstehung von treffendem Witz und goldigem Humor berücksichtigt sind. In diesem Büchlein spiegelt sich in einzigartiger, unaufdringlicher Weise das echte Charakterbild und die Gemütsart des mecklenburgischen Menschen. Des Autors feinsinnige Bemerkungen im Nachwort über die Eigenart des Witzes der Mecklenburger treffen den Nagel auf den Kopf: „Bestimmt durch Küste und Äcker, durch Anker und Pflug, hat sich also in Mecklenburg auf Grund der historischen, ethnologischen und sozialen Entwicklung ein Witz herausgebildet, der eine ganz eigene Prägung besitzt und als unverwechselbarer Farbfleck zur reichen Palette des Humors aller deutschen Landschaften beiträgt.“

Um den Appetit zum Erwerb dieses köstlichen Buches anzuregen, drucken wir anschließend mit Erlaubnis Gerd L ü p k e s drei Proben ab.

#### 1.

In der Eisenbahn sitzt ein biederer Kaufmann aus Waren und liest. Ein Mann in den besten Jahren, offenbar ein Vertreter aus Sachsen, steigt zu und fällt sofort über ihn her: „Herrliches Wetterchen, wie? Wo fahrn wir denn hin, was?“ Der Warener sieht nur kurz auf und liest weiter. Aha, denkt der andere, Ausländer! Und er läßt alle seine Sprachkenntnisse spielen: englisch, französisch, spanisch — der Warener sieht immer nur kurz auf und liest dann weiter. Als der Unermüdlige schließlich seine polnischen Kenntnisse zusammenkratzt,

sieht der Kaufmann aus Waren den Sachsen lange an und spricht dann im schönsten mecklenburgischen Platt die klassischen Worte: „Gäben S'sick man kein Mäuh, ick bün'n Eskimo!“

2.

Pastor Carls zieht die Stirn in Falten, als er in den Dorfkrug kommt: „Na, schon wieder beim Kartenspielen? Denkt doch mal dran, was damit für schöne Zeit vertrödelt wird!“ — „Das is woll so, Herr Paster“, antwortet Hofbauer Milahn, „sünderlich bei's Mischen un Geben.“

3.

„Also Krischan“, sagt der Brautvater, „mit unserer Else kriegst du eine gute Frau, eine ganz gute sogar! Sie ist sogar nie nich krank gewesen und kann alles vertragen — bloß keinen Gurkensalat und keine Widerrede.“

---

**Schallplatte:** „Johannes Gillhoff Jürnjakob Swehn, Der Amerikafahrer“. Sprecher: Hannes Fleischer. (Textauswahl, -bearbeitung, Regie: Dieter Ehlers. Verlag Schuster, 2950 Leer, Bestell-Nr. S 30-0030. Preis der Langspielplatte 20,— DM.)

Man kann sich kaum ein besseres Geschenk für Mecklenburger und Freunde Johannes Gillhoffs denken als diese vortrefflich gelungene Schallplatte, die Hannes Fleischer besprochen hat. Ausschnitte aus Jürnjakobs Überfahrt und aus seinen Erlebnissen auf seiner eigenen Farm in Amerika werden von Fleischer mit kongenialem Einfühlungsvermögen und vollendeter Sprechwirkung in vollendeter Interpretation vorgetragen. Eine unvergeßliche Glanzleistung, die höchstes Lob verdient.

---

Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs Heft 10:

„Aus dem alten Neubrandenburg“, III. Teil

Herausgegeben vom Rat der Stadt Neustrelitz. 68 Seiten, geheftet.

Diese Sammlung von wertvollen, interessant geschriebenen Beiträgen über Architektur in Neubrandenburg, das Museum mit seinen Sammlungen aus der Ur- und Frühgeschichte und der späteren Zeit, über Kulturgeschichte Mitte des 19. Jahrhunderts und besonders von Zeugen der Reuterzeit (1756-63), über das Musikleben, Schilderungen von Originalen u. a. bilden eine außerordentlich wichtige Bereicherung und Ergänzung der Geschichte und Kulturgeschichte dieser durch viele Kriege besonders schwer heimgesuchten Stadt.

Bis auf zwei Zeitberichte aus dem 19. Jahrhundert stammen die Arbeiten von Annalise Wagner, die sich ganz große Verdienste um die Geschichte Neubrandenburgs erworben hat.

---

Heinrich Schliemann

„Ein Kampf um Troja“

Drama in zwei Spielen und einem Rahmenspiel. Geschrieben auch als Filmmanuskript, Fernseh- und Hörspiel von Otthinrich Müller-Ramelsloh. Giebel-Verlag in Bremen 1972. 90 Seiten, gebd.

Nachdem vor zwei Jahren von Otthinrich Müller-Ramelsloh das tiefgründige philosophische Werk „Der Mensch im freiheitlichen Selbstvollzug seines Wesens“ erschien und besondere Beachtung fand, legt der Autor nun das obige Opus vor, ein Drama, das auch als Filmmanuskript, Fernseh- und Hörspiel geschrieben wurde. Mit kongenialer Einfühlungsgabe und den Mitteln moderner Dramaturgie (Einführung eines Sprechers und Einblendung von Szenen aus der Vergangenheit) läßt er in fesselndem Spiel charakteristische Augenblicke aus Schliemanns weltgeschichtlicher Tat der erfolgreichen Grabungen und aus seinem Kampf gegen die Anfeindungen neidischer Archäologen vom Fach und die Schwierigkeiten, welche die Regierungen von Griechenland und der Türkei ihm bereiteten, vor unseren Augen lebendig werden. Zu Grunde liegt dem Stück des Autors Auffassung vom dramatischen Selbstvollzug eines Menschen. Es ist also eine Praktizierung seiner im oben angeführten Buch dargelegten philosophischen These.

Im ersten Stück wird der Selbstvollzug Schliemanns dargestellt, im zweiten Stück wird das Thema ins allgemeine Menschliche erhoben und an Hand verschiedener Typenträger dargestellt. Alles Zwischenmenschliche ist letzten Endes Selbstvollzug. Auch die Gesellschaft als solche vollzieht sich auf der Ebene des Überich-Kommunikativ.

Dramatische Akzente erlangt der Selbstvollzug eines einzelnen Individuums durch den widersprechenden Vollzug der anderen, der Mitmenschen. Schwache Charaktere werden überspielt und außer Funktion gesetzt. Der Stärkere setzt sich durch.

Das gilt auch im Leben der Völker in entsprechender Weise, wobei Kriege (Griechen/Troer) dramatische Entladungen nach mehr oder weniger abgebrochener Kommunikation darstellen. Dieses wird im Stück deutlich durch die Rückblendung in die letzte Phase des Kampfes der Griechen um Troja.

Der Selbstvollzug im Leben der Völker untereinander unterliegt also besonderen Hemmungen und natürlich auch Förderungen.

Das Zwischenspiel verbindet die beiden Hauptspiele und ist im letzten Teil als Katharsis gedacht. b.

### Das neue „Carolinum“

#### Besprechung in „Unser Mecklenburg“

Seitdem anlässlich des Marburger Treffens 1956 die Carolinerschaft wiedergegründet war, gab der Initiator dieser Wiedervergründung, Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler, die historisch-literarische Zeitschrift dieser Vereinigung, das „Carolinum“, heraus. Mehr als 15 Jahre wirkte der Herausgeber als Katalysator und Motor dieser hervorragenden Veröffentlichung — ein Idealismus, der ihn viel Zeit und Arbeit kostete — ihm aber auch viel Ärger eintrug. So sei dem Oberstudiendirektor Piehler heute auch an dieser Stelle von Herzen gedankt für seine unermüdete Arbeit, mit der er aus dem „Carolinum“ eine der wichtigsten und gerade heute wertvollsten Kulturzeitschriften machte, die Mecklenburg jemals besaß.

Oberstudiendirektor Piehler legte nun die Leitung seiner Zeitschrift in die Hände von Oberstudienrat a. D. Dr. Walter Lehmbeker und Landessozialgerichtsrat Peter Heitmann — zwei Männer, die allen Mecklenburgern (und nicht nur ihnen) bekannt sind und die für die Weiterführung der Arbeit im Sinne Piehlers die beste Gewähr bieten.

Beweis für die Kontinuität des „geistigen Standorts und der Tradition dieser weit über ihren Ursprungsbereich hinausgewachsenen Zeitschrift“ ist das vorliegende Heft Nr. 62, über das man wiederum fast versucht ist, ein weiteres Heft zu schreiben.

Am Beginn steht eine Darstellung von Leben und Werk des Bildhauers Walter Volland aus der Feder von Gustav Piehler, — ein feinsinniger Bericht, abgerundet durch mehrere Werkfotos. Ein sehr interessanter Beitrag zur Reuter-Forschung (man sollte gar nicht glauben, daß es immer noch Neues auf diesem Gebiet gibt!) kommt von Ernst Kästly. Darin werden Reuters Beziehungen zu der Familie seiner Stiefschwester Lisette Jenning untersucht — sogar ein bislang unveröffentlichter Reuter-Brief ist dem Aufsatz beigegeben!

Auf diesen ausgezeichneten Artikel folgt ein ebenso wesentlicher Beitrag zur Wossidlo-Forschung von Irmgard v. Zerssen, die den alten Professor noch gut gekannt, ja, die ihren ersten Walzer mit ihm getanzt hat! Ein sehr persönlicher Bericht — von großem Wert für die Erforschung und Darstellung der Persönlichkeit des Menschen Wossidlo. — Ein „Versuch einer Gesamtwürdigung“ des „König „Oedipus“ (Sophokles) von Walter Sauter schließt sich an — und dann kommt die allerneueste Zeit mit ihrer physikalisch-technischen Entwicklung wieder zu Wort in einer neuen, umfangreichen Untersuchung des heutigen Weltbildes der Physik. Hans Siegfried Plendl schrieb diese Arbeit unter dem Titel „Mikrokosmos, Umwelt und Makrokosmos“.

Auf das Gebiet der Literatur führt dann wieder der kluge und durchdachte Essay über Frank Wedekinds Drama „Erdgeist“ (von Fritz Hagemann) — sowie die Erinnerung an Dorothea Schlözer, die als erste Frau zum Dr. phil. promoviert wurde.

Wie vielseitig diese Zeitschrift ist, das geht aus den beiden Beiträgen hervor, die sich der sympathisch persönlichen Schlözer-Arbeit von Adele W. Schacke anschließen. Da findet sich zunächst ein instruktiver Artikel von Professor Friedrich Scheven über „Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg“, der zum 80. Geburtstag von Professor Dr. J. E. Heyde geschrieben wurde — im Anschluß daran geht die Zeitschrift auf das 175jährige Jubiläum der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft ein und bringt die Festrede des Generaldirektors Dr. Hermann Stech. Diese Ansprache geht über eine Geschichte und Bestandsaufnahme der Versicherung weit hinaus — sie ist durchaus ein Beitrag zur mecklenburgischen Zeitgeschichte.

Erfreulich sind an dieser Zeitschrift die persönlichen Erinnerungen, die Durchblicke geben auf vergangene Zeiten und Entwicklungen — und die durch ihre sympathische Zuneigung zu ihrem „Objekt“ auch die nicht unmittelbar angesprochenen Leser anrühren, — wie das etwa

Paul Weiglins „Dank an Onkel“ tut (wobei mit dem Onkel der seinerzeitige Oberschulrat Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt gemeint ist).

Zur Kulturgeschichte von Mecklenburg-Strelitz steuert dann wieder Annalise Wagner bei mit ihrem ausführlichen Bericht über das Hoftheater in den Jahren 1822–1848 (Folge V der Reihe „Beiträge zum Neustrelitzer Theater“), — ein lebendig und fesselnd geschriebener Aufsatz von historischem Wert.

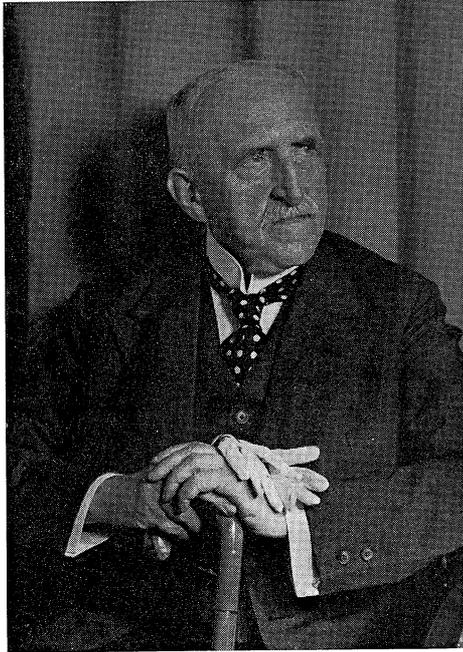
Buchbesprechungen, „Uns plattdütsch Eck“ (mit prächtigen Lebensweisheiten Fritz Reuters), Berichte über das großherzogliche Theater in Neustrelitz vor 70 Jahren, ein Nachruf auf Professor Teuchert und eine Reihe von Fotos sowie von Zitaten runden den Band ab — literarische Höhepunkte setzen die beiden Gedichte „Wat's dat?“ (August Seemann) und „Gedanken der Nacht“ (G. H. Piehler).

Auf keinen Fall aber sei hier der köstliche Sitzungsbericht des Großherzoglichen Amtsgerichts Neustrelitz vom 16. Januar 1897 vergessen — ein Prachtstück an erlebter Komik — und ein Stück pralles Leben aus der Zeit vor der Jahrhundertwende. Wenn' sowat man hüt noch geew!

Alles in allem ist auch das neue Carolinum-Heft wieder ein Almanach, in dem jeder Leser, auch wenn er kein Mecklenburger ist, Beiträge findet, die ihn interessieren, die ihn belehren, die ihn nachdenklich stimmen oder die ihn schmunzeln lassen. Wobei festzustellen ist, daß sich alle diese Beiträge auf dem gleichen hohen Niveau bewegen. Besseres aber kann man wohl über eine solche Veröffentlichung nicht sagen.

Gerd Lüpke





*Richard Wossidlo*

# Uns' plattdütsch Eck

## Wiedelmannsch

'ne Geschicht ut de Franzosentid to Boizenborg

vertellt von Ina Kahns-Hinselmann

Egentlich besöcht ik mienen ollen Fründ (de Maidag, wenn de Hexen treckt, noch dree Krüze an de Dör malen dee), dat hei mi von de gollen Weig up'n Bullbarg un von de Fischeri vertellen süll. Blot männigmal kem dor ok wat von 1848 un de Franzosentid mang, wo Napoleon nich blot sien eegen Soldaten, ne, ok allerhand anner Völker mitbröcht harr, sogor Spanier: „De Lüüd mit de Gausoogen.“ — De meisten, ob Fründ orer Fiend, dat möt man jem laten, treckt für ehr Vaderland in't Feld. Gifft över ok anner. Dat sünd „Abenteurer“.

Woväl Generalen, Obersten, Majoren von 1806 bet 1813 dörch Boizenborg kamen sünd, is gornich tau seggen, denn de Inquartierungslisten sünd wohrschieenlich weg. De französische General Morand is över bi uns in Gedächtnis bläven, denn hei is bi uns an sien Wunden storben. Denn is hier ok Bernadotte, nahsten König von Sweden, wäst. Nich ganz so berühmt is Tettenborn. Tauierst was hei östreichscher Offizier un 1806 noch grad mit General Mack ut Ulm rutkamen. Denn hett hei sik still verholn, harr diplomatsche Updräg. Later was hei russischer Offizier. — As dat gegen Napoleon losgüng, hett de Zoor em tau'n General von alle Kosaken makt. Een dütsche Armee hett in Norddütschland kämpft, een bi Leipzig. As Tettenborn in Boizenborg liggen dee, hett sik een Mäken in em verleivt, de Tochter von'n Chausseewärter. As dat up Hamborg losgüng, is se eenfach in'ne Knechtenkamer gahn, wo Inquartierung leeg un hett sik Soldatentüch antrocken un is em na. Man weit nämli nich, ob sei Tettenborn hier all kennt hett. Wo ünnergähmend sei wäst is, dat süht man jo. Bald is ok Hamborg innahmen un nu was Tettenborn de „Befreier“ un hett sik dull fiern laten un sien Karlien hett düchdich mitfiert. Bums! wieren de Franzosen werrer dor. Man wiel de Tid was all Leipzig slahn un Davoust makte sik fix över Holland dorvon. Wieldes marschierten de norddütschen Truppen südwärts, üm Blücher an'n Rhein tau drapen un denn nah Frankreich rin. Bald harrn de Dütschen ok Paris erobert. Dor wür Tettenborn werrer fiert un sin Lewste wier ok werrer dorbi. — As de Krieg tau Enn wier, müss General Tettenborn sien Truppen in Petersburg aflievern. Diers Festlichkeiten hett sei ok noch utkost.

Dat is nun mal de Loop von de Welt. Mal is sonn Leiwenschaft tau Enn. Sei hett sik woll mächtig scheniert, werrer in ehr Heimatstadt tau kamen un hett sik in den Goren von ehr Öllern mang de Stangenbohnen verstäken. Dor hefft se ehr funnen un ok werrer annahmen, över in de Stadt hett ehr woll keener estemiert. — Blot, se wull je nu ok ünner de Huuw. Bi 'n ordentliches Mäken kümmt över erst de Kranz un denn de Huuw, un dat wür donntomals sihr streng nahmen. Se harr över keinen verdeint, dorüm müss dat ierst bi't Konsistorium inrekt warden, dat de Konsens tau heiraten gäben würd.

So is dat in'n Läven. Dor will een hoch rut un denkt, dat hei dat grote Los gewonnen hett un denn geiht dat mitmal deip dal. Tauierst 'n General un denn 'n lütten Snieder. De Jugend över kann seihn: „De Charakter von de Minschheit blifft ümmer desülve.“

## Winter up'm Schillersdörper Teeraben (bi Mirow)

'N poar Wüüd' vörto

Von Klaus Giese

Wenn ik nu 'n poar Läuschen von 'n Schillersdörper Teeraben vertell, denn denk ik doarbi an Forstamtman Wilhelm Holldorf. Buren is he an'n 15. 7. 1900 as Förstersöhn to Neeogoarn (Neugarten) bi Fellbarg, von 1907–1916 Caroliner, von de Ierd affwannert an'n 15. 5. 1971 as Forstamtman i. R. to Hohegeiß/Harz. Wo he stünn, doar stünn 'n Stück Mäkelnborg, as 't man bäter nich het stahn künn.

Mäkelnborg wir ok doar un denn, wenn ik in Hohegeiß in de Forstmeisteri inträden dee:

„Goden Dach ok, Unkel Willem!“

„N' Dach ok, Jung!“

Glieks leeg dat so ganz mäkelnbörgsch in de Luft, dat man dat rüken künn und bleew ok egalto so ligg'n üm un aewer uns as goo' Wärer in eenen schönen Aust.

De Teeraben is enns Willem Holldörp sin Revierförsteri west. Jung verfriejt het he utgangs de twindiger Johrn doar glückvulle Tieden verbröcht.

25 Jahr nah heff ik as Forstlihring dor ok' ne glückliche Tied affläwt.

Glieks nah 'n letzten Krieg is de Schillersdörper Teeraben as Lihrhoff för Forstfacharbeiters utbuugt worden. Twee vulle Jahr wür'n doar „in Theorie un Praxis“ anlihrnt un anbännigt. De Berufsweg to'n Förster leep aewer dissen Lihrhoff. Hüt dücht mi, as wenn dat ganz eenfach so up den eensamen Forsthoff lägen het, dat man doar ahn grot Umständ'n glücklich und tofräden west is.

Dat mag woll de gewaltige Natur rundüm dahn hebb'm, de mit Frühling, Sommer, Haarst un Winter de Babenhand har. Königlich het se dat Läben bestimmt.

Wi poar Minschen spälten in disse herrliche und wohrhaftig grote Umwelt, mit Staatsforsten so wietlüftig, dat 'n nich wüßt het, wo 's uphollen deeden, man 'ne ganz lütte Rull.

Mangunner is'n sich in dissen Herrgottsecken von't Strelitzer Land so ahnig west, as wir man jüst denn leewen Gott sülwst begeg'nt.

---

De Winter 1954/55 har uns all vör Wihnachten düchdig Schnee bröcht, nah't Fest ok bannig Küll dorto.

Un as Koopmann Schley ut Granzow mit sinen lütten Russenpony nich mihr recht los wull, müßt uns de Siedler Pietsch ut Qualzow wenigstens eenmal de Woch de Koopmannswoar un süß noch allerlei to läben ut Mirow betrannajagen.

He har twee stramme Vöß un'n brukboren Kastenschläden.

Unsen ollen Schimmel, denn wi up'm Teeraben to stahn hard'n, künn'n wi bi dat Wärer nich ut'n Stall leig'n.

He har uns gewiß tohopfroarn, denn he wir hoch bi Johrn. Deweck von de ollen Holthauers meenten jo, dat wir noch een von den Großherzog sin Kutschpied.

'N Lippizaner wir't, aewer in de Sak seet jo 'n bannigen Räkenfähler. Dat arme Kretur har denn jo all föfftig Jahr rümstöltert hebb'm müßt. Ik glöf, 'ne Mehr bringt dat nich so hoch.

In'n Sommer heff ik noch nooch mit em reist. De Weg nah Mirow un retur wür em mit'n Stohlwagen noch gornich lastig, un dat belöp sich up 10 Kilometer.

Ik wir aewer ok keen'n scharpen Kutscher. De Pietsch leeg meist unna in'n Kasten. Aewern lustigen Tuckerdraff heff ik dat nich kamen laten. Nix up de Welt bringt mi mihr in Brass as Pierdschinneri.

Dat de oll Talgen in de letzten Kriegsjohrn un in de Russentied den Weg von Ungarn aewer Oesterriek, Bayern un Thüringen bet uns up sin eegen vier Been'n hinner sich leggt un doarbi noch 'n Wagen schläp't har, dat wüßt ik von sin Herrin. Pierd un Fru wir'n nu beid up'm Schillersdörper Teeraben land't. Se wir Lü'kaeksch worden bi uns up'm Forsthoff, wo dunnmals bi twindig Müler, dat wir'n de Forstlihrings ehr, stoppt würden. Mit'n Schimmel pusselten wi sön bitsching rümma. Aewer he wü'r ok mihr putzt as nutzt.

De Schimmel höl also Winterschlap.

De Frost nehm sich nah Wihnachten to, un all kort nah Nijohr ieste dat dicht.

Wat geef dat förn Haeg, as dat Ies endlich ok höl!

De lange Reeg Seen von Mirow bet ruppa nah'n Woterfitz bi Zortwitz, gewiß 12 Kilometer vull in de Läng'n, wir eene grote Iesbahn.

Un so hallwäg up de Mitt wahnten wi.

As sich noch'n stiewen Nurdwind upnehm un de Seen friefägte, kaem dat schönste Speegelines todaag.

Nu ging dat Klüstern un Kloppen in de Warkstädt los.

Schlittschoh har'n de wenigsten von uns, geef ok keen to köpen, un wer weck har, de het's nich rutrüct.

Peekschlettens un Peek-Schlorrern aewer künn'n alleen tohopkriegen.

Un ik möt hüt seggen, so schön as up Peek-Schlorrern bün ik nie nich werrer aewert Ies gläden.

Ja, Schlorrern, de heff ik wo annerweitig nie werrer to sehn krägen. De geef't woll blotsen bi Mirow rüm.

Hüt mach'n de aewerhaupt nich mihr bejeg'n.

Twee footrechte Brä', för jeden Foot een, würden sich doarför trechtsagt. Ut oll Lerrer keem dwer 'ne Lasch raewer, so, dat'n doar god mit Schoh orra Stäwel instiegen künn. Denn würden twee Schänen ut Koppeldraht unna upleggt, good ankloppt und baben fastkramp't.

Farig wir'n de besten Iesschoh!

Int Brook wü'r sich 'n schönen, graden, handrechten Taach-Eschen utsöcht, nich körter as twee Meter.

Int Butt-End'n, dat is dat dicke End'n, dreew man 'n köppten Nagel, löt aewer de Spitz n' fingerlang rutstahn, datt 'n doar god mit peeken künn.

Ne Drahtwier wü'r üm't dick End'n noch eng an eng mihrmal ümleggt un god fastknaewelt. Somit künn de Peek unna nich upspallern. Se müßt 'n hartlichen Stoot uthollen kaenen.

All de friee Tied, de'w hard'n, bröchten wi nu up de lange Seenkett to.

Juche, wat simmten wi aewer dat speegelglatte Ies!

Dat rummelte man so unner uns weg.

De Wind suste een'n üm den Kopp.

Een bäter Gymnastik geef't up de wiede Welt nich.

Wiet wü'r de Peek hochräten, vull dalstött un mit alle Kraasch twischen de Been nah achtern to dörchdrückt.

Up un dal, up un dal güng dat Babenliew.

De Been'n breet un fast mit de Föt up't Ies, so jögen wi hen as de Stormwind.

Bremsen künn'n mit de Peek famos, ok barboarsch Kurwen föh'n. Man sett'te sich up'm Knüppel, höl för god up un drückte mit'n Hinnelsten de Bick in't Ies. Denn links schwenkt, rechts schwenkt, rundüm un halt!

Nu werrer los as unlook!

Bi twintig Grad Küll hett uns schwet't.

Wat gläunten uns de Köpp!

Wenn'w so richtig rundüm in Schwet un Dampf stöken, güng't tohus. Kolt dürft'n nich ierst warden, dat har drie Daag Posenarrest nahbröcht.

Meist het uns aewer ierst de Düsternis von'n See dräben. Lihrmeister Maaß drög grote Sorg' üm all sin Lihrjung's, un bi't ierste Schummern bölkte he all baben von'n Hoff nah uns dal. So basch as he wir, müßt he bi twindig Bengels ok sin, wir he doch 'n rechten Vadder to uns all. Lihrt hebb'm wi düchtig unna sin Fuchtel.

Ik har min Hüsung dunnmals baben in de Stuuw up'm „Granzowschen Gäwel“, as wi em nömten, also nah Süden ruta.

De anner wir de „Goarngäwel“, doar schlöp de Deentsdiern.

Schön wir't doar baben in de Gäwelstuuw. De olle, grote, brune Kachelaben hett doarto aewer ok sin Best bidragen.

Trepp rup, Joop ut, Stäwel runn, Fülerklapp von'n Aben up — dat wir all een.

Un denn wür sich ierst in alle Ruh die Piep in Brand sett't. Füler geef dat Abenlock nooch her, mit'n Fidibus wür't rutahalt. Licht wir ok man bannig knapp, dat hebb'm's uns oft nooch afdreicht, so seeten wi bi Füerschien.

Wenn'w denn so runting rümma recht schön drög un warming wir'n, künn't to Abendäten gahn.

Ja, doar kann nu eener seggen, wat he lustig is, de Winter in Mäkelnborg, vörut wenn't 'n reellen Winter west is, de hett väl Spaß makt.

Nu mütt nich eena glöb'm, wi wir'n man all lütt Jungs west. De Forstlihrings wir'n all so von föffteig'n bet näg'nteig'n Jahr olt. Ik wir de öllst. Dorvon dürft ik mi hen un wenn ok all 'ne Piep in Brand setten, ahn dat Meisting mi andraugt har, mi 's ut Mul to schlagen.

Arbeiten müßten wi ok düchtig. Wecker wat von „Norm“ un „Sollerfüllung“ versteht, de weet, datt wi nich schon würd'n un mannigmal bannig schwoar in'n Sälen lägen hebb'm. Schad't hett't uns aewer all nich — ne god dahn hett't. Krank wir'n 'w ok hochselten.

Wi har'n wintraewer all düchtig ölltscht in dat hoge Holt, Langholt dalkrägen, Meterholt upsött't un wat's uns süß noch allerlei uppschwenkt har'n.

Bi gedwer Stück Arbeit wir de Pükigkeit ierst Gebott. Meisting Maaß hett uns mihr as eenmal inbicht: „Wenn ik mit min Foarrad dwars dörch de Dannen führ, denn möt ik goarnich marken, datt ik awern Stuken kam. Dat darf nich ees gnucken. Doar holt juch an, und kriecht de Böm doarnah dal.“

So, doar rük an!

Motorsagen kennten wi nich, un ik mag de Dinger hüt noch nich lieden. Wenn 'k de knaetern und raetern hür, is mi, as wenn allst dod und dal räten und schaten ward.

Mag jo 'n Vörschritt sin mit all de Maschinen. Aewer mi dücht, dat all de Furtschritt man bannig dörchsichtig ward.

Dat löppt letzt doch man all up Köpen un Verköpen un Verköfftwarden rut. So ganz bi lütten murksen wi doarbi ok unsen Herrgott sine schöne Welt dod un binnen uns doarmit sülwst de Rood vörn Hinnersten.

Wenn wi so wiera maken as bether, warden wi uns' Zick woll ball verhött hebb'm. Denn wiest sich de ganze Furtschritt as de grote Füeraben ut, wo toletzt alles in land't un upbrennt, wi ok un dat denn wissentlich doarto.

Mihr as Brod un god Bibrod kann'n jo doch nich vertehr'n.

Na, god un schön, dunnmals kennten wie sönnne Gedanken nich, un dat wir man god.

An eenen schönen, hellen Winterdag stünn Forstmeister Wasmund ut Mirow bi uns up'm Hoff un geew de Parol: „Rohrschneiden!“

Dit wir nu mal ganz wat anners. Wi müßten uns aewer noch ierst 'n lang'n Gedicht anhür'n, wo denn so allerlei von „Kaptialismus“ (Anmerkung: eine Verballhornung des Wortes „Kapitalismus“, welche der alte Rosenberg stets benutzte), as oll Rosenbarg ümmer segg'n dee, un „Sozialimus“ und „ökonomische Nutzung aller natürlichen Reserven“ up uns dalgüng. Dat wir dat Ruhr woll nu egal. So orrer so, schnäden süll't warden.

Wi hard'n up'm Baen noch twee Ruhrmetzers ligg'n.

De würd'n nu dalkrägen.

As se doar so vör uns leegen, wüßten wi worrafftig nix mit ehr antofängen. Meisting müßt uns ierst twee lang, twee breed inwiesen. Dat klappte ok. — Ik heff siether nie nich werra sönne Dinger sehn.

Unna up't Ies keem dat grade, sihr starke Metz von betnah een'n Meter Breed to ligg'n. Sietwarts har dat nah baben twee korte, 'n bäten hochwinkelte Arm mit 'n Düll.

Nu würd'n sich doarto so bi'n tweeeunhalwen Meter lange, nich ganz armdicke Stakens vörsöcht. De müßten god schwuckig sin, jo nich dorr. De besten wirn de eschern orrer wittböckern Schächt. De sett'ten wi in de Düllen un denn seeg dat ganze Gedriew ut as 'ne lütt Schierdiexel.

Von Schierboom to Schierboom würd'n denn noch unna, in de Mitt un baben Streng'n dwars raewerbund'n, denn löt dat as ne Böhr. Nu künn't losgahn.

Mit de Bost in den baewelsten Streng schmäten, de beiden Stakens fast in de Hand, dat Metz dwer för unna up't Ies, un nu schuuf man!

Ümma de Ruhrplaach up un dal!

Dat stött un gnuppert ümmerto, denn dat hartfroar'n Ruhr wür doarbi mihr affstött as schnäden.

So as dat aff wir, schöf sich dat von unna rup up de Böhr. Wenn 's vull wir, wür einfach ümschmäten.

Achternah güngen weck, de torrten de Bünd'n mit groff Schnee'n orrer fien Draht tohoop.

As wi in't ierste Schummern uphölen, dunn leeg up betnah eenen Kilometer Läng'n de ganze Öwer von'n Kotzowschen See vull grote Ruhrbünd'n.

Annern Dag sett'n wi 's dicht bi'n Teeraben up ne lütte Wisch drang'n an'n See up, ümma schockwies up'm Dutt.

De fahrigen Drümpels seegen ut as 'n Indianerwigwam, de 'n bäten ut Schick geraden wir.

Nah 'n gode Tied keemen twee allmächtig grote Tweespännerwagens, zoppten tonäben, löden up, un aff güng de Fracht nah Starsov.

Doar wahnte un wokerte dunnmals „Rohr- und Strohdachdecker Schulz“. De har mit'n Hoopen Lüid vull sin Doont.

Väle grote Schünen un Ställ hard'n noch Weekdack, un ok de Niesiedlerkatens wir'n oft mit Stroh orrer Ruhr affleggt. Doaran geef dat nu teig'n Johr nah'n Krieg gruglich väl to doon.

So löpen de Winterdaag unner Arbeit un Spaß hen.

Mitte Fewruoar kneep de Frost noch ennsß düchdig mit de grote Tang. De Küll kröp dörch alle Ritzen un Rätzen bet in de Hüser un Ställ.

Aewer grad in disse kollen Nächten, wo dat Quecksilver bet minus 28 ° C dalsackt is, meld'te sich de Frühling an.

De Waldkauz, de in uns' Schün sin Standquartier har, füng an to balzen.

Draeben up de anner Seesiet knallten de Böken. De Frost har sin Tang doch to scharp ansett't. Dörch de stillen Nächten drüng dat wiet. Ik seet up min Lager, höl den

At'n an un luerte nah buten. Von wieden vernehm sich dit Barsten von de groten, ollen Böm as Scheeten, so knallhart.

Mit enns' füng aewer mi up'm Gäwel de Uhl an to quaugen. Dat klüng so holl, dat klüng so wiet.

Dat wir so schuerig un doch so schön, so groff un doch fien, so hart un doch week.

Ganz hinnen ut de Leppiner Böken keem Antwort, wiet drög de stille Nachtluft dat Ropen.

Bald wir dat dicht bi.

Uns' Uhl streek aff. Kort nah hört ik 's beid up uns' Sied in de hogen Dannen.

Un wenn ok de ollen Böken knallten vör Küll, nu har de Frühling sin iersten Baden schickt.

De Uhlen balzten aewer Ies un Schnee, bi harten Frost. Lang'n wür dat nu nich mihr woarn, denn kreeg unna de See Hartbusten. Wie Dunner grullte dat denn dörch de stillen Nächt. De Winter har utregiert, doar hülp up de Duer keen Rasen, keen Tasen, he müßt sich doch gäben.

Dat mag nu eener glöben orrer nich, in 't Strelitzer Land wir'n väle Ding'n anners as süßwo, vörto up'm Schillersdörper Teeraben, doar wir de Uhl de Frühlingsyagel.

Nijohr 1972

## Stemhagen - Land und Lüd'

Bericht von Otth in rich Müller — Ramelsloh

Tau Stemhagen, tau Stemhagen

Sünd wie burn, sünd wie tagen!

Dissen Spruch kennt jedwerein in und ut Stemhagen. Dat is son'n Ort Stadt- und Heimatbekenntnis. Eegentlich is dat blots n' Snack!

Öwer, he bewiest, dat sick de Stemhäger as grot Fomili feulen.

Dat is de Ünnerscheet to Malchin und Tetrow: De Malchiner Gössels sünd wat hochnäsig. Se stammen ut ne Landdagstadt! Und dat is wat!

De Tetrowschen sünd grotorrig.

De Stemhäger öwer sünd bie 'n anner!

Üm de drei Städ löppt de Snack: De Herren ut Malchin, de Börgers ut Tetrow un de Lüd ut Stemhagen!

De Tetrowschen argern sick öwer dissen Snack. De Stemhäger kümmt he gornich an 'n Liew!

In Stemhagen hett mi keener fragt, woso ick ut Malchin kamen de'. Wenn ick wat ut Malchin vertelln de', denn nehmen se dat grad so, as wenn ick süs woher kamen de'. Dat wir ehr ganz egol! Sei wier'n mit sick sülm heil tofreden. Öwer'n iehrlichen Kierl müßt man sien, Snaps müßt man verdragen un Skatspeeln müßt man könn'n. Wenn man denn sogor noch Schachspeeln künn, denn wiert richtig. Skatspeelt wür bie Peter int Fritz-Reuter-Hotel un bie Ganschow in'n Malchiner Hof. Bie Ahlgrimm wür' mau-schelt un Schach speelt. Bie Kutzbach'n wür' Lotterie speelt. Har jeder sien Publikum!

Bie Peter gäv Paris, son'n Ort Ingenieur und Playboy, den'n Ton an. Bie Ahlgrimm wiert dat Bäcker Kieburg. Bie Ganschow speelten dei Slachters un bie Kutzbach'n hölt de Stadtsekretär Jahncke de Bank!

Paris un Kieburg wiern keen Stemhäger! Paris wier internatschonal, ut Preußen, Kieburg ut de Pritzwalker Gegend. Wenn sick weck bie'n Nahspill in de Wull kregen, slicht Kieburg salomonisch: „Ich weiß ja nich, worum Sie streiten, meine Herren, aber einer von Sie beide hat recht!“

Denn wier de Sak bielegt! De Stemhäger wier'n gemütlich' Kierls!

Bie Ahlgrimm säten de Buern ut Pribbenow, Sülten, Gülzow, Jördensdörp, Tützpatz un ut all de annern Vosslöcker!

Achter de Pribbenower Dannen wahnt mien Fründ, de Liehrer Gau (hei künn soveel drinken as ne Kauh!). Mit em häw ick veel Schach speelt.

Ut Gülzow käm de Köster Puls. Friedrich Bröcker un Andreas Könnecke wiern Buern ut Sülten. Ut Jördensdörp käm een Pleitebuer, bie den'n dat jümmer rechttiedig brennen de', ut Tützpatz de martialische Bullenrieder Ladendörp. (Dat wier'n Regimentskamerad von mienen oll'n Herrn.)

Hei wier'nen gedeinten Artillerist, tau Pierd, un' prahlt mal, dat hei up jede Kretur rieden künn. Dor müßt hei ierst up'n Eber un' nahst up'n Bulln rieden. De Unpartei'schen dreihten den'n Bull'n bie'n Steert, dat hei in'n Schwung käm! Hein Ladendörp hett em öwer meistert!

Denn gäw dat noch'n Saalwirtschaft Frenz: Dor wür danzt. Männigmal gäw dat bie Frenz — to später Stün'n — uk noch Fohrradrennen mang Sektbuddels dörch!

Un twe Bohnhofswirtschaften har Stemhagen: een bie'n Kleinbohnhof, un' een bie'n Hauptbahnhof, Mudding Smidten!

Wichtig vör allen wier öwer Kaffee Wolter: Dor wür kegelt!

Wolter wier so old as sien Klavier! Hei wier uk nich väl gröter!

Wieselflink wier hei. Wenn einer bie't Kegeln ne Lag' utgäw'n mößt, har Wolter dat gliekst spitz. Un denn släpt hei dat Tablett mit de „Erfrischungen“ ran: 12 Glas Beer und 12 Klore! Egol, ob wie man 7 orer acht wiern! Kegelveerein har 12 Mitglieder. Wenn ein nich dor wär, wür vör em mitdrunken! Funn' sick jümmer 'n döstigen Minschen!

Dat wichtigst „Lakol“ häw ick öwer noch nich neumt, dat wier in de Achterstuw bie Kopmann Suhr'n. Dor säten dei Grotmoguls, de Landrat un de Amtsrichter. Landrat wier Bülow-Trummer un Amtsrichter Päuling ürens mit'n Z. Wenn hei'n Ünnerschrift leisten de', denn schräw hei ierst ürens un' denn mokit hei, mit'n Schislaweng, n' Z dorvör! Denn sät dei Ünnerschrift un harr Rechtskraft!

De Landrat un' de Amtsrichter wier'n Junggeselln. Beid harrn Slachtgewicht von tweiundnenhalwen Zentner!

Kopmann Suhr harr'nen goden Rotspon. Dat künn man denn uk de beiden ansehen: Se brukten kein Latern! Se harrn 'nen gauden Gleuhzinken mank de Swiensogen. In Klammern mößt ick noch een „Lakol“ sett'n: Nr. 17 (in de Niegenbranbörgerstrott). Ordentlichen Minschen güng dor nich — vör twölm hen!

Denn öwer künn man se all drapen! De Döhr wür jümmer gliekst achter jeden Gast wedder tauslotten. Sülwst „Karl der Kühne“, de oberst Stadtdeiner, respekteert dat. Hei kloppt so geg'n twei an, göt sienen vörschriftsmäßigen Wachtmester achter'n Kragen und stakt wedder af mit de Faststellung: „Polizeistunn' bruk ick jo nich antosegg'n. Hier is jo all tau!“

Jie ward nu schimpen, wat's dat: Stemhagen, Land un Lüd, un blots Kraugeschichten!

Na, blots is viellicht to veel seggt, öwer n' ganz End' gehürt hierher:

Von Woltern häw'n wie mol Jud Nathan in'ne Schuwkarr nah Hus führt. Hei harr'n Plünnenladen näben Ahlgrimm! Wier'n stiernklore, kackig frostige Winternacht. Juchheim hatt dat Kommando! As Nathan sien Hushöllersch upt Klingeln upmaken ded, schöwen wie de Karr up'n Flur un' Juchheim erstatt 't Meldung: „Hier bringen wir Ihr — wakkeliges — Geschäftsoberhaupt zurück!“

De Hauptstroot von Stemhagen wier de Markt, von de Aptheik bit Fritz-Reuter-Hotel. Dor domizeleerten de Koplüd: Peters, de an'n Dag alle twee Stün'n nah' Wolter mößt un' een'n Kognak inhalleerte, Kausche, Juchnors (Juchheim), Kanck un' Kienitzen. Up de link' Sied von'n Markt wier de Stemhäger Press, von Theter Beholtz, denn käm

Bernie Kronke sien Pött und Panngeschäft un' an de Eck von de Ivenacker Stroot Karstedt, mit Fritz Bohn ut Malchin as Geschäftsführer!

Vör Kutzbachn sien Hotel wier noch ne wichtige Person: De Snutenputzer un Stadtkommodiant Klevenow.

Wat süss noch in Stemhagen wier, käm ierst in'nen tweten Rang: Dor wier noch Haack & Tiefensee, mit „Fru Haack und Tiefensee“, de Koplüd Hartwig Richter und Heinrich Lentz, Fomili Albrecht, Sanitätsrat Ahlers, de Stadtkassenrendant Jacobs, de Stadtporkassendirektor Kopfmüller, de Möllermeister Thielke, de Murermeister Feudel un' de veerbeenige Dokter Kutzbach.

De scheunen Stemhager Mäkens wiern so üm de Vespertied up den'n Markt to seihn. Do flankeernten se jümmer up und af: Leni Albrecht, Liesi Jäger, Trude Richter, de Dochter von Möllermeister Thielke, von Murermeister Feudel, Stadtkassendirektor Kopfmüller, von Tierarzt Kutzbach un all de annern!

De landwirtschaftliche un' de Raiffeisenball wiern de Höchpunkt' in de Ballsäison. Un denn dat Schüttenfest!

Min Fründ, Kurt Jahncke, un' ick wier'n all morgens utmarscheert.

Gegen Middag wiern wie sowiet, dat wie uns in de Büsch slagen und utslapen mößten, dat wie obends wedder up Draht wiern und den'n Inmarsch mitmoken künn'n. Kurt sie'nen taukünftigen Swiegervadder, dei Kopmann Hartwig Richter wier Keunig worr'n. Wie beid' würn as Musikkapell angajeert: Ick harr dat Klaveer in Arbeit un' Kurt dat Kratzbrett. Danzt hem'n sei dornah. Woans se dat fartig kreegen hem'n, weet ick nich. Kurt seggt pormal tau mie': „Du mötst mol'n Moll inleggn, ick harr dat öwer mit'n Dur!“

De Landrat wier uk to Gast. He harr sick an de flüssig Spieskort holl'n. De Keunigsfru nödigd em n' Aalbroot up un seggt: „Lang'ns tau, Herr Landrat, blöd' Hunnen warrn nich fett!“

Kurt'n wier dat Eeten ut't Gesicht kann, as hei an de Trepp stünd (Hartwig Richter wahnt in'n iersten Stock, ünner wier de Laden). As nu de Landrat sick späder empfählen ded, käm hei gliekst up de ierste Stuf' in Kurt sien Glitsch und sägelte de Trepp dal. Hei löt sick öwer nix marken un meint: „Hett all sien'n Vördeel. So bünn ick fix rünner kamen!“

Een anner Veranstaltung häw ick in'n Gedächtnis: Bäcker Mus sien Sülwern Hochtied! Bäcker Mus wier'n Nimrod un' denn harr hei uk noch'n Torflock pacht, wo hei fischen güng. Ick wier mol dorbie. Bäcker Mus har'nen Aal an'n Haken un' dei wier wedderspenstig, wull nich in'n Kahn. Wier'nen bannigen Burschen, fief/söss Pund swor. Wiel hei soveel Visematenten moken ded, müßten wie fix togriepen! Dorbie kippt dei Kahn üm un' wie in't Water!

Diss Vörgeschicht har ick in Riemels sett't un de Refrain heet:

So wirkte er segensreich zugleich  
Im Kuchen- wie im Ententeich!

Dornah hemm wie denn all schunkelt! Wier'n geselligen Obend!

Gäw noch eenen Snack vun Malchin, Tetrow ün Stemhagen:

De Malchiner können läben,  
De Stemhäger läben  
Ün de Tetrowschen läben öwer ehr Verhältnisse!

Jo, de Stemhäger wiern nich so kniggerig as de Malchiner, se hebben läwt! Nich so upwendig as de Tetrowschen, öwer swienplietscher!

Se wiern prächtig' Kierls, de dat Hart dor harrn, wo mennigeen blots ne Breeftasch hett:

Imposante Figur wier ok Korl Senater! Sien Jüngst wier mien Studienfründ, Walter, genannt Mudding, Hanck. Hei wier Obotrit in Peerknüppel. Wie vertellt üns, wat wie

in de Ferien nu moken wullt. Mudding Hanck seggt: Mien ollen Herrschaften gahn mit de Höner tau Bedd. Dor künn ick noch mol utfleigen. Ded wie denn uck.

Nah Mudding Smidten bie'n Hauptbohnhof güng de Reis! Harr sick noch een ansloten: Dicker Beckmann (Walter).

As wie gegen Morgen wedder in de Stadt drewen, fählt hei. Wie söchten em in de Anlagen bie'n Bohnhof. Dor set hei int Gebüsch. He harr'n wichtig Geschäft vör un wier dorbie inslapan. He thront mirrn up sienen geschäftlichen Erfolg. „Dor sit hei nu as so'n Pankauken up de Speegelschew“, seggt Mudding Hanck, „grad so fett!“ „Jä“, segg ick, „eegentlich gehürt hei dor jo nich henn!“ „Ne“, seggt Mudding Hanck, „öwer hei mokt sick dor doch ganz gaud!“

As wie nu in de Stadt kämen, löpen uns noch'n poor Nachtkommödianten öwern Weg. Wie deden üns tosamen und süngen uns eenen. Karl der Kühne köm antolopen und nähm dat vorgeschrabene Argernis.

Wie neihten ut un stellten üns up de Amtsfrieheit wedder up. Dat wier gliest achtert Rathaus, wo't nah'n Slossbarg rup güng. Dor harr Karl der Kühne keen Polizeigewalt und nu bölkten wie, as dat man güng. Karl der Kühne seggt: „Juch will ick woll kriegen, ich gah hier nich weg. Wenn jie nah Hus wöllt, krieg ick juch in de Möt!“ Un nu plant he sick vör uns up un käk uns stuhr in de Ogen! Wie trögen üns up den'n Slosbarg trüg, kladderten öwer de Muer un kämen von achtern, dörch de Niebrandenbörgerstroot, in de Stadt trüg. Wie käken bie Klempner Besserdich'n üm de Eck, ob „Karl der Kühne“ noch Wache stünn. Ded hei: Un nu süngen wie noch'n lütten Vers un stöwten dorvon!

Dat mit de Amtsfrieheit wier'n siehr gaud Inrichtung, sowat von Kriegsächtung un Pazifismus, een richtig demokratisch Inrichtung gegen den'n Polizeistaat!

Korlsenater mokt Nacht vör Nacht, so gegen twölf, sienen „Nachtslapengang“, all Lakols dörch: Bie Peter füng hei an, güng nah Ahlgrimm, denn nah Kutzbach ün' land't bie Wolter. Dor häw ich em oft drapen: „Twee grot' Klore und twee Beer!“

Ick fragt em mol: „Walter (sien Söhn) seggt, ‚mien ollen Herrschaften gahn mit de Höner tau Bedd. Halw elm slopen's all!‘“ „Jo“, seggt hei, „mien hoge Regierung slöppt as Blie in de Wadertünn!“ „Ach so“, segg ick! „Jä“, seggt hei, „so is dat!“

Oft güng hei, ahn to bitahlen, nah Hus. Annern Dag käm hei un gäv Woltern dat Geld. Wier 'ne ganz schwiegsame Zeremonie. Ick fragt Wolter: „Hei wier gistern doch ganz vull. Wat weet hei, wat hei tau bitahlen hett?“ „Jä“, seggt Wolter, „hett all sien Richtigkeit, veer Krög üm den'n Markt, veer mol 2 Grote ün twee Beer. Kümmt up jeden Krog een Mark ün twintig! Gorkeen Hexerie bie!“

Mit Walter häw ick noch wat beläwt: Ick har bie sien Examensarbeit holpen. Klock' neegen, obends, wier'n wi farig. Bit Klock twölf mößt de Arbeit von de Post awstempel sien. Walter seggt: „Mien Huswirt is Postschaffner, bringt 'n Stempel mit.“ He stakt bie mi af, nah'n Bokbinner. De Arbeit mößt in-bunn'n warn.

Ick güng in'n Kraug. Set dor'n Tied, käm Walter Hanck an. Arbeit wier in-bunnen. He wull noch fix een'n „pusten“. As ick nah Hus güng, wier hei noch biet pusten. Ich segg: „Du mößt nu mit Dien Wiertpaket nah'n Postschaffner.“ „Jo“, seggt hei, „dat Porto häw ick all in de Tasch“ un wiest nen' Buddel Kognack. De süll sien Huswirt vör't Stempeln hemmn.

Nah Dag drap ick em wedder. „Na“, segg ick, „is all'ns kloar gahn?“ „Ne“, seggt hei, „hett nich klappt. Harr dat Porto nich miehr!“ „Häst doch hatt!“ „Jo“, seggt hei, „as ick mit Dicker Beckmann nah Hus gohn ded, hemm wie de Buddel upmekt. As wie to Hus ankommen wiern, wier se leddig. Dor harr ick keen Porto miehr un nu häw ick mie scheniert, mienen Postschaffner to wecken!“ „Jo“, segg ick, „also hett dat an't Porto lägen!“ „Blots an't Porto!, wier süß'n good Arbeit!“

*Plattdütsch Gedicht för Staatssekretär a. D. Dr. Dr. Wegner  
to sinen 70. Geburtsdag*

**Sihr verihrt, leever Landsmann Wegner!**

Wenn ehner nu an söbntig Johr  
Dörcht Läben wannern deiht,  
Denn ward dei Minsch dat ierst gewohr,  
Wo schnell dei Tid vergeiht.

Denn sett't hei sik in'n Stillen hen  
Und denkt nu ehs torrügg  
Und överschlöt in'n Bogen denn  
Wat ehnmal wier. Mannich?

De Tid, wenn se so vör uns liggt,  
Is lang — de Minsch noch jung.  
Doch achteran is dat — mi dücht,  
Man blot n' Kattensprung.

Dat Läben, dat geiht up un dahl.  
Wat wisst du di noch wunnern?  
Mal schint dei Sünn mit warmen Strahl,  
Mal fängt dat an tau dunnern.

Und wenn man denkt — nu schint dei Sünn, Du häst nah baben funnen,  
Haugt di dat in'n Kalenner rin und du büst wedder unnen.

So geiht dat denn johrin — johrut, de Tid von vör nah hinner,  
Mal heet dat ut dei Tüften rut, mal heet dat wedder rinner.

Wo oft hest du in'n Stillen di all seggt — nu bün ick baben.  
De schlimmste Tid is nu vörbi, nu kümmt dei warme Aben.

Doch ümmer kehm dat anners denn und schlichter würd dei Tid,  
De Reis, de güng nah unnen hen und du legst in de Schiet.

As man uns all von Hus verdrew wiern wi jo vogelfrie,  
As uns blot noch de Rucksack blew, stünn uns kum ehner bi.

Und as uns' Heimat ünnergüng, dor stünnst du dinen Mann,  
As man kehn Hüsung finden künn, füngst du von frischen an.

Du leggst de Hand nich in den'n Schot, und kehner seeg di klagen,  
Du hülpsst de Minschen in ehr Not und bröchst se all tosamem.

So geiht min Dank nah Osnabrück för alles wat du dahn.  
För unse Heimat — unser Glück will'n wi tosamestahn.

Wer kehnen Heimatgloben hedd, wo jeder Minsch an kläwt,  
De is nix wiert — wiel he vergett, dat he dor ehs in läwt.

Mit väle Geburtsdagsgrüss  
s'ehr oll  
Schnurz

Ratzeburg, denn'n 25. 5. 1972

## De Sommerwind

Dat is en Raupen in den liesen Wind,  
De Bläder rögt un sacht de Grashalm bögt.  
De Vögel sünd 't,  
De Eedechs up den warmen Steen,  
De Häwen is 't,  
De Morgensünn',  
De Wulkenschääp  
Von wiether reist'.  
Dat is en Raupen in den liesen Wind,  
Den Sommerwind, den Sommerwind.

## De Tid

De Tid is de Pietsch för disse Welt.  
De Tid is dat Wassen sülwen.  
De Tid is de Dag un is de Nacht  
Un is de Kutscher för 't Gespann  
Un drifft dat Jahr dörch all sien Johrestiden.

## Wenn dat Nacht ward . . .

Breht an de Nacht,  
Verliert ehr Macht  
De Tid in dien Gedanken.

De Kopp ward licht,  
Verstand, de flüggt  
Hoch öwer Daglicht's Schranken.

Wat blifft so sacht,  
Hett Biller Kraft,  
Ut de sick Wunner ranken.

Meinhild Voth-Horstmann

## 25. Bevensen-Tagung niederdeutscher Schriftsteller und Wissenschaftler

vom 15. bis 17. September

Am letzten Tag des vergangenen Jahres verstarb in Hamburg Dr. Johannes S a s s , der seit 1959 die Bevensen-Tagung leitete und sich durch seine verdienstvolle Arbeit erfolgreich um die Pflege der niederdeutschen Sprache und Literatur und um die Anliegen ihrer Schriftsteller und Wissenschaftler bemühte. An seine Stelle ist Dr. Wolfgang L i n d o w , Wissenschaftlicher Rat an der Universität Kiel, getreten. Ihm, seinem Einsatz für niederdeutsche Sprache und Literatur und für das plattdeutsche Bühnenspiel haben wir bereits viel zu verdanken. Er hat in der Jubiläumstagung 1972 neue, vielversprechende Akzente gesetzt (die Dichterlesungen der Preisträger und das öffentliche Rundgespräch aus Anlaß des Jubiläums: „Bevensen — Illusionen und Einsichten“). Diese Neuerungen im Rahmen der traditionellen Gestaltung wurden von der weitaus überwiegenden Zahl der Teilnehmer sehr begrüßt und beifällig aufgenommen. Das kam in den Dankesworten und dem Lob des Seniors der Tagung, Heinrich D i e r s , klar zum Ausdruck.

Die Tagung begann am Freitag, dem 15. September, nachmittags mit einer öffentlichen Sitzung des Beirates der Stiftung F. v. S., aus der sich zwecks weiteren Bestehens die Aufgabe herauskristallisierte, die „Bevensen-Tagung“ in einen eingetragenen Verein umzuwandeln.

Den Höhepunkt der Tagung bildete am Abend die feierliche Überreichung der von der Stiftung F. v. S. zu Hamburg verliehenen Preise an:

Fritz A r e n d , Uhusen/Bremen (Hans-Böttcher-Preis),

Diederich Heinrich S c h m i d t , Leer (Fritz-Reuter-Preis).

Ein unvergeßliches Erlebnis vermittelte den Teilnehmern der Ablauf der Feier in der einzigartigen Atmosphäre der Klosterkirche zu Medingen, mit den Berichten über die Entscheidungsgründe des Kuratoriums (Dr. B i c h e l und Dr. S c h u l t e ), der Ansprache des Vertreters des Niedersächsischen Kultusministers bei der Übergabe der Preisurkunden und den Dankesworten der Preisträger. Stimmungsreich war die musikalische Umrahmung der Feier durch das K l e v e n h u s e n - Quartett, Hamburg.

Nach der eindrucksvollen Feier trafen sich alle Teilnehmer in der schönen Aula der Fritz-Reuter-Realschule zu einem Empfang, zu dem die F. v. S. eingeladen hatte. Dr. T o e p f e r (Hamburg), der Mann, der aus Liebe zur niederdeutschen Welt als großzügiger Mäzen neben vielen anderen Wohltätigkeiten auch die Bevensen-Tagung und die Preisverteilung ermöglicht, begrüßte die Teilnehmer und dankte den Mitarbeitern für ihren in all den Jahren geleisteten treuen Einsatz. Musikalische Darbietungen plattdeutscher Lieder durch den Bevenser Kinderchor unter der bewährten Leitung von Herbert S e h m verschönten den Abend.

Am Sonnabend begann die Arbeitstagung mit einem alle tief bewegenden Nachruf für Dr. Johannes S a s s durch Heinrich S c h m i d t - B a r r i e n .

Der Hauptvortrag der Tagung, den Prof. Ivo B r a a k (Kiel) über „Das Plattdeutsche als Werkzeug des Mundartdichters“ hielt, war eine Glanzeleistung. In dieser einzigartigen Form konnte der Vortrag nur von einem Manne gehalten werden, der in sich die Begabung eines Autors und Wissenschaftlers vereint. Statt der anschließenden „Diskussion“ im Plenum, die einige peinliche Auslassungen erbrachte, hätte man lieber einen Dialog der Autoren mit dem Vortragenden im kleineren Kreise ansetzen sollen.

Am Nachmittag konnten die Teilnehmer wählen zwischen den gleichzeitig laufenden Veranstaltungen der Flämischen Stunde, in der Jef de Belder mit Lichtbildern über „Die Kunst des Malerdorfs St. Martems-Latem“ sprach, und den Lesungen junger Autoren. Daran schlossen sich, ebenfalls gleichzeitig laufend, die Lesungen der diesjährigen Preisträger und die beiden Arbeitskreise über „Formprobleme der niederdeutschen Lyrik“ (Leitg. Dr. B i c h e l) und „Spielplangestaltung der niederdeutschen Bühnen (Einleitung L. H e i n z , Leitung Walter E r n s t).

Abends wurde in der Aula der Fritz-Reuter-Schule Hermann Bossdorfs „Bahnmeesters Dood“ durch die niederdeutsche Bühne Kiel unter der Regie von Michael Leinert aufgeführt. Es war eine eindrucksvolle Leistung, die starken Beifall erntete.

Der Sonntag begann mit dem plattdeutschen Gottesdienst in der Dreikönigskirche, in dem Pastor Heinrich Kröger, Soltau, die Liturgie und Predigt und Arno Tenne mit dem „Hamburger Sängerkreis“ die musikalische Ausgestaltung übernommen hatten. Anschließend trafen sich zu einem öffentlichen Rundgespräch aus Anlaß der 25. Bevensen-Tagung Vertreter des Funks, der Bühnen, der Vereine und des Vorstandes. Hierbei wurde kritische Rückschau gehalten, und es wurden Einsichten gewonnen, die das planende Wollen in der Zukunft befruchten können. Ein wertvoller Höhepunkt der Tagung.

Mit großem Interesse und mit Begeisterung wurde das Chorkonzert des Hamburger Musikkreises unter Leitung von Arno Tenne aufgenommen. Zum Abschluß der Tagung hatte die Stadt Bevensen zu einer Kaffeetafel eingeladen, bei der Stadtdirektor Schulz mit seiner Begrüßungsansprache, der Rückschau, der Treueerklärung Bevensens zu seinen niederdeutschen Dichtern und Wissenschaftlern und seinem Gelöbnis, auch in Zukunft alles für gedeihliches Fortbestehen der Tagung zu tun, stürmischen Beifall erntete. Den besinnlichen Schlußakzent setzte Hannes Fleischer mit meisterhaft vorgetragenen Ausschnitten aus den Werken unseres großen plattdeutschen Dichters Fritz Reuter.

## Pastor Dr. Rudolf Muuss †

### Nachruf von Dr. Constantin Blanck

Pastor Dr. Rudolf Muuss ist in Stedesand am 31. Juli verstorben. Erst vor kurzem, am 24. April anläßlich seines achtzigsten Geburtstages, hat es sich gezeigt, welche geachteten Namen Pastor Muuss als Bekenner zum niederdeutschen Leben innerhalb seiner Heimat und auch im Ausland errungen hat.

Pastor Muuss ist als Pastorensohn in Meldorf geboren, wächst in Flensburg auf, seine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung schließt er mit der Promotion in Bonn ab. Nach der 1. theologischen Staatsprüfung nimmt er am 1. Weltkrieg teil. Danach hat er als Schiffspastor in fünf Sprachen gepredigt. Sein Wirken erhält einen Mittelpunkt zunächst 1920 mit der Übernahme des Pfarramtes in Tating in Eiderstedt, dann 1930 mit derjenigen in Stedesand bei Niebüll. Neben den nicht geringen Aufgaben, die ihm das geistliche Amt in seiner Gemeinde auferlegte, hat er die Kraft seines Mannesalters volksmissionarisch seiner schleswig-holsteinischen Heimat gewidmet. Seine reiche ehrenamtliche Tätigkeit findet zu seinem siebzigsten Geburtstag ihre Würdigung in einer der höchsten schleswig-holsteinischen Auszeichnungen, in der Verleihung der Lornsenkette. Pastor Muuss hat über sechzig Jahre im Brennpunkt der geistigen Bewegungen zwischen Nord- und Ostsee gestanden.

Nach dem Ersten Weltkrieg hat er als unermüdlicher Streiter in Wort und Schrift mit dazu beigetragen, daß sich die Kreise Flensburg und Südtondern bei der Abstimmung für Deutschland entschieden. Pastor Muuss ist maßgeblich beteiligt am Entwurf und an der Annahme der sogenannten Bohmstedter Richtlinien von 1926, deren entscheidende Sätze lauten: „Wir Nordfriesen sind deutschgesinnt.“ Satz 5: „Wir lehnen es ab, als nationale Minderheit betrachtet zu werden.“

Pastor Muuss gehörte 1947 zu den Gründern des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes, dessen plattdeutschen Ausschuß er jahrelang leitete, 1945 zu den Neugründern des Nordfriesischen Vereins, dessen 1. Vorsitzender er jahrzehntelang gewesen ist, ebenso zu den Anregern und Gründern der Storm-Gesellschaft und 1925 des Preester-Krink, einem Kreis von Pastoren, die das Evangelium neu ins Plattdeutsche übertragen, nachdem er gerade im selben Jahr das von ihm zusammengestellte erste plattdeutsche Gesangbuch herausgegeben hat. Ein weites Feld der Betätigung tut sich für ihn und

seine Amtsbrüder im Preester-Kring auf. Plattdeutsche Andachten und Gottesdienste bei besonderen Gelegenheiten in den niederdeutschen Vereinigungen und im Rundfunk, gelegentlich auch religionsgeschichtliche Vorträge, so aus Anlaß des 400. Todestages des Reformators Bugenhagen am 20. April 1958 über dessen Einführung der neuen Kirchenordnungen in Niederdeutsch u. a. in Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein und Pommern. Von Pastor Muuss stammt der Entwurf der in Schwartau auf dem Nedderdütschen Dag von Schleswig-Holsteinern und Mecklenburgern beschlossenen niederdeutschen Kirchenresolution vom 7. November 1952. Diese Resolution ist abends auf dem Festgottesdienst zum Gedenken an Blüchers ehrenvolle Kapitulation in Ratekau unter den Kanzelbekanntmachungen verkündet worden. Die entscheidenden Sätze lauten: „bitten wir die verantwortlichen kirchlichen Stellen, daß das Plattdeutsche wegen seiner Anschaulichkeit und Gemütstiefe in unsern Kirchen stärker als bisher zu seinem Recht kommt.“ Satz 2: „Daß das neue plattdeutsche Gesangbuch und Neue Testament gefördert werden, daß die Kandidaten in den Predigtseminaren aus volksmissionarischen Gründen in plattdeutscher Seelsorge, Bibel und Gesangbuch eingeführt werden.“

Pastor Muuss ist fest überzeugt gewesen von der Bedeutung des Niederdeutschen für das kirchliche Leben im deutschen Sprachraum. Sein Anliegen ist ihm so zu Herzen gegangen, daß er immer wieder Hand angelegt hat an sein Manuskript einer niederdeutschen Kirchengeschichte. Seinem schlichten, allem unnötigen Aufwand abholden Wesen verdankt er viele seiner Erfolge und der ihm entgegengebrachten Zuneigung. Aber der große Volksmissionar Dr. Muuss, der Vielbeschäftigte, hat immer Zeit gefunden, wo Not am Mann ist. So läßt sich Pastor Muuss nur schwer in ein Schema einordnen. Seine Haltung findet man nur selten, unter den Naturwissenschaftlern am ausgesprochensten beim Bayern Pettenkofer, unter den Historikern bei Dahlmann, dem Mecklenburger und Wahlholsteiner.

H. C. Blanck

## Vermischte Beiträge

zum

# Carolinum

39. Jg. - Nr. 63/64

Göttingen

Herbst 1972

### Dr. Walter Lehmbeker erhielt den Kulturpreis der Bundeslandsmannschaft Mecklenburg

In einer von Liedern des anmutigen Bevenser Kinderchors umrahmten Feierstunde wurde dem Mitglied unseres Vorstandes und dem Mitherausgeber unserer Zeitschrift, Dr. Walter Lehmbeker, am 7. Oktober dieses Jahres in Bevensen der „Mecklenburger Kulturpreis 1972“ verliehen. In der Verleihungsurkunde, die der 1. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft, Karl Werner Flint, verlas und dem Preisträger überreichte, heißt es wörtlich:

Dr. Walter Lehmbeker hat sich um die Bewahrung und Pflege niederdeutscher Sprache und Dichtkunst, um die Erhaltung mecklenburgischer geschichtlicher Werte und seit 1945 der geistigen Verbindung zur alten Heimat ein besonderes Verdienst erworben.

Der Mecklenburgische Heimatbund, dem er seit 1934 als Vorstandsmitglied und von 1937 an als Schriftleiter der Zeitschrift „Mecklenburg“ angehörte, verdankt ihm die Errichtung mehrerer Heimatmuseen in den mecklenburgischen Städten vor dem Zweiten Weltkrieg.

In seiner alten wie neuen Heimat bemühte er sich unermüdlich, das Bleibende der heimatlichen niederdeutschen Dichtung mit dem Lebendigen der Gegenwart zu vereinen und kommenden Generationen als wertvolles Erbe zu übermitteln.

Die von ihm herausgegebene „Niederdeutsche Bücherreihe“ enthält in treffender Auswahl Beiträge mecklenburgischer Dichter und ihre Darstellung der niederdeutschen Heimat und der Probleme der Menschen in ihrer Zeit.

Seine besondere Liebe gilt dem dichterischen Schaffen John Brinckmans und vor allem Fritz Reuters, für dessen Werk er sich in zahlreichen Abhandlungen und als Präsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft vor allem einsetzt.

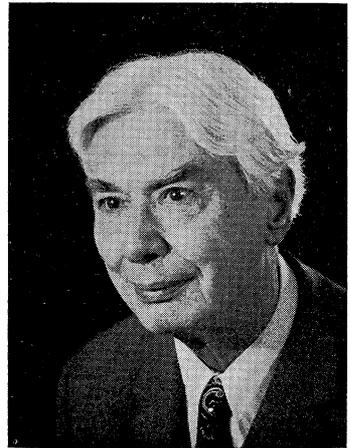
Die literarisch-historische Zeitschrift „Das Carolinum“ wird maßgebend von Lehmbeker mitgeleitet und die „Stiftung Mecklenburg“ verdankt ihre Gründung in hohem Maße seinen steten Anregungen.

Von 1952 bis 1956 besorgte er mit Dr. Hollmann die Schriftleitung der Monatszeitschrift „Der Mecklenburger“.

Für die Mecklenburgische Landsmannschaft war er unermüdlich tätig durch seine vielen Ausstellungen mecklenburgischer geschichtlicher Dokumente, seine Vorträge über heimatliche Kunst in Wort und Bild und seine zahlreichen wertvollen Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften.

Mit der Verleihung des Preises werden diese hervorragenden Leistungen anerkannt.

Die Laudatio hielt der Kulturreferent der Bundeslandsmannschaft Mecklenburg, Dr. Otto Witte, der den Werdegang, die Persönlichkeit und das Lebenswerk Dr. Lehmbekers



beckers aus freundschaftlich vertrauter Sicht schilderte und seine Überzeugung zum Ausdruck brachte, daß die Arbeit Lehmbeckers für die Erhaltung der geschichtlichen Leistungen Mecklenburgs, für seine Sprache und Dichtkunst und für die Einheit der Nation nicht vergeblich sein werde!

Dr. Walter Lehmbecker ist der vierte Träger dieses Kulturpreises, den in früheren Jahren der Dichter Friedrich Griese, unser Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler und der im Vorjahr verstorbene Musikwissenschaftler, Komponist und Chorleiter Friedrich Siems, ehem. Dozent an der Pädagogischen Akademie Rostock, erhielten.

### **Verleihung des Großen Verdienstkreuzes an unseren Caroliner Dr. jur. Hermann Stech**

Im Palais Wangenheim zu Hannover, dem Sitz des Niedersächsischen Ministers für Wirtschaft und öffentliche Arbeiten, wurde dem Generaldirektor der Mecklenburgischen Versicherungsgesellschaft a. G., Dr. jur. Hermann Stech, am 6. Juli 1972 in einer Feierstunde, an der namhafte Vertreter der Landes- und Kommunalbehörden, der Versicherungswirtschaft, der Industrie- und Handelskammer und die Aufsichtsrats- und Vorstandsmitglieder seiner Versicherungsgesellschaft teilnahmen, das ihm vom Bundespräsidenten verliehene Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht.

Staatssekretär Dr. Bartsch führte in seiner Ansprache aus, daß mit dieser Auszeichnung einerseits die hervorragenden unternehmerischen Verdienste von Dr. Stech um den Wiederaufbau eines der traditionsreichsten Versicherungsunternehmen gewürdigt, zum anderen sein auch stets selbstloser Einsatz in maßgebenden Gremien der deutschen und internationalen Versicherungswirtschaft anerkannt wurden. Auch der Gattin unseres Caroliners, Frau Hertha Stech, sprach der Staatssekretär seinen Glückwunsch und Dank aus, denn — so sagte er — was wären wir Männer ohne unsere stets opferbereiten Frauen!

In seinen Dankesworten bezog Dr. Stech seine Auszeichnung und Ehrung auch auf seine Mitarbeiter und brachte zum Ausdruck, daß die Wertung seiner Arbeit, daheim in der Mecklenburgischen und draußen in den vielfältigen Gremien der Verbände der Deutschen Versicherungswirtschaft, an deren Spitze er durch die jüngst erfolgte Wahl zum Vorsitzenden des Präsidiums des Gesamtverbandes berufen wurde, ihn mit großer Freude und Dankbarkeit erfülle.

Groß war die Reihe der ersten Gratulanten. Anlässlich eines der Hauptversammlungen vorausgegangenen kleinen Empfangs würdigte der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Mecklenburgischen, Wilhelm Püllen, in einer Laudatio die Verdienste Dr. Stechs. Der Vorstand unserer Carolinerschaft übermittelte Dr. Hermann Stech unsere herzlichsten Glückwünsche. Er schrieb uns daraufhin:

„Die überaus freundschaftlich gefaßten Glückwünsche, die Sie mir zum Empfang des Großen Verdienstkreuzes mit Ihren lieben Zeilen vom 8. d. M. gesagt haben, haben mich von Herzen erfreut. Ich danke Ihnen für diesen großartigen Ausdruck landsmannschaftlicher Verbundenheit, und ich schätze mich glücklich in der Empfindung, daß die Selbstbehauptung und der Aufbau der Mecklenburgischen Versicherungs-Gesellschaft a. G., der einstigen alten „Hagelkasse“ in Neubrandenburg, den Namen unserer Heimat auch auf der freien Seite unseres Vaterlandes nach seiner Trennung fortleben läßt. Ähnliches haben wir ja auch mit der Wiederbelebung der hundertjährigen Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank versucht, die unter reger Mithilfe der Mecklenburgischen Versicherungs-Gesellschaft seit 1964 in Hamburg reaktiviert worden ist und unter der Firma „Norddeutsche Hypotheken- und Wechselbank“ den alten Namen (Mecklenburgische usw.) fortführt.

Es ist mir eine warmempfundene Freude, daß meine Mitschüler auch diesen Teil der Arbeit, den die Mecklenburgische Versicherungs-Gesellschaft unter

glücklichen Umständen nach 1948 ins Werk setzten konnte, als einen kleinen Beitrag für das Ansehen unseres engeren Heimatlandes werten.

Ihnen selbst, liebe Mitschüler, möchte ich auch bei dieser Gelegenheit wieder herzlich danken für Ihr uneigennütziges Wirken für die Landsmannschaft und unser Carolinum.“

### *Geburtstage*

Unser Caroliner Gerd Tolzien feierte in München am 18. Juni d. J. seinen 70. Geburtstag. Wir verweisen auf unseren Beitrag Seite 63 dieses Heftes, der die ganze Spannweite seiner Persönlichkeit und die zeit- oder schicksalsbedingte Tragik seines Schaffens nur anzudeuten vermochte. Unsere besten Wünsche fürs neue Lebensjahrzehnt begleiten ihn. — Am 2. August 1972 beging der Tierarzt Dr. Hans Bahlcke in Friedland/Mecklenburg seinen 80. Geburtstag, den er gesund im Kreise aller Familienangehörigen feiern konnte. Ehemaligen Friedländern und Neubrandenburgern wird der Jubilar gewissermaßen ein Begriff sein! — Unser früherer Schatzmeister Walter Blank in Kiel konnte am 13. August d. J. sein 70. Lebensjahr vollenden. Der 1. Vorsitzende unserer Carolinerschaft, Peter Heitmann, überbrachte ihm persönlich unsere Glückwünsche mit nochmaligem Dank für die gewissenhafte Kassenführung während seiner fast 15jährigen Tätigkeit für uns Caroliner! — Dipl.-Ingenieur Walter Rieck, langjähriges Mitglied unseres Vorstandes, beging am 29. August d. J. seinen 87. Geburtstag. Er konnte ihn nach längerem Krankenhausaufenthalt wieder in seinem Heim in Bergisch-Neukirchen verbringen. Wir wünschen ihm weitere Genesung! — Karl Hartwig, ehemaliger Verlagsleiter unserer heimatlichen „Landeszeitung“, feierte am 5. Juli d. J. in Bremen seinen 70. Geburtstag. Unter den zahlreichen Gratulanten befanden sich auch unsere Caroliner Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Stech und Peter Heitmann. — Seinen 60. Geburtstag beging am 29. September d. J. S. K. H. Herzog Christian Ludwig zu Mecklenburg. Die Glückwünsche der Carolinerschaft, mit der er sich als Nachfahre des Gründers unseres Gymnasium Carolinum eng verbunden fühlt, übermittelten ihm auf Gut Hemmelmark unsere Vorstandsmitglieder Dr. Walter Lehmecker und Peter Heitmann. — Am 3. November d. J. vollendete unser hochverehrter Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler in Göttingen sein 82. Lebensjahr. Auch nachdem er die Herausgabe und Schriftleitung unserer historisch-literarischen Zeitschrift aus Gesundheitsgründen in jüngere Hände gelegt hat, ist er an der Gestaltung dieser Zeitschrift und am weiteren Zusammenhalt unserer Altschülerschaft immer noch lebhaft interessiert. Er arbeitet auch noch an eigenen literarischen Beiträgen. Wir Caroliner und alle seine Freunde wünschen ihm fürs neue Lebensjahr Glück und Gesundheit!

### *Geboren*

Ingeborg Dahl, geb. Heitmann, und Heinz Dahl in Ottendorf bei Kiel freuen sich über die Geburt ihrer Tochter Dorothea Charlotte. — Renate Heitmann, geb. Beutler, und Joachim Heitmann in Malente zeigen die Geburt ihres zweiten Sohnes Henning Steffen an.

### *Beförderungen*

Unser Caroliner Wolfgang Sponholz, früher Finanzassessor, ist bereits seit längerer Zeit Oberregierungsrat beim Finanzamt Lübeck. Zur Oberregierungsrätin wurde in Kiel Frau Ingeborg Dahl, geb. Heitmann, befördert.

### *Gestorben*

Am 3. Januar 1972 verstarb in Hardenbeck/Uckermark der im Juli 1890 in Bredenfelde geborene Hans Pagel. Als langjähriger Leiter der genossenschaftlichen Flockenfabrik und der Spar- und Darlehnskasse wie auch als begeisterter Anhänger der Leibesübungen und des Sportes hat er in Hardenbeck viel zum Wohle der ländlichen Bevölkerung beigetragen. Ihm sind im Tode schon vor Jahren seine beiden Brüder, der Ministerialrat a. D. Dr. Ulrich Pagel und der damalige Innenminister des Landes Schleswig-Holstein, Dr. Paul Pagel, vorausgegangen. — Am 1. Juni 1972 verstarb in Porto Alegre/Brasilien unser Caroliner Heinz Lindstaedt. Ein sanfter Tod erlöste ihn von einem qualvollen Leiden. Er wurde am 9. November 1903 in Feldberg/Meckl. geboren und war Konabiturient von Frau Anneliese Stier, geb. Martens, Werner Starke, Gerhard Distelmeyer und Parisius. —

Seit 1928 lebte er in Porto Alegre, wo er sich mit viel Fleiß und Hingabe an seinen Beruf als Exportkaufmann eine Existenz geschaffen hatte. Er fand eine liebe und verständnisvolle Lebensgefährtin, sie hatten 2 Kinder, die beide verheiratet sind. Der glückliche Großvater erlebte noch die Geburt des 4. Enkels und der ersten Enkelin. In einem Brief seines Schwagers aus Rio de Janeiro heißt es: „Heinz hat immer den Menschen, die ihn umgaben, eine ganz besondere Zuneigung entgegengebracht. Man darf wohl sagen, daß er davon gelebt hat, anderen eine Freude zu machen.“ Seit vielen Jahren waren die Caroliner-Hefte das Weihnachtsgeschenk von seiner Schwester Miekens Zygenda, geb. Lindstaedt. Sie wurden von ihm gern gelesen, auch von Frau und Sohn immer freudig begrüßt. — Am 13. 6. 1972 verstarb im 89. Lebensjahr Frau Gertrud Michaelis, geb. Schütz. Sie war die Witwe unseres verewigten Neustrelitzer Pastors, Propst Michaelis, der wegen seines mannhaften Einstehens für seinen Glauben schwersten Verfolgungen und Verhaftungen seitens des NS-Systems ausgesetzt worden war. — Rechtsanwalt Dr. Hans-Joachim Piehler in Düsseldorf, Neffe unseres Oberstudiendirektors a. D. Piehler, beklagt den frühen Tod seiner geliebten Frau Christel Piehler, geb. Springmeier, sie starb am 19. 7. 1972 im Alter von 50 Jahren. — Am 22. 7. 1972 verstarb unerwartet nach einem erfüllten Leben voll Liebe und Sorge für ihre Familie im 80. Lebensjahr infolge eines Unfalles Frau Carla Schönborn, geb. Großkopf. Sie war die Witwe des von allen Neustrelitzern geschätzten Optikermeisters Schönborn, in dessen Geschäft sie aktiv mitwirkte. Es trauern um sie ihre Kinder Vera Koester, geb. Schönborn, und Dieter Schönborn nebst Angehörigen, u. a. 5 Enkelkindern. — Im Alter von 76 Jahren verstarb am 16. 8. 1972 in Bielefeld Frau Cläre Paschen, geb. Boge, Gattin unseres Caroliners Wilhelm Paschen. — Aus seinem erfolgreichen Schaffen als Vorstandsmitglied der Mecklenburger Bank in Tossens/Oldenburg wurde unser Caroliner Dr. jur. Kurt Müller-Meinhard am 16. 8. 1972 im 81. Lebensjahr durch den Tod abberufen. Er hat wesentlichen Anteil an der Verlagerung der Mecklenburger Bank und im Zusammenhang damit an der Schadensregulierung für viele unserer Landsleute, die Guthaben vor 1945 bei seiner Bank oder bei den mit ihr fusionierten mecklenburgischen Banken hatten. Mit Rat und Auskunft stand er jederzeit zur Verfügung. Dafür danken wir ihm auch an dieser Stelle. — Unser Caroliner, der Zahnarzt Dr. Gerhard Tesch in Berlin, ging nach langer und geduldig ertragener Krankheit allzu früh in die Ewigkeit ein. Er wurde am 3. November 1915 geboren und starb am 6. 9. 1972. — Im gesegneten Alter von 92 Jahren entschlief am 24. 9. 1972 in Mainz Frau Marta Tolzien, geb. Bard. Sie war die Witwe unseres hochverehrten Landesbischofs Dr. Gerhard Tolzien. Wir trauern um sie mit ihren Kindern Gerd Tolzien, Frau Ruth Roth und deren Angehörigen. — Von seinem schweren Leiden würde im 73. Lebensjahr am 26. 9. 1972 Oberstleutnant a. D. und Oberregierungsrat a. D. Eberhard von Harling in Bonn-Bad Godesberg durch den Tod erlöst. Er war Inhaber des Verdienstkreuzes I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und mehrerer Auszeichnungen aus beiden Weltkriegen. — Am 14. Oktober 1972 ist unser Caroliner Oberstleutnant a. D. Hans Becker verstorben. Er gehörte zu den vier Carolinern, die aus dem Jahrgang stammten, der Ostern 1897 in die Nona des Carolinums eintrat. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges diente er gerade sein Jahr als Einjähriger ab, wurde nach kurzer Kriegszeit als aktiver Offizier übernommen und nahm als solcher ebenfalls am 2. Weltkrieg als Oberstleutnant teil. Sein einziger Sohn fiel im letzten Weltkriege. Die noch lebenden, mit ihm zu gleicher Zeit in die Nona eingetretenen Caroliner sind: Robert Buhrow, Wilhelm Paschen, Gustav Heinrich Piehler. Von Oktava an war er auch Klassenkamerad von Carl Risch.

#### *Studienrat a. D. Hans Ohle († 12. 10. 1972)*

Wieder ist einer unserer hochbetagten Kollegen des Carolinums von uns gegangen, der Jahrzehntlang an unserer Anstalt tätig war. Es ist der Mathematiker und Physiker Hans Ohle. Ein schweres Geschick hatte ihn in der frühen Jugend betroffen, die schon damals grassierende Kinderlähmung. Wie vielem mußte er an Freuden in der Kindheit und auch im späteren Leben entsagen, und doch haben wir ihn nur froh gesehen. Er hatte seinem Schicksal Paroli geboten, indem er sich dem einzigen Sport, der für ihn möglich war, mit aller Kraft, ja, mit Leidenschaft ergeben hatte, dem Segelsport. Außerhalb seines Dienstes kannte er nichts als „sein Boot“, das ihn nicht nur über die schönen mecklenburgischen Seen trug. Er wagte es sogar, mit seiner Jolle, die äußerst wohllich, ja komfortabel eingerichtet war, das offene Meer zu befahren. Selbst im Winter saß er oft in seinem warmen behaglichen Zimmer, um Navigationspläne zu schmieden. So war er stets ein Mensch geblieben, der das Schicksal auf seine Weise meisterte.

Schon in seinen Studentenjahren wurde Hans Ohle durch das Carolinum zum Dienst verpflichtet, da bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges der zweite Mathematiker des Gymnasiums, Studienrat Tiedt, als Reserveoffizier an die Front berufen wurde.

Nachdem ihm seine erste Gattin durch einen Unglücksfall entrissen worden war, heiratete Ohle eine Enkelin des jahrzehntelang am Realgymnasium tätigen Mathematikprofessors Maximilian Haberland. Auch diese Ehe wurde glücklich und schenkte ihm noch zwei gesunde Kinder.

Wir, seine alten Kollegen vom Carolinum, trauern mit seiner Familie um den schmerzlichen Verlust.

G. H. Piehler

### Aus Briefen

Dipl.-Ing. Ministerialrat Günter Tramm, Düsseldorf: — Meine im März 1966 verstorbene Mutter war in erster Ehe mit dem mecklenburgischen Lehrer Paul Krüger verheiratet. Er fiel im 1. Weltkrieg. Meine 1911 geborene Stiefschwester besuchte das Lyzeum — Ihr Mann (I. R. 48) kehrte nicht aus dem Kriege zurück. In den Wirren der Kapitulation verlor sie ihre gesamte Habe und fand mit ihren damals noch kleinen Kindern bei den Eltern Unterschlupf. Beruflich arbeitet sie seit rd. 20 Jahren bei der Tischlergenossenschaft für den Kreis Neustrelitz als stellvertretende Geschäftsführerin. — Mein Stiefbruder Johannes Krüger, Jahrgang 1913, bestand Ostern 1934 sein Abitur am Carolinum (Zweig: Realgymnasium). Er studierte an der Hochschule für Lehrerbildung in Rostock und war vor



Lyzeum Neustrelitz, etwa 1927/1928

oben links: Dreier Gruppe  
Anneliese Köpke, Vera Michaelis, Ilse Pape

oben rechts:  
Elisabeth Pape, Ilse Scheer

1. Reihe von oben, von links:

Dorothea Nehrens, Elsbeth Schulz, Karla Steller, Annemarie Runge, Lotti Lüssow, Dr. Helene Tank, Irmgard Kurz, Annemarie Rühle, Frieda Strand, Lotte Nägler, Irmgard Gottschalk

2. Reihe von oben, von links:

Lotte Roloff, Irmgard Hase, Margarete Frank, Inge Adam, Hanni Vesper, Hildegard Warner, Gertrud Eilhauer, Else Niemann

3. untere Reihe von links:

Ruth Ebert, Ursula Köller, Irmgard Kühn ?, Erika Adam, Ilse Wendel, Salomea Kornblum  
Die Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Frau Lotti Kaufmann geb. Lüssow, 1 Berlin 33, Dillenburger Straße 58, zur Verfügung gestellt.

dem Kriege als Lehrer in Triepkendorf tätig. Für ihn dauerte der Krieg genau 10 Jahre. Erst 1949 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück —. Er wurde Lehrer in Schwerin-Lankow, wo er sich beim Aufbau des modernen Schulwesens alleits anerkannte große Verdienste erwarb. Schon früh mußte er von uns gehen. Als Direktor der Oberschule Schwerin-Lankow verstarb er im April 1967 an den Folgen eines tragischen Verkehrsunfalles. Die einzige Tochter meines verstorbenen Bruders ist auch wieder als Lehrerin tätig, und zwar in Schwerin. — Der Aufsatz „Die Anfänge der akademischen Lehrerbildung in Mecklenburg“ brachte viele für mich bekannte Namen und rief alte Erinnerungen wach. Mein Bruder hatte immer viel von seinem Studium in Rostock erzählt. Der Brief von Hans Lösch brachte für mich das besonders vertraute Stichwort „Wokuhl!“ Meine Mutter, eine geborene Ahrendt, stammt aus Wokuhl. Ihre Familie bewirtschaftete viele Jahre das sogenannte Freischulzengehöft. Leider ging der Hof in den schweren Jahren des Bauernsterbens, wohl so um etwa 1928, durch Zwangsversteigerung verloren. — In Wokuhl war auch der erste Mann meiner Mutter als Lehrer tätig und ebenfalls mein Vater. Wer nicht aus Mecklenburg stammt, kann sich gar nicht vorstellen, was das für Verhältnisse waren. Nach Wokuhl gab es weder Bahn- noch Busverbindung. Auch eine Molkerei war nicht vorhanden. Karger Sandboden und viel Wald. Viele Forstgehöfte waren in der Umgebung. — So werden bei dem Studium des Heftes und der zugehörigen „Vermischten Beiträge“ immer wieder alte Erinnerungen wach . . .

### *Studienreisen*

Der Studienzirkel e. V. unseres Caroliners Dr. Heinrich Pinnow in 67 Ludwigshafen, Schumannstraße 3, der seine Jahreshauptversammlung am 25. November d. J. um 20 Uhr im Pfalzbau zu Ludwigshafen mit einer großen Rückschau auf die Europa-Reisen 72 verbindet, legt uns wieder ein interessantes Programm für 1973 vor. So wird eine Studienreise vom 25. 12. 1972 — 7. 1. 1973 ins klassische Kreta und vom 23. 12. 1972 — 8. 1. 1973 nach Mittelamerika führen. Im Februar 1973 schließt sich eine Reise nach Südamerika an. Das vielseitige Programm für 1973 sieht Studienreisen nach Griechenland, nach Florenz, nach Prag und Polen, nach Israel — Sinai — Petra, nach Japan und nach Persien-Afghanistan vor. Eine Pfingstreise führt nach Sizilien. Auch für den Sommer und Herbst 1973 sind Nordland-, Mittelmeer-, Ostasien-, Südamerika- und andere instruktive Reisen vorgesehen. Wir wünschen unserem Dr. Pinnow guten Zuspruch und Erfolg!

### *Reisen nach Mitteleuropa*

Der Bund der Mitteleuropäer (BMD) hatte am 30. Oktober in einem Aufruf an alle Bürger der Bundesrepublik Deutschland und besonders an die Flüchtlinge aus Mitteleuropa appelliert, alle durch den Verkehrsvertrag und die weiteren Abkommen gegebenen Reisemöglichkeiten in die „DDR“ wahrzunehmen und zu vertiefen.

In der Information hatte der BMD u. a. auch auf die fernmündliche und schriftliche Beratungsmöglichkeit solcher Landsleute aufmerksam gemacht, die glauben — aus welchen Gründen auch immer — nicht ungehindert nach Mitteleuropa fahren zu können.

Inzwischen hat eine Flut von Anfragen beim Senator für Inneres, Referat III G, 1 Berlin 30, **Fehrbelliner Platz 2, Ruf 0311 / 87 05 91, App. 49 77 oder 44 46**, eingesetzt, die dieser nicht mehr umgehend beantworten kann.

Ab sofort steht neben dieser Auskunftsstelle in Berlin, die nunmehr vornehmlich nur noch von Berlinern in Anspruch genommen werden sollte, das Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, Referat II 3, 53 Bonn, Heussallee 9—10, Ruf 02221 / 10 71, zur Verfügung. — In jedem Fall wird den Fragestellern empfohlen, die entscheidenden Kriterien, die nach ihrer Meinung eine vorgesehene Reise beeinträchtigenden könnten, herauszustellen, damit eine ungleich schnellere Beantwortung ohne meist verzögernde Rückfragen erfolgen kann.

### *Neustrelitzer Gastfreundschaft an der Adria*

Ein Caroliner-Ehepaar schreibt uns: Wir sahen in einem Prospekt, den uns Bekannte übermittelten, das Bild und die ansprechende Aufmachung eines modernen Hotels, das im Vorjahr in Cervia an der Adria eröffnet wurde und von einem jungen Neustrelitzer geleitet wird. Es verlockte uns so sehr, daß wir uns im vergangenen Frühjahr für einige Wochen dort anmeldeten. Nach langer Bahnfahrt kamen wir an einem sonnigen Nachmittag in Cervia an. Dem Taxichauffeur am Bahnhof nannten wir unser Ziel: „Hotel Schiller“, worauf er nur antwortete: „Ah, Pinarella!“ Er fuhr uns über die Via dei Mille und die lange, saubere

Meerespromenade in die Viale de Amicis, wo wir bald das uns aus dem Prospekt schon vertraute Hotel erkannten. Ein junger, blonder Mann kam uns entgegen, als Landsmann unverkennbar. Es war Roland Schütt, der uns dann herzlich begrüßte und in unser nettes Appartement im 3. Stock des von ihm gepachteten Hotels einwies. Wir waren, nachdem er zu Ostern ein volles Haus zu verzeichnen hatte, die ersten Gäste in der Vorsaison. Gegen Abend und am nächsten Tag kamen weitere Gäste, und zwar Landsleute, die aus Güstrow und Ludwigslust stammten. Dies heimatische Milieu wurde später noch durch den Herausgeber des Heimatblattes „Unser Mecklenburg“, Friedrich Wilhelm Giebel aus Bremen, ergänzt. Touristen aus anderen deutschen Landschaften und Einheimische kamen hinzu. Die Tage verliefen bei schönstem Maienwetter und die Abende bei manch fröhlichem Umtrunk im Foyer viel zu schnell. Spaziergänge am kilometerlangen Strand, Besuche des interessanten Wochenmarktes in der Nähe des alten Fischereihafens, Fahrten nach Ravenna zu den Grabmalen Theoderichs und Dantes und den sehenswerten mosaikreichen Kirchen füllten unser Programm aus. Auch der Aufenthalt auf dem Sonnendach mit dem Blick auf das Meer einerseits und auf den Apennin mit der Bergkuppe von San Marino andererseits lohnte sich, ebenso das Schwimmen im Swimming-Pool des Hotelgartens. — Unsere Tischnachbarn kurten in den heilkräftigen Thermen am weit draußen gelegenen Pinienpark.

Preiswert war die Vollpension mit stets abwechslungsreichen, unbeschwerlichen Mahlzeiten; und als uns Roland Schütt, der in der Mühlenstraße in Neustrelitz aufgewachsen ist und seine gediegene gastronomische Ausbildung in Hamburg, Berlin und in den USA erfahren hat, am Vorabend unserer Abreise das benachbarte Milano Marittima mit seinen international renommierten Hotels zwischen Pinien und Strand zeigte, konnten wir auf eindrucksvolle und erholsame Ferientage zurückblicken, die wir dort gern wiederholen möchten!

#### *Anschriftenänderungen*

Zollamtman a. D. Hans Hacker wohnt jetzt in 777 Überlingen am Bodensee, Schatzberg 6, IV; die neue Anschrift von Dr. med. Horst Rosenhainer ist 7501 Reichenbach über Karlsruhe, Busenbacherstraße 15; Oberregierungsrat Wolfgang Sponholz wohnt in 24 Lübeck, Weinbergstraße 27; Frau Frieda Block in 2 Hamburg-Dulsberg 70, Schlettstadter Straße 5.

#### *Suchanzeige*

In Heft 58/59 des „Carolinum“ befindet sich auf Seite 95 ein Bild der Primaner von 1925. Bei dem Primaner Renner steht der Vermerk: „gef.“ Das stimmt nicht. Ein Klassenkamerad hat Arnold Renner nach der Kapitulation 1945 in Hamburg getroffen und gesprochen. Renner war auf dem Wege nach Neustrelitz, wohin er auch gekommen ist. Von dort ist er aber bald mit seiner Familie wieder nach dem Westen gegangen. Wer weiß, ob er noch und wo er heute mit seiner Familie lebt? Für eine Nachricht wäre dankbar Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel (bis 1944 am Carolinum), wohnhaft in 61 Darmstadt, Martinstraße 11.

#### *Werbeauftrag!*

In seiner Sitzung am 24. Juni d. J. in Hamburg befaßte sich der Vorstand unserer Carolinerschaft eingehend mit der Kassenlage und den erhöhten Anforderungen, die die steigenden Druck- und Versandkosten unserer Zeitschrift wie auch die Vorbereitungen und Durchführung unseres 7. Treffens in Marburg am 21./23. September 1973 an uns stellen werden. Dazu ist vor allem erforderlich, daß wir manche noch abseits stehende Caroliner und neue Freunde für uns gewinnen. Daß dies möglich ist, hat einer unserer Vorstandsmitglieder bewiesen, der in kurzer Zeit allein sieben neue Mitglieder bzw. Freunde werben konnte!

Wir rufen daher alle Caroliner und Leser unserer Zeitschrift auf, sich an dieser Werbung zu beteiligen. Im Bekannten- und Freundeskreis gibt es sicherlich viele, die an unserem Zusammenschluß oder an unserer Zeitschrift interessiert sind, aber noch keine Verbindung zu uns haben. Auch die ehemaligen Schülerinnen unseres Lyzeums oder Oberlyzeums werden manche Anschrift wissen oder erfahren, an die sie sich wenden könnten, um neue Mitglieder für unsere Carolinerschaft oder für unseren Freundeskreis zu gewinnen!

Für jede erfolgreiche Werbung gewähren wir eine Prämie, indem wir das Buch von Willi Finger-Hain „Fritz Reuter als Zeichner und Maler“ überreichen. Es ist auf Kunstdruckpapier 1968 erschienen und enthält mehr als 60 Abbildungen. (Der Buchhandelspreis beträgt DM 16,80)

Zur Vereinfachung der Buchungsarbeiten bitten wir, die Beitragszahlungen (DM 24,— jährlich für Mitglieder und DM 16,— jährlich für Angehörige unseres Freundeskreises) möglichst in einmaligen Beträgen oder in Halbjahresraten zu leisten. Die Überweisungen sind nicht mehr, wie vielfach geschehen, auf das Konto unseres früheren Schatzmeisters Walter Blank, sondern auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 136 292 — 206, Inhaber Michael Wolfgang Ludewig, 2407 Bad Schwartau, vorzunehmen! Wir nehmen auch Spenden gern entgegen und danken besonders Herrn Rechtsanwalt Otthinrich Müller-Ramelsloh, Reinbek, der uns in Bevensen DM 55,— als Spende fürs Carolinum“ überreichte.

## 7. Caroliner-Treffen

21. bis 23. September 1973

Marburg

Kurhotel Ortenberg

Den Gottesdienst am Vormittag des 22. September 1973

in der St.-Elisabeth-Kirche

hält unser Caroliner, Kirchenrat Dr. Christian Berg



**Gruppenaufnahme auf dem Glambecker See  
etwa aus dem Winter 1914/15**

(Die Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Hildegard Wolter zur Verfügung gestellt.)

*Obere Reihe von links: Walter Heller, — ? —, Ehrenfried Bahlcke,  
Herr Ahlgrimm, Engelbrecht, E. Beyer*

*Zwischenreihe: Karl Ebert, Werner Praefcke, Jürgen Nahmmacher, — ? —, Honig, — ? —, — ? —*

*Untere Reihe: Kurt Wolter, Carl Otto Wolter, Hildegard Wolter,  
Rolf Liepe, Hermann Schmidt, Hermann Stech*